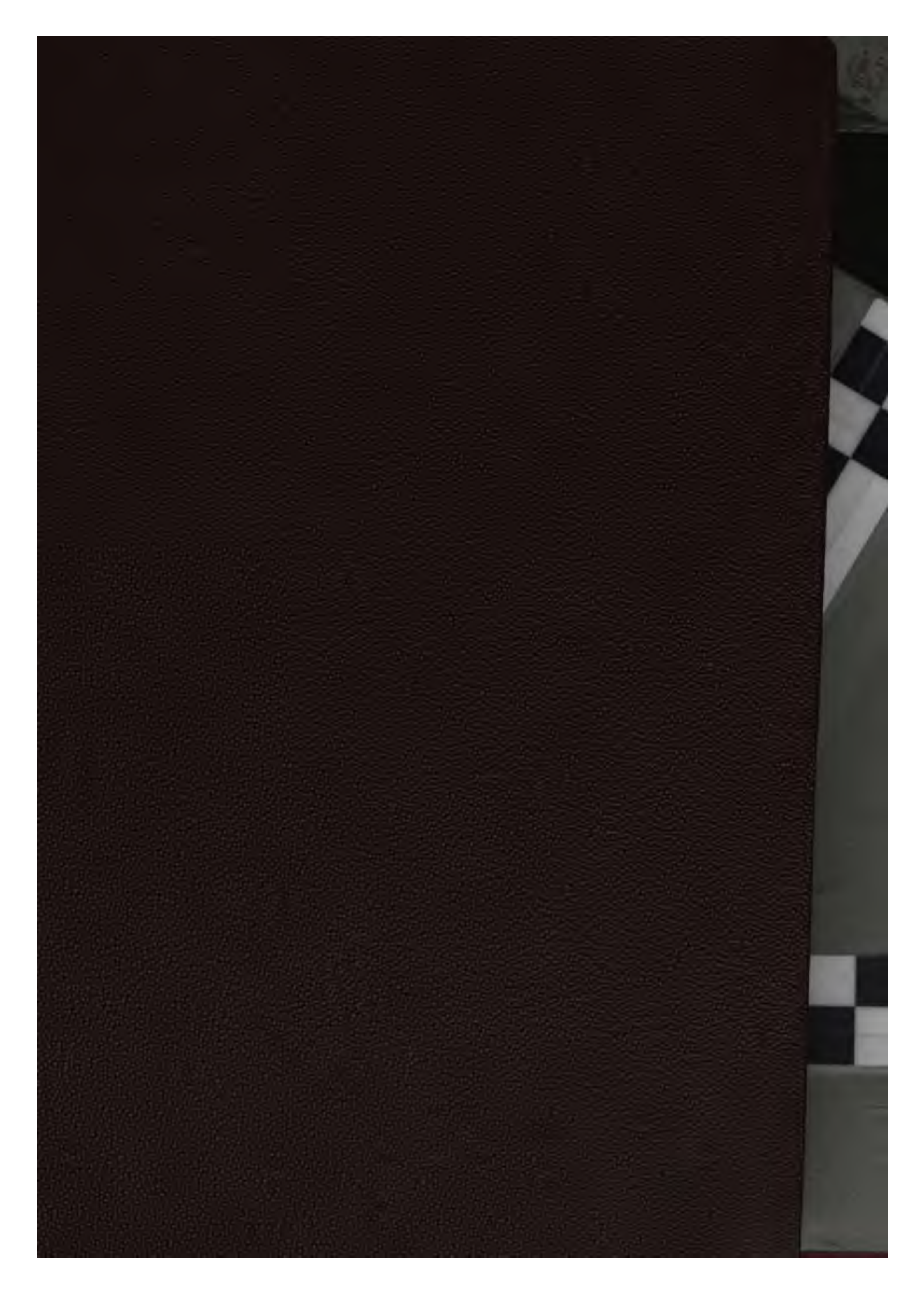
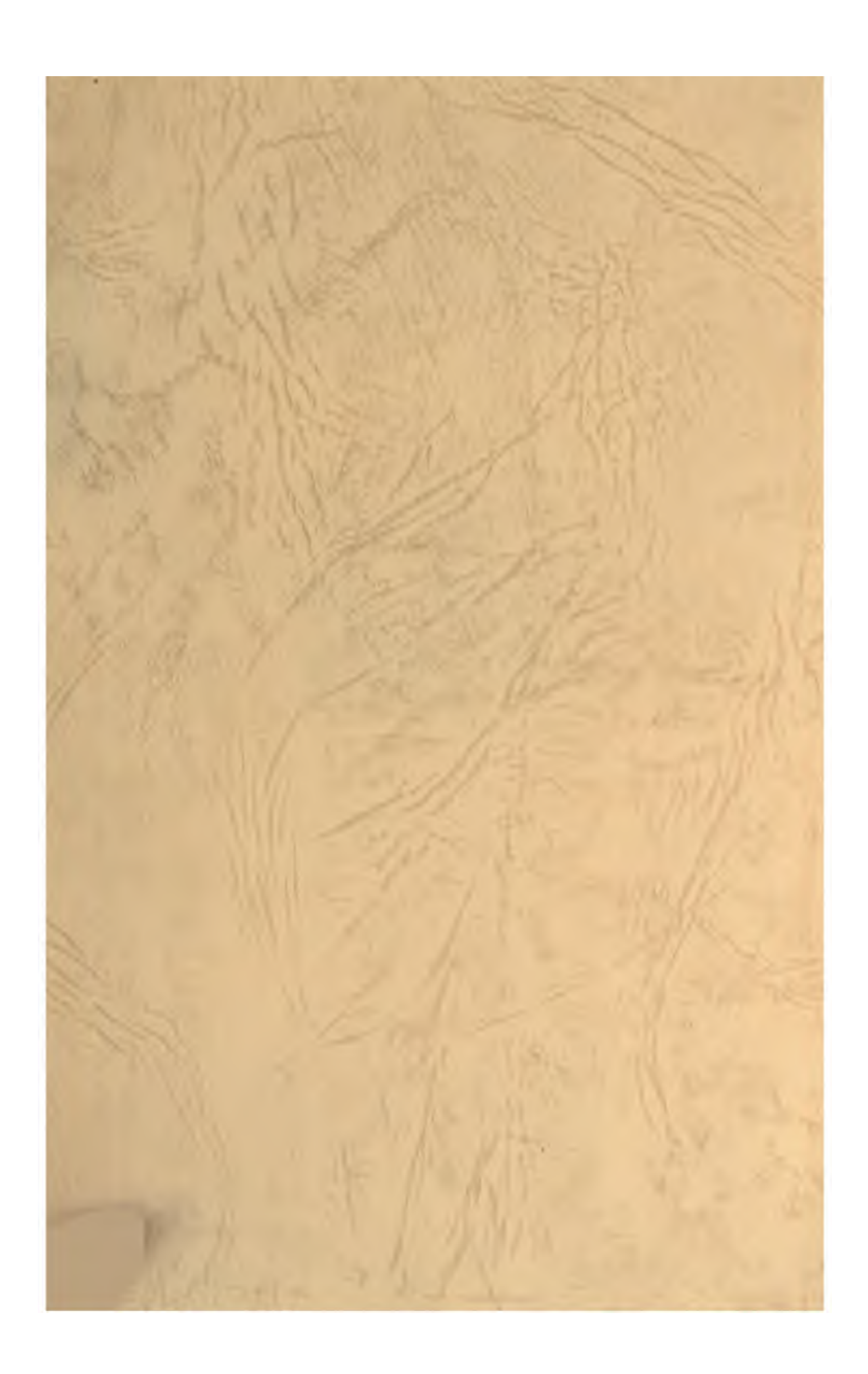






Aus

Hamburgs Vergangenheit.

Kulturhistorische Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten.

Herausgegeben

von

Karl Koppmann.

Erste Folge.

Hamburg und Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
[illegible].

Inhalt.



Vorwort.

Der ersten Reihe kulturhistorischer Bilder aus Hamburgs Vergangenheit folgt jetzt die zweite Reihe. Was Herausgeber und Verleger für jene erhofft und vertrauensvoll erwartet, freundliche Aufnahme von seiten derer, welche Interesse haben für die Geschichte der Vaterstadt, ist ihr in reichem Maße zu teil geworden: mit ihren Mitarbeitern sagen sie ihren Dank dafür durch rüstiges Weiterschaffen.

Aus dem langen, reichen und wechselvollen Kulturleben, das unsere Vaterstadt aufzuweisen hat, sind wiederum einzelne Seiten herausgegriffen, betrachtet und dargestellt worden, wie sie dem Einzelnen seiner ganzen Studienrichtung nach nahe lagen, oder durch Zufall ihm genauer bekannt wurden, oder durch ihre Bedeutsamkeit sein Interesse gefangen nahmen. Wiederum hat auch durch den Stoff selbst und die Verschiedenartigkeit der modelnden Hände jeder Aufsatz seinen eigenen Ausdruck erhalten, ohne daß deshalb der gemeinschaftliche Grundzug, schlichte

Sprache, wahrheitsgetreue Erzählung und wissenschaftliche Grundlage, mag er auch hier kräftiger als dort hervortreten, irgendwo ganz zu verkennen wäre. Und ein solcher Grundzug, der nach der festen Überzeugung des Herausgebers bei einer Sammlung dieser Art obwalten muß, wenn sie harmonisch wirken will, wenn Mannigfaltigkeit und bunter Wechsel nicht zur Buntscheckigkeit ausarten sollen, herrscht auch in dem hier an das Licht gezogenen Sittengemälde Hamburgs vor, einem im Jahre 1811 entworfenen Spiegelbilde der damaligen Gegenwart, das freilich, äußerlich beschaut, hinter der manierierten Skizze, welche von Heß entwarf, zurückstehen mag, seiner inneren Vorzüge wegen aber gewiß mit Teilnahme betrachtet werden wird.

Äußere Umstände haben verursacht und des Herausgebers veränderter Aufenthaltsort und neu übernommene Pflichten haben vielleicht mitbewirkt, daß für die Gruppierung der einzelnen Aufsätze der ursprüngliche Plan nicht vollständig inne gehalten werden konnte. Der wohlwollende Beurteiler wird berücksichtigen, wie schwer die Aufgabe, Ordnung der Zeit nach und Abwechselung im Inhalt mit einander zu verbinden, gelöst werden kann, wenn es sich um ein Zusammenwirken Mehrerer handelt, deren rechtzeitiges Eingreifen abhängig ist von Umständen allerlei Art. Der Wert der einzelnen Aufsätze wird selbstverständlich dadurch nicht beeinträchtigt.

Und damit sei denn auch dieser zweite Band unserer kulturhistorischen Bilder der freundlichen Aufnahme Derer empfohlen, denen dieselben zunächst gewidmet sind: im Vertrauen darauf, daß es die Liebe zur Vaterstadt ist, die ihn entsendet und die er aufsucht, klopft er in Hamburg bei Alt und Jung an die Thür, um Dem, der zuzuhören geneigt ist, in Stunden der Muße bald zu erzählen, bald vorzuplaudern: Aus Hamburgs Vergangenheit.

Rostock, Martini 1885.

Karl Koppmann.



Das Volkslied in Hamburg während der Franzosenzeit.

Von

H. R. Ferber.

Bei einer früheren Gelegenheit[1] haben wir die Lieder betrachtet, welche in Hamburg an der Wende des vorigen Jahrhunderts gesungen wurden. Wir sahen, wie die patriotischen Franken gefeiert und ihr Thun und Lassen gepriesen und wie daneben auch der deutsche Kaiser und das Deutschtum verherrlicht ward, wie aber vor allem das Wohlbehagen des Mittelstandes, eine natürliche Folge des zu jener Zeit blühenden Handels und Wandels, in den damaligen Liedern und Gesängen sich wiederspiegelte. Auf die Epoche des größtmöglichen Wohlbefindens folgte dann die Reaktion, wie Peter Breiß, der Lehrer der Schule vor dem Dammthore, am Jahresschlusse 1807 sang:[2]

„Großer Hang nach Sinnenfreuden, viel Erwerb und viel Genuß, ward schon oft zum Quell der Leiden: Uebermaaß giebt Ueberdruß."

Die Hauptursache des Rückganges im Wohlstande war der durch die politischen Verhältnisse zerstörte Handel. Lähmende Ungewißheit, fortdauernde Unsicherheit des neutralen Eigentums auf

---

[1] Aus Hamburgs Vergangenheit. Bd. I. S. 27 ff.

[2] Zum Wiederaufbau seiner demolierten Schule gab er 1815 seine gesammelten Dichtungen, in Kommission bei Hoffmann & Campe, heraus. In dieser Sammlung S. 104.

den Meeren, wiederholte Blokaden der Elbe und mehrerer bedeutender Flüsse, übertriebene Preise, Ein- und Ausfuhrverbote ließen den Handel stagnieren. Die vielfachen Zahlungseinstellungen und die damit verknüpften Einschränkungen hatten selbstverständlich eine Rückwirkung auf die übrigen Stände. Trauriger noch gestaltete sich die Möglichkeit Geld zu verdienen, als die Franzosen in Norddeutschland und in Hamburg selbst einrückten. Neben geringem Verdienst steigerten sich die Lasten. So gipfelte die schlimme Zeit sich immer mehr und mehr, bis in dem Jahre 1813—14 wohl die unerträglichste Zeit in Hamburg zu durchleben war. Endlich erfolgte dann die Befreiung unserer Vaterstadt und damit eine Rückkehr zum Wohlstande.

In diesen Zeiten verging dem guten Mittelstande die Lust zum Singen; die Gesellschaftslieder, die am Ende des vorigen Jahrhunderts eine so große Rolle gespielt, wurden zur Seite gelegt bis auf bessere Zeiten. Anders aber war es in den unteren Schichten des Volkes: wer sich von Tag zu Tag sein Brot verdient, gerät leicht in eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Zeitverhältnisse und freut sich der wenigen Stunden einer rosigeren Stimmung, die Arbeitslosigkeit füllt die Vergnügungsorte und geistige Getränke betäuben die Sorgen, fehlt auch zu größeren Ausgaben das Geld, so kann man doch der Verlockung zu kleineren Ausgaben nicht widerstehen. Fort und fort erklang daher die Straßenmusik, und die zum Ton der Drehorgel gesungenen „Neuen Lieder" ernährten, so gut es eben ging, Dichter und Drucker, Sänger und Verkäufer.

Als sogenanntes fliegendes Blatt wurden von alters her und werden noch jetzt diese Lieder ausgegeben: meistens auf einem halben Bogen in Oktav sind 3—7, gewöhnlich 4 oder 5 Lieder zusammengestellt; am Kopf der ersten Seite lautet die Überschrift:

Drei schöne neue Lieder, Vier ganz neue Lieder, Sechs liebliche Lieder und Arien 2c.

Auch diese zur Drehorgel und im Volke selbst gesungenen Lieder gewähren uns einen Einblick in das Kulturleben des Volkes. Von den vier oder fünf neuen Liedern ist wirklich neu, d. h. zum ersten Mal gedruckt, gewöhnlich nur eins, ebenso gewöhnlich aber sind (in der Zeit, die uns hier beschäftigt) mehrere unter ihnen, die einer Zustutzung in usum delphini dringend bedürftig wären. Ja, eine ganze Anzahl derselben ist derartigen Inhalts, daß man kaum begreift, wie solche Ware in immerhin massenhafter Verbreitung dem Volke dargeboten werden konnte. Zieht man auch in Erwägung, daß der Krieg regelmäßig einen Verderb der Sitten in höherem oder niedrigerem Grade im Gefolge zu haben pflegt und daß ein nicht unerheblich kleiner Teil für die damals noch recht rohe Soldateska bestimmt und teilweise aus deren Reihen hervorgegangen ist, so kann man sich trotzdem kaum des Eindrucks erwehren, als ob das die Zensur ausübende Napoleonische Regiment die Absicht gehabt habe, durch die Zulassung der Drucklegung solcher Schandwerke eine Entsittlichung des Volks herbeizuführen und dadurch dessen Widerstandsfähigkeit gegen die Fremdherrschaft zu vernichten. Sehr berechtigt und unerläßlich notwendig war dagegen die Einführung einer die Sitte wahrenden Zensur in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts.

Noch in der Gegenwart ist, wie die enorme Produktion lehrt, die ja nur auf einem entsprechenden Absatz beruhen kann, ein Bedürfnis nach Flugblättern dieser Art im Volke vorhanden. In Hamburg selbst, wo sie gedruckt werden, finden sie freilich heutigen Tags immer geringere Verbreitung, denn die immer größere Kreise gewinnenden Gesangvereine geben Gelegenheit, andere Lieder kennen zu lernen und zu singen.

Aber die auf die Jahrmärkte ziehenden Bänkelsänger verbreiten sie von Ort zu Ort und gar manches „neue Lied", das nach Inhalt, Form und Melodie dazu geeignet war, ist durch ihre Vermittelung weithin bekannt und wahrhaft volkstümlich geworden.

Auf einer friesischen Insel z. B. hörten wir im vorigen Jahre Blankeneser Fischer, die dort mit ihren Schiffen angelegt waren, im Chor eine Reihe hamburger Lieder singen und unter andern auch das alte: Levt denn de ohle Kulengräber noch?

Es wurden aber auch Lieder gedruckt, die ausschließlich für den Absatz in einem bestimmten Lande berechnet waren. Eine Reihe hier in Hamburg gedruckter, die in deutscher Zunge dem dänischen Patriotismus Ausdruck geben, waren offenbar für die dänisch gesinnten Einwohner Schleswig-Holsteins bestimmt; bei Kahlbrock Wittwe erschien 1840 noch ein Lied auf den Besuch des geliebten dänischen Königspaares in Altona. Andere Lieder waren speziell für Hannover und für Braunschweig bestimmt, während für Mecklenburg berechnete nicht vorhanden zu sein scheinen.

Was die Drucker dieser Lieder betrifft, so darf dafür auf die sorgfältige Zusammenstellung verwiesen werden, die wir Dr. F. A. Cropp verdanken.[1] In unserer Zeit waren es namentlich die Brauersche und die Meyersche Druckerei, welche die fliegenden Blätter lieferten. Außer den Liedern eigenen Besitzes habe ich namentlich die von Dr. Caspar geordnete Sammlung unserer Stadtbibliothek benutzt; mehrere andere, die wohl nur noch in seinem Besitz vorhanden sind, hat Herr Dr. Caspar mir gütigst zur Mitteilung überlassen. Die Mehrzahl der für die nachfolgende Skizze ausgesuchten Lieder fehlt in der vom Freiherrn von Ditfurth

[1] Mitheil. d. Vereins f. hamb, Gesch. 1879 Nr. 10.

herausgegebenen Sammlung historischer Volkslieder (Berlin 1871 —72) und ist überhaupt wohl noch niemals neu gedruckt worden.

Die Dichter der neuen Lieder sind ungenannt und unbekannt. Prätzel und Breiß, die damals viel gedichtet und dadurch ihrer Zeit manchem Freude gemacht haben mögen, sind in ihren Dichtungen zu langatmig und breitspurig, als daß sie jemals bei dem Volk hätten Eingang finden oder gar von ihm gesungen werden können. Eher mag eins oder das andere der neuen Lieder von dem Schneider Eggers herrühren oder von dem Goldschmied Evers in Altona oder etwa von Johann Christian H. Schäffer daselbst, der sich um 1807 in den Zeitungen zur Anfertigung von Gelegenheitsgedichten empfahl.[1]

Als Cornelius Suhr im Beginn der Franzosenzeit seinen Hamburger Ausruf radierte, wurden die „Neuen Lieder" vorzugsweise an der Reeperbahn verkauft, wo ein langer, x-beiniger Kerl seinen Tisch hingestellt und mit fliegenden Blättern bedeckt hatte. Er pflegte die Lieder, wie uns Hübbe in der Erklärung mitteilt, ohne Musikbegleitung dem der neuen Mähr begierig lauschenden Volkshaufen vorzusingen. Von Haus zu Haus aber wurden die Lieder getragen von einem jungen Bengel, der zugleich auch kleine hölzerne, mit Federn beklebte Hähne, als Spielzeug für Kinder, feil hatte und durch den Verkauf von Liedern und Hähnen sein täglich Brot

---

[1] In dem bekannten hamburgischen Singspiel „Croesus" aus dem Ende des 17. Jahrhunderts singt der Tabuletkrämer eine Arie, in welcher er unter andern schönen Sachen auch neue Lieder zu Kauf anbietet:

Kommt, Ihr Herren, kommt zu kauffen, Kaufft umb ein geringes Geld, — — — Federn, Dinte, Siegel-Lack, Nageln, Mouches, Schminck und Seifen, Tabacks-Puder, Bux und Pfeifen, Neue Lieder, Allmanacq ꝛc.

Im weitern Verlauf werden solche Lieder namhaft gemacht:

Hier! Wey jy (Wollt ihr) dat neye Leed van eenen, de Krayen vor Räphöner eet. — — — Dat neye Leed van der olden Courante Magret.

Inhalt.

Seite

zu verdienen suchte.[1] Auch der Drehorgelsänger selbst oder sein Begleiter bot wohl, wie noch heutigen Tages, die von ihm gesungenen Lieder zum Verkauf aus, obwohl Suhr uns denselben in seinem Ausruf nicht dargestellt hat; möglich aber auch, daß jenen Individuen der ganze Vertrieb überlassen war. Jedenfalls waren sie im Besitz einer größeren Auswahl, und unter den Brauerschen Liedern befindet sich auch eins, das zur Anpreisung ihrer verschiedenen Waren gedient haben mag. Unter anderm wird in demselben auch angeboten: Bonaparte in Papier und andere Potentaten. Bildliche Darstellungen Napoleons wurden in Hamburg mehrfach angefertigt; im Jahre 1807 stach Stürtrup auf einer 7 Zoll hohen Platte das Bild des französischen Kaisers, wie man ihn bei den Revuen zu Berlin gesehen; das Bild kostete schwarz 8 ß, koloriert 12 ß und war im Bureau für Litteratur und Kunst in der Bohnenstraße zu haben.

Schicken wir uns an, auf die Lieder selbst einzugehen und zu betrachten, wie Prätzel zur Einleitung einer Sammlung seiner Zeitgedichte singt[2]:

Was in Leid und Lust gesungen
Spiegelbild der Zeiten war,

so darf dabei die Vorerinnerung nicht fehlen, daß die Lieder ohne Angabe des Jahres gedruckt sind und daß deshalb eine sichere Zeitbestimmung häufig unmöglich ist.

Aus der ersten Zeit des aufgehenden napoleonischen Sterns stammt ersichtlich das folgende Lied, gesungen nach der Melodie des sehr beliebten Liedes: Laßt die Politiker, dessen Verfasser nach freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. Caspar der Dichter Göckingk war:

---

[1] Suhrs Ausruf Figur 79 u. 113.

[2] Zeitklänge von K. G. Prätzel, Hamburg 1815, bei August Campe.

1) Laßt Bonapartens Siegesfahnen, an Englands Küsten immer wehn, was kümmern uns die großen Plane, wodurch Brittanien soll vergehn, was gehn uns solche Sachen an, drum seid vergnügt und stoßet an.

Laßt Pitt mit seinen Staats-Projecten, das Mark aus Englands Körper ziehn, laßt heuchlerische Pfaffen-Secten, sich nur um seine Gunst bemühn, was gehn uns solche Sachen an, hoch lebe jeder brave Mann.

Nochmals laßt uns die Gläser schwingen, es lebe Teutschland und der Rhein, und laßt uns Teutschlands Flor besingen, es giebt uns ja den besten Wein. Drum singe wer da singen kann, es lebe jeder brave Mann.

Ein richtiges Bänkelsängerlied, bei dessen Absingen ohne Zweifel auch bildliche Darstellungen dem Publikum vor Augen geführt wurden, erzählt von der alten Schlange. Die Schlange, welche einst im Paradiese ihre Rolle gespielt, fährt — offenbar durch einen Rollentausch mit dem Teufel — in die Jakobiner und verkörpert sich schließlich in den Konsul Bonaparte, den das Lied bis zu seiner ägyptischen Expedition begleitete.

2) Von der alten Schlange.

Bey Erschaffung dieser Erde war die Welt ein Paradies, worin der Mensch frey von Beschwerde leben sollt', so wie es hieß. Ohne Tod und ohn Verwesen, wie wir in der Bibel lesen, ohne Sorgen, ohne Noth, ewig leben soll'n bey Gott.

Das verdroß der alten Schlange; sinnt von Stunde an auf List, wie sie die geschlossnen Bande zwischen Gott und Mensch zerriß. Drauf schlich sie in Edens Garten, den Betrug dort abzuwarten, wie das erste Menschenpaar sey zu stürzen in Gefahr.

Nun war da nach Gottes Willen in dem Garten einen Baum, woran der Mensch nicht sollte stillen seine Lust und vest im Zaum die Begierde darnach halten, die Befehle nicht zerspalten, welches Gott nach seinem Rath vest mit ihm beschlossen hat.

Doch aus Schwachheit und Versehn, fiel das erste Menschenpaar, mußten traurig hintersehn, das was sonst ihr eigen war. Mußten nun im Kreuze baun ihre Felder und anschaun das, was sie im Schweiß gebaut, sie ein böses Thier beraubt.

Doch ein Schicksal solches Gleichen find't man jetzt in dieser Welt: denn in unsern deutschen Reichen hat die Schlang sich eingestellt, und mit ihren giftigen Pfeilen eingeschmiert die Freiheitsbäum', die der Teufel selbst gepflanzt und mit Greuel hat verschanzt.

Dorten in dem Frankenlande kam zuerst der Freiheitsgeist; Jacobiner war'n entstanden, so vom Teufel ausgereist; von ihm selber ausstaffirt, mit dem Irrthumsgeist geziert, der so schnell wie Blitze rennt, und die ganze Welt verbrennt.

Doch die Schlang' hat angefangen zu Paris, im Frankenland; nahm den König erst gefangen, wie der ganzen Welt bekannt. Wie ein Baum so mußt er schweigen, vor der Guillotin sich beugen: weil die Schlang' sein Urtheil spricht, ward er fälschlich hingericht.

Und sobald nun dies geschehen, da hebt sie ihr Haupt empor, um sich weiter umzuschauen, was sie wollte nehmen vor. Voll von List die alte Schlange, kam sie übers Eis gegangen, schlich sich so in Holland ein, und belegte sie mit Pein.

Zwar sie heißen sie willkommen, weil sie schön von außen war. Da sie aber erst vernommen, was sie brachte für Gefahr, kratzten sie sich hintern Ohren, weil die Flotten ging'n verloren, und die Inseln groß und klein, alle mußten französisch seyn.

Dann so schlich, wie Schlangen pflegen, er [!] durchs ganze Preußenland; that sich in Hannover legen, saugte aus das ganze Land, und that auch nicht eher rasten, bis daß leer war'n alle Kasten; dazu nahm er Roß und Mann als sein Eigenthum sich an.

Voller List schrieb er Mandaten, hängte sie an Thür und Wand: will nicht schrecken eure Staaten, will nicht drücken euer Land; sondern will mit rechten Dingen euch von Engeland abbringen, und dann ziehen ohne Schmauß als ein guter Freund nach Haus.

Bonapart, der Schlangensohn, der den Namen Consul führt', setzte sich auf einen Thron, der mit Mörderblut geziert. Dieser hat mit einer Schlangen neues Unglück angefangen, denn er ist so voller List, wie die Schlange selber ist.

Leider hat das Land Minister, welche wenig besser sind; sie sind Brüder und Geschwister, die dem Teufel ähnlich sind; Saufen [— —] und betrügen; lieben die Papa's der Lügen, sammeln ihre Kasten voll, wenn das Land auch betteln soll.

Seht so geht es einem Lande, wo die Schlang' zugegen ist, wahrlich, es ist eine Schande, daß die Schlange so mit List dieses Land mußt auch verderben, und bis auf den letzten Scherben rauben; selbst auch noch das Weib nahmen sie zum Zeitvertreib.

Spanien hats auch empfunden, weil die Schlang ihr Nachbar ist; wie sie sich um ihr gewunden, wie sie raubet, brennt und frißt. Portugall mußt' schon desgleichen dieser bösen Schlange weichen, und noch mancher andern Macht hat sie Leiden zugebracht.

Was Sicilien hat empfunden, das empfand Neapel auch, sie hat sich darum gewunden, Alles hat sie dort geraubt. Ihre Güter, ihre Kronen wollte

man auch nicht verschonen. Man sah keine Nonnenspur, Alles war nur eine Schnur.

Dabey ließ sie's nicht bewenden, dachte stets auf größre List, einen Geist noch auszusenden, der die Heiden beißt und frißt. Dieser mußte ohn' Verweilen, über Land und Meere eilen, in das weit entfernte Land, das Egypten wird genannt.

Doch es hat sich eingefunden eine sehr geschickte Hand, die bey Kranken und Gesunden ihre Mittel angewandt. Diese will es noch probiren, die Colike zu kuriren, wenn es auch wär Schlangenpein, soll es ihr nicht tödtlich sein.

Kurz vor der Franzosenzeit erklangen noch, eine Erinnerung an vergangene schöne Tage, deutsch-patriotische Lieder aus dem vorigen Jahrhundert. Es wurden die Siege gefeiert, welche vor Jahren die deutschen Truppen errungen hatten:

3) Prinz von Soubis' — einst Frankreichs Held — hat in dem siebenjährigen Kriege, bei Rosbach zum Erstaunen aller Welt, that — und was dann? Gewann er große Siege? ach nein! Sein ganzes Heldenstück war dies: — Er kam — Er sah — und floh zurück!

Der Prinz von Coburg — Deutschlands Held und Deutschlands Ruhm, Das weiß die ganze Welt: ein wahrer Held mit einem Worte: das hat noch erst vor wen'gen Jahren, die so genannte Hohe Pforte zum größten Nachtheil oft genug erfahren! — und nun da Frankreich rebellirt, und mit uns Deutschen schwere Kriege führt, und droht uns — ja Europa zu bezwingen, und alle Royalisten umzubringen, schon Städte — ganze Länder weggenommen, und schlimm gehauset, wo's nur hingekommen, die Noth war wirklich schon sehr groß! — geht er auf's Kaysers Ruf — auf die Franzosen los, und nun sein Helden-Glück! Er kam — Er sah — und schlug zurück.

Ein Jubellied auf die Eroberung der Stadt Mainz, das wohl nicht allein in Hamburg gesungen ward, lautet folgendermaßen:

4) Lasset Trompeten und Pauken erschallen, lasset vom Echo die Wälder erhallen! Der Feind ist geschlagen, wir haben gesiegt. Der Deutsche, der jubelt, der Franke erliegt.

Lasset Kanonen und Pulver nun liegen, nehmet die Flaschen und trinkt mit Vergnügen, den edlen, den schönen, den herrlichen Wein, der Krieger und Sieger kann mächtig erfreun!

Lasset nun Jubel und Lieder ertönen, von Siegern, von Streitern, von deutschen Söhnen. Die Stadt ist erobert! Der Feind ist nicht mehr! nun jauchzet, nun jubelt, nun frohlockt das Heer.

Lasset nun Zimbeln und Becken erklingen! Lasset uns Lieder der Freude nun singen. Der Sieg ist erkämpft! der Lorbeer errungen! die Stadt ist unsre! der Feind nun bezwungen!

Lasset Trompeten und Pauken erschallen, Thäler und Wälder vom Jubel erhallen Wir haben gesieget am Ufer des Rheins, erkämpfet, erobert die schöne Stadt Mainz.

Auch der nicht gerade sehr erfolgreiche Versuch die Festung Landau zu gewinnen, rief ein Lied hervor.

Solchen Liedern, welche das Deutschtum feiern, steht freilich auch eins gegenüber, welches den Sieger von Marengo verherrlicht:[1]

5) Auf, ihr Brüder! auf und trinkt! stoßt die Gläser an und singt; jauchzet die Becher, schallet die Hügel, folgt dem tapfern Bonaparte nach, der für uns gewonnen hat die Schlacht; Patriot.

Reisen wir denn nach Paris, das ist wahr und nicht gewiß; jauchzet ꝛc

Haben wir denn gleich kein Geld, streiten wir doch als ein Held. Jauchzet ꝛc.

Haben wir denn gleich kein Brodt, leiden wir doch keine Noth. Jauchzet ꝛc.

Trinken wir doch gleich kein Wein, wollen wir alle Zeit lustig sein. Jauchzet ꝛc.

Ziehen wir denn gleich in die Schlacht, so seyn wir doch noch nicht verzagt. Jauchzet ꝛc.

Werden wir denn commandirt, das Carree vorwärts marschirt. Jauchzet ꝛc.

Rücket die Cavallerie denn an, so schießen wir ja Mann vor Mann. Jauchzet ꝛc.

Müssen wir denn retiriren und viel 100 Mann verlieren, Jauchze tꝛc.

So hauen und schießen wir darein, das soll unsre Freude seyn. Jauchzet ꝛc.

Kommen wir denn aus der Schlacht, und haben unser Blut gewagt; Jauchzet ꝛc.

So leben wir denn recht vergnügt und alle, die mit uns gesiegt! Jauchzet ꝛc.

Kommen wir denn einst nach Haus, lachen unsern Feind recht aus. Jauchzet ꝛc.

Dann freuet sich ein jeder Mann, der die Republik ist zugethan. Jauchzet ꝛc.

Es lebe Bonaparte der Mann, der den Feind bezwingen kann. Jauchzet ꝛc.

Vivat! Bonaparte der soll leben, auch die Republik daneben. Jauchzet ꝛc.

---

[1] Auch Bürger dichtete bekanntlich ein Straflied bei'm schlechten Kriegsanfange der Gallier (1792): Wie war mein freies Herz entbrannt, getäuscht durch Adelschein, selbst gegen Hermanns Vaterland Tyrtäus euch zu seyn! ꝛc. ꝛc.

So folgt man den tapfern Bonaparte nach, Bonaparte nach, der bey Marengo gewonnen hat die Schlacht. Patriot.[1]

Im allgemeinen lullte man sich noch ein mit der Hoffnung, daß Ruhe und Wohlstand bald zurückkehren würden, und sang und trank auf des Vaterlandes Wohl; daß gar bald auch ihm selbst Bonaparte den Fuß auf den Nacken setzen würde, ahnte der gute Bürger nicht, und selbst zur Wehr zu greifen, dazu hatte er seiner Meinung nach keinen Anlaß und jedenfalls keine Lust. Die damals gedruckten Lieder, die das Soldatenleben schildern, sind auch wenig geeignet, Lust dazu zu erwecken. Das zunächst folgende

---

[1] Herr Dr. Caspar, dem ich die Mitteilung dieses Liedes verdanke, merkt über die Entstehung desselben an, daß es einerseits natürlich nach der Schlacht vom 14. Juni 1800, anderseits vor der Errichtung des französischen Kaisertums (1804) gedichtet sein muß und wahrscheinlich als Übersetzung eines französischen Liedes aufzufassen ist. Aus einer solchen Übersetzung werde sich der Singular Patriot (statt des französischen Plurals Patriots) erklären; während die sinnlosen Lesarten: Jauchzet die Becher, schallet die Hügel (etwa Jauchzet ihr Zecher, laßt schallen die Hügel) und: das ist wahr und nicht gewiß (etwa: das ist zwar noch nicht gewiß) vielleicht auf Druckentstellungen zurückgeführt werden müßten. Vermutlich sei aber das Lied selbst oder Umdichtungen desselben sehr verbreitet gewesen, denn noch in den funfziger Jahren habe im Volksmunde das nachfolgende Bruchstück einer merkwürdigen Umdichtung gelebt, die auf die von dem „Schinderknechte Bonaparte“ verlorene Schlacht bei Leipzig 1813 zurückgehe.

Bonaparte, Schinderknecht, er will uns nehmen das deutsche Recht.
:,: Es reiten die Hulanen und springen die Jäger. :,:

Folget dem König :,: von Preußen nach :,: der bei Leipzig hat gewonnen die Schlacht! Und kriegen wir sogleich kein Brod, so kriegt der Bonaparte die schockschwere Noth. Es reiten rc.

Und kriegen wir sogleich kein Bier, so nehmen wir Bonaparte seine Frau dafür. Es reiten rc.

Und kriegen wir sogleich kein Geld, so muß uns Bonaparte wohl aus der Welt. Es reiten rc.

Vgl. ferner in Ditfurth's histor. Liedern aus den Freiheitskriegen. Berlin 1871, Nr. 29, der bayerische Landsturm, mündlich 1840 aus der Gegend von Bamberg — offenbar dasselbe nur umgedichtete Lied.

ist häufiger gedruckt worden und hat also seines frischen Humors wegen offenbar Beifall gefunden.

6) Mien Vader heet Hans Vagelnest,[1] was Buer in Pommellen. He war wol ehns up Reisen west, drum künn he wat vertellen. Ehns sprack he to my: ja wo Jung, du mußt dy wat versöken, sünst bliefst du ja akrat so dumm, aß Eken un aß Böken.

Do hest du teien Daler Geld, so brukst du nich to stehlen, so kümmst du dörch de ganze Welt, dat kann dy gar nich fehlen, jung bist du jo, un dato hübsch, van Schnuten un van Pooten; drum schnür dy man dien Bündelken un morgen kanst du lopen.

Da leht ick my denn ok wol nich vom Vader twemal seggen, biem Dröschen hel ick so nich stich, so aß by Plog und Eggen. Aß hadd ick Hummeln in dat Gatt, so kreg ick nu dat Lopen, in einem Dog bet an de Stadt, da hört ick nah my ropen.

Wat dagt jy wol wer dat nu wär, da köen jy lange raden, dat was so'n grote Unterofzeer, de bekeek my Kopp und Waden. Wo kommst du her, wo willst du hin: so kreg he nu dat Dösen, he schleppt my in de Wach herin, da holp keen Federlesen.

Do weren wol an twintig Mann, de kregen my to vaten, se treckten my so'n bunt Röcksken an, un mokt'n my tum Soldaten. Faht' ickt Gewehr nich orndlich an; so gavt mehr Schläg aß Mosen: aß ick nu kunn, doch mußt ick man ann'n Rhein an de Franzosen.

Do was de General Dümergohn, und wo de Kerls all heten, de müßten wol keen Spooß verstohn, de kregen gliek dat Scheeten. Ja wo Jungs, sehd ick, nehmt ju in acht, hier stahn jo luter Lüde, un ehr ick my dat recht versach, hadd ick an Schott im Liewe.

Dunn schlepptens my int Lazareth, do wullens my koreeren, da was nich Stroh, da was keen Bett, do mußt ick wol recht frehren. Da gav dat nist aß Haverschliem, ick kreeg nich mol ehns Drinken; doch kreegens d' linke Been nich hehl, ick mutt upsteds noch hinken.

Do dacht ick so in mienem Sinn, goht jy doch all an Galgen, wat hadd ick denn do vör Gewinn, mit ju my rüm to balgen. Dat iß nich ölkerehn sien Soack, dat sind man Narrenthieding, ick gieng noh Huhs, nahm my ehn Wief, dat was dat End vam Liede.

Ein anderes Lied faßt das Soldatenleben weniger humoristisch auf, sondern schildert recht kläglich die Unerträglichkeit des Gamaschendienstes mit seinen Prügelstrafen.

---

[1] Melodie in der von Büsching u. von der Hagen herausgegebenen Sammlung deutscher, flammländischer u. französischer Volkslieder. Daselbst Nr. 20.

7) Ach Glückstadt! ach Glückstadt! verfluchtes Jammerthal; bey dir ist nichts zu hoffen als lauter Angst und Qual! Die Offiziere sind hitzig, die Stadt ist nicht zu groß, miserabel ist das Leben, das man hier führen muß.

Kömmt denn das Frühjahr an, und ist ein große Hitz, so muß man exerciren, daß uns der Puckel schwitzt, so muß man exerciren von Morgen bis Mittag, und das verdammte Leben, wünsch ich eine gute Nacht!

Komm ich von exerciren, muß wieder auf die Wacht, kein Teufel thut mich fragen, ob ich gefressen hab. Kein weiß Brod in die Suppe, allein nur schwarz Commis, muß schlechten Toback rauchen und halten mich recht frisch.

Komm ich auf die Parade und thu ein falschen Tritt, so thun die Herren rufen: der Kerl muß aus dem Glied, dann heißt es abgezogen, die Taschen abgelegt, fein tapfer darauf geschlagen, bis er kein Glied mehr regt.

Meine Herren, es ist kein Wunder, wenn einer desertirt, sie werden wie die Hunde mit Stockschläg tressirt, und kriegen sie uns wieder, sie hangen uns nicht auf. Das Kriegsrecht thut nur sprechen: Er thut den Gassenlauf.

Muß man denn Gassen laufen, so spielet man frisch auf, mit Trommeln und mit Pfeifen, so geht es tapfer darauf, da thun sie recht drein hauen, Grenadier und Musquetier, der eine thuts bedauern, der andere gönnt es mir.

Und wenn's denn Friede wird, wo wendet man sich hin, Gesundheit ist verloren, die Kräfte sind dahin. Dann heißt es wie es ist, ein Vogel und kein Nest, ach Bruder nimm den Schnabsack, Soldat bist du gewest.

Desertieren, Spießrutenlaufen und abermaliges Desertieren folgen eins auf das andere und aus dem andern: das malt uns ein von Galgenhumor erfülltes drittes Lied:

8) „Ich that einmal unterschreiben, dem König von Preußen getreu zu bleiben. Ich dient ihm treu ein halbes Jahr — —

dann desertiert er, wird aber bald von Bauern trunken gemacht und festgesetzt.

Und als die Musterung kam heran, Und ich vor den Herrn General kam: Ich bitte, sie wollen mich pardonniren, Ich habe nur einmal wollen gehn spazieren.

Mein Sohn, ist Dir das nicht bekannt: Kein Ausländer wird nicht aufgehangt. Bleib du mir noch einmal getreu, von 36 mal bist du frey.

Und als ich vor die Gasse kam, da schaut ich die Soldaten an, 300 Mann mit frischer Ruth'; das Regiment behält den Muth.

Und als ich aus der Gasse kam, da schaut' man meinen Pudel an. Gerechter Gott! Du bist nur gut, Und morgen bin ich wieder fort. [1]

Ein viertes Lied handelt von der englischen Marine, für die damals auch Angehörige fremder Nationen gepreßt wurden. Ein junger Deutscher, mit dessen Profession es in London nicht ging, ward aufgegriffen:

9) Es war auf einem Sonntag, da man aus der Kirch that kommen, wir wurden unser fünf auf der Straße weggenommen, man führte uns gar bald in ein groß Kriegsschiff, wie ein verlornes Schaf ꝛc. Ich saß allda drey Tag, mit Leiden fest in Eisen.

Ich sahe da ein Schiff, das lag so schön aufs Wasser, mit vierzig scharf Geschütz und sechszehn Drehe-Bassen, ja oben in der Mast hatt' er Kanonen stehen, ich resolvirte mich, bei ihm an Bord zu gehn.

Dann wird ein Seegefecht mit einer französischen Fregatte besungen und das Lied schließt:

Komm ich einmal auf's Land und hab mein Freyheit wieder,
Geh ich nicht mehr zur See, die See ist mir zuwider.

Man wird vielleicht meinen, die Lieder des Drehorgelmanns müßten in Hamburg, wo bekanntlich auf dem Groß-Neumarkt über hundert Jahre lang ein Werbebureau existierte [2], welches erst am 4. Januar 1806 für immer geschlossen ward, das Soldatenleben auch mit verlockenderen Farben gemalt haben. Das beruht aber aber auf Irrtum; den Werbern in die Hand zu arbeiten, dazu gab sich der Orgelmann nicht her, und es würde ihm auch schlecht genug beim Volke bekommen sein.

---

[1] In einer wohl etwas späteren Abänderung dieses Liedes heißt es:

Ihr Brüder, es ist uns wohl bekannt, ein Ausländer wird nicht aufgehängt, jetzt heißt es ihr Brüder groß und klein: mit sechs und vierzig mal kannst du frey.

Und als ich auf der Gasse kam, da schaut ich meinen Pudel an, und als ich auf die Wache kam, kam mir das Deserteuren an, ich sagte frisch mit fröhlichem Muth, nun thu ich dem König mein Lebtag kein gut.

[2] Vgl. Dr. Otto Beneke: Der große Neumarkt in Hamburg (Hamburg 1873). S. 10 ff.

Beim Einzug der Napoleonischen Truppen (November 1806) verhielt das Volk sich schweigend, kein Lied deutet auf dies Ereignis hin. Die nie vorhergesehene militärische Macht und die bunten Uniformen der Söhne Spaniens gewährten Augenweide und Zerstreuung und von den weniger Weitsichtigen wird wohl die erste Zeit verhältnismäßig leicht getragen sein.

Schon im Juli 1807 wird indessen (Niedersächs. Anzeiger, Altona 1807, Nr. 111) von Hamburg geschrieben: „Ich finde die große norddeutsche Handelsstadt, die ich vor einigen Jahren voll Leben und Blühen sah, in diesem Vergleich freylich in einer Art von Erschlaffung hinwelkend. Wenn doch die Hamburger an das viel schlimmere Schicksal ihrer Schwesterstadt (Lübeck) dächten, sie würden sich beruhigen über das ihrige. Sie sollten sich erinnern, daß ihr intensives Glück nicht durch den seit ein Paar Dezennien so üppig aufgeschossenen Flor ihres Handels vermehrt ward und sie sich vordem auf der in allen Verhältnissen glücklichen Mittelstraße besser befanden. In allen öffentlichen Lustbarkeiten, außer in Konzerten, womit man überschwemmt wird, herrscht hier Stille; getanzt ward diesen Winter nur in den Tanzsalons niedrigsten Ranges, wo sich der gemeine Soldat, jedoch unter Aufsicht seiner Gensd'armen-Polizei, was zu Gute gethan. Der hiesige Maître des plaisirs Rainville, einst Dumouriers Adjudant, welcher das kostbare Hôtel Schimmelmann (in der Mühlenstraße) bewohnt und die Abonnements-Bälle besorgt, wird in Ermangelung derselben von seinen gutherzigen Subskribenten durch Bezahlung der Unterzeichnungssumme entschädigt.[1] Anderswo oder vielmehr später

[1] In der „Bachus-Halle“ in der Böhmkenstraße ward jeden Freitag Ball gegeben. Entrée 8 ß. Anfang mit Thorschluß. Mehrere derartige Salons gab es in Altona. Bei Cahnbley in Eimsbüttel betrug das Entrée sogar 1 ℳ 8 ß. — (1807.)

(Niedersächs. Anz. 1807, Nr. 176, v. 6. Nov.) heißt es dagegen: Der Fremde merke es in Hamburg nicht, daß irgend welche Not herrsche. „Man fährt und reitet spazieren nach wie vor und selbst auf den Straßen geht es durch herumziehende Musikanten, lustig einher. Die vielen Wirtshäuser sind fleißiger besucht als sonst, da die Muße, sie zu frequentieren, vorhanden ist, allerdings wurde weniger dort verzehrt." Im Ratskeller wurden nach wie vor in den Abendstunden Austern, Karbonaden oder Neunaugen geschmaust und dabei Rheinwein, Madeira oder Alicante getrunken. „Schottländisches Beefsteak" war jederzeit in einem Keller der Pelzerstraße zu haben.

Conzerte wurden vielfach von den Musikern der spanischen Regimenter an öffentlichen Vergnügungsorten, namentlich im Elbpavillon oder in der neuen Dröge gegeben. Auch im Alsterpavillon wurden des Abends Konzerte veranstaltet.

Der 15. August wurde als Geburtsfest des „einzigen" Napoleon gefeiert. Morgens in aller Frühe wurde der Tag durch Kanonenschüsse von den Wällen herab verkündet, um neun Uhr ließ der Senat dem Kommandanten, Prinz v. Corvo, durch eine Deputation seine Glückwünsche darbringen, vormittags war große Parade, abends bal paré im Salon d'Apollon. Hier war der Festsaal aufs prächtigste mit Rosen und Rosenguirlanden verziert und durch elf Kronleuchter und vier große an den Wänden stehende Armleuchter erhellt. Gespeist wurde an drei Tafeln. Ein Brustbild Napoleons von Sonnenstrahlen umgeben und in Wolken schwebend schmückte die Wand, zu beiden Seiten waren Siegesgöttinnen gemalt mit dem Motto: Victoires nous ont donnés la paix, und am Plafond waren Adler und Lorbeerkränze mit dem Buchstaben N angebracht. Eine bescheidnere Feier fand in der

neuen Dröge und im Theater zu St. Georg statt.[1] In der Dröge waren neben einem Bildnis des Kaisers zwei Pyramiden errichtet, an denen die Siege von Marengo, Austerlitz, Jena u. s. w. verzeichnet waren; eine der Inschriften lautete: „Hamburg dankt seinem Genius und Napoleon dem Gütigen, Freiheit, Sicherheit, mitten in des Krieges Schrecknissen, und hofft, vom Mächtigen beschirmt, des Daseyns verjüngender Blüthe entgegen.“ Seitdem ward der Napoleonstag (15. August) alljährlich gefeiert. 1811 wurde ein Feuerwerk auf der Alster abgebrannt, wie die Hamburger es noch nicht gesehen hatten. Gleichzeitig fanden Geldverteilungen statt. Ein Vogelschießen bei der alten Vogelstange in St. Georg ward ebenfalls von der französischen Regierung zur Erheiterung des Volkes veranstaltet; das Beitrittsgeld von 2 Mark kam der Armenkasse zu Gute. In den Morgenstunden fand auf dem Groß-Neumarkt und Pferdemarkt eine öffentliche Lotterie für das Volk statt, deren Gewinne aus 2 geräucherten Schinken, 80 Ochsenbraten zu 8 Pfund, 40 Kalbsbraten zu 6 Pfund, 80 Schweinsbraten, 40 Kalekuten, 40 Küken und 99 Bratwürsten bestanden! — Ähnliche Festlichkeiten wiederholten sich bei der Geburtsfeier des Prinzen.

Am 19. Juni 1811 machte ein gewisser Augustin zur nachträglichen Feier der Taufe des Königs von Rom einen erfolglosen Versuch mit dem Ballon aufzusteigen.[2]

Leichte und leichtsinnige Mädchenherzen fanden wohl Gefallen an den Manieren der Fremden, an den bunten Uniformen, an dem

[1] In der neuen Dröge war zur Feier des Tages ein Festball. Herr und Dame zahlten für Nachtessen und freien Ball 1 Species.

[2] Nach Dr. Carl Mönckeberg (Gesch. v. Hamburg, S. 413) ward darauf hin das bekannte Lied: „O du mein lieber Augustin, alles ist weg!“ gedichtet. Eine Quellenangabe fehlt; das Lied selbst ist aber schon mindestens 10—12 Jahre früher gedruckt nachweisbar. Lediglich durch seinen Namen kam auch der Wiener Bänkelsänger Marx Augustin (geb. 1643 † 1705) dazu, als Motiv des geistvollen Poems betrachtet zu werden.

Fremden als Fremdem, und der Anstoß, den das erzeugte, äußerte sich nur in ziemlich harmlosen Spottliedern, wie etwa dem folgenden.

10) Franzos.

Komm mein Schatz mit mir spatzieren, 2, 3 Stund nach Altonau, du darfst dich ja nicht scheniren, mir hat schon erlaubt die Frau.

Ey da will ich dir erzählen meine ganze Liebesgluth, wie mein Schatz von Grund der Seele ich dir bin recht herzlich gut.

Jungfer.

Liebster Schatz recht herzlich gerne: nimm mich beim Arm mein Kind und hast du mich auch recht gerne, gieb mir einen Kuß geschwind. Ey da woll'n wir lustig leben, auf den Berg bey Bier und Wein.

Franzos.

Auf den Berg ist auch gut leben, daß ist wohl ein schöner Ort, da thuts Musikanten geben alle Tage früh und spät, du darfst mit den Aug' nur winken, bring' ich Torten und Confect, nebst Champagner Wein zum Trinken, was nur gut und herrlich schmeckt.

Jungfer.

Ich hab gehört schon von viel Leuten, daß Paris ein solcher Ort, wo sie uns die Haar abschneiden, und uns wieder schicken fort: daß ein deutsches Frauenzimmer, wann sie nicht Französisch spricht, man sie spott und auslacht immer, gelt mein Schatz, das glaub ich nicht.

Franzos.

Wer hat dich so angelogen, ein Hamburger Mädchen wird viel vor andern vorgezogen, weil die schöne Tracht sie ziert: aber wann mich nicht willst, lieber ist mir dieses Totmemschoß, weil mir hat ein Brief geschrieben meine vorige Hauswirthsfrau.

Wirth.

Hört ihr Jungfern ihr müßt zahlen, die Franzosen zahlen nichts, ich muß eure Kleider haben weil kein Mensch gut für euch spricht; könnt ihr mit Franzosen laufen und mit ihnen fressen und saufen, ey so laßt euch auch gefallen, wenn dann ihr müßt die Zech bezahlen.

Insbesondere die Holländer, mit denen sich ja auch leichter plaudern ließ, scheinen es nach einem andern Liede den Mädchenherzen angethan zu haben.

11) Die Holländer, die Holländer, die Holländer die sind so wie der Wind, verliebt sich ein Mädchen, der Teufel ist los, da hilft auch kein Ketten, da hilft auch kein Schloß, verschließt man auch die Weiber in Keller und Löcher sie laufen nach Holländer und küssen sie doch.

Die Holländer, die Holländer, die Holländer, die sind so wie der Wind, *die* Holländer sagen sie gehen exercieren, darum glanbts nicht ihr Mädgens,

sie gehen karessiren, die Holländer sagen sie gehen spatzieren, darum glaubts nicht ihr Mädchens, sie gehen karessiren, die Holländer, die Holländer, die Holländer die sind so wie der Wind.

Doch diese Vorliebe für das Fremde, die noch in viel neuerer Zeit in garstigem Leichtsinn sich geäußert hat, findet in Bezug auf die Hamburger Mädchen der Franzosenzeit wenigstens darin Entschuldigung, daß das Vaterlandsgefühl des deutschen Volkes allenthalben unendlich tief gesunken war, und daß demselben ein Verständnis für politische Dinge absolut fehlte. Die Belehrung durch die Tagesblätter war äußerst kümmerlich. Mit Journalen aller Art, für Mode, Gartenkunst rc. war Hamburg reichlich versehen, aber die eigentliche Presse, welche über die Ereignisse innerhalb und außerhalb Hamburgs unterrichteten, leistete erstaunlich wenig, und für das eigentliche Volk gab es gar kein Blatt. Obrigkeitliche Verordnungen wurden durch Maueranschläge bekannt gemacht, Auktionen und alles das, was heutigen Tages ganze Seiten der Zeitungen in Anspruch nimmt, wurden durch Ausrufer verkündet (vgl. Suhrs Ausruf Figur 45 und die Erklärung Hübbes), politische Nachrichten wurden dem gemeinen Mann nur durch Hörensagen vermittelt. Einer dieser Vermittler war eben der Bänkelsänger, der es sich angelegen sein ließ, die politische Situation mit Lied und Bild zu veranschaulichen, und seine Belehrungen besonders gern in das Gewand einer Unterredung kleidete.[1] In dem nachfolgenden Liede wird neben den einzelnen Potentaten auch der Geist Friedrichs des Großen redend eingeführt, während andere Lieder klagen, daß der große König nicht mehr unter den Lebenden weile.

12) König von Preußen.

Friedrich! steig aus deinem Grabe, rette deine Nation! Meine Ehre, Kron und Habe, durch der Russen tapfern Sohn. Ach, mein Unglück ist zu groß, ach, der Feind sitzt mir im Schooß! Friedrich steig aus deinem Grabe, rette deine Nation!

[1] Vgl. Ditfurth I. S. 200. 279. Das nachfolgende Lied daselbst S. 296.

Geist Friedrichs.

Wilhelm, Wilhelm! bist du toll? laß mich ungeschoren, du bist nicht zu Preußens Wohl, nur zur Schmach geboren! Du hast — Schande für der Welt — allen Fürsten nachgestellt.[1] Hast in einem Augenblick Preußens Glanz verloren.

König von Preußen.

Nun so mag mir Gott behüten, wenn kein Mensch mir will beystehn, soll ich denn um Frieden bitten, und mich ganz erniedrigt sehn? Steht, ihr Fürsten, steht mir bey, macht mich Gram und Kummer frey; rettet meine schönen Länder, daß ich wieder glücklich sey.

König von Bayern und die rheinischen Bundsgenossen.

Stolz und Hochmuth kömmt vorm Fall, nach dem Fall kommt Leiden; deine Völker war'n brutal, frech und unbescheiden; schrien schon Victoria! ehe noch ein Schuß geschah; und beym ersten Flintenknall flohn sie schon von Weiten.

König von Sachsen.

Ja, das Glück war uns nicht gut, hat uns sehr geschoren; und wenn Gott kein Wunder thut, bist du doch verloren; darum, Bruder, sitz' ich still, helfe dir, wer helfen will; denn wenn Gott kein Wunder thut, bist du doch verloren.

Russischer Kayser.

Laß dich nicht vom Satan schrecken, Wilhelm, der nur blenden kann; meine Macht soll dich bedecken — Fünfmalhunderttausend Mann — die wie Felsen halten stand, die erobern dir dein Land und auch deine Fahnen wieder, und vertilgen deine Schuld.

Es folgen in dieser Weise noch der König von England, Schweden, Dänemark, Holland, Spanien, der Kaiser von Österreich und sogar der türkische Kaiser, Polen, der Prinz von Oranien, der Kurfürst von Hessen, die Könige von Sardinien und Sizilien. Endlich singt Napoleon:

Weil Kontrakte nicht mehr galten, und die Zeiten sind nicht mehr, da man mußte Glauben halten, stelle ich sie wieder her: und Gott tröste dem, der nicht halten will, was er verspricht, dem soll auch mein Daumen drücken, auf das Auge, daß es bricht.

Zum Schlusse rät der Papst Volk und Fürsten zum Frieden.

Es war die Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung, nach der Schlacht bei Jena im Jahre 1806, in der dieses Lied

[1] Wohl : nachgestanden.

entstand; gesungen wurde es nach der Melodie einer Quadrille: „Komm mit mir in dunkeln Schatten"; zusammengestellt war es mit zwei andern Liedern, dem bekannten: „Hier stehen wir auf unsern Krücken" und: „Wo soll ich mich hinwenden bey der betrübten Zeit", und betitelt wurde wunderbarer Weise solche Zusammenstellung auf einem scheinbar nicht hamburgischen Druck [1]: „Lieder zum Vergnügen!"

Einen verwandten Charakter hat auch das folgende Lied, das die Ereignisse des begonnenen 19. Jahrhunderts in chronologischer Reihenfolge aufführt, im übrigen aber zu den später näher zu besprechenden Liedern gehört, welche sich auf dänischen Standpunkt stellen.

13) (Mel.: Das Leben ist ein Würfelspiel.)

Der Krieg ist wie ein Würfelspiel, erreicht wird selten nur das Ziel — denn ist auch eine Schlacht vollbracht, wird auf die andere Jagd gemacht.

Bey Eins erfuhr der Preuße gleich, daß es nicht glückt im Franken-Reich. Er mußte sich schnell reteriren, und Tag und Nacht davon marschiren.

Bey Zwey und Drey hielts Franz noch mit. Bey Vier: machte Preußen Fried. Franz hielt noch lange sich empor, in Frankreich kam ein Held hervor.

Bonaparte Napoleon erkämpfte sich die Kaiserkron. Kein Zeitraum aufzuzeigen hat so einen Helden in der That.

Bey Vier und Fünf, verlohr der Franz das Teutsche Reich und Loorbeerkranz; zuletzt die Schlacht bei Austerlitz, viel Volk, viel Geld und viel Geschütz.

Aus Fünf ward Sechse und noch mehr, der Preuß spielt sich beynahe leer, verlohr dadurch ein schön Stück Land: die Würfel waren aus der Hand.

Bey Sieben, Acht, war nun die Schlacht bey Eylau hart, doch ward gemacht der liebe Friede bey Tilsit durch Frankreich, Preußen, Rußland mit.

Bey Acht und Neun, ward mit Bedacht auf Dänemark auch Jagd gemacht. Der Britte führt den Plan wohl aus, und nimmt die Flotte mit nach Haus.

Doch Dännemark steht Felsenfest, weil es sich auf sein Recht verläßt. Es trachtet nicht nach Geld und Gut; verkauft nicht unterthanen Blut.

---

[1] Dieselbe Zusammenstellung kommt aber auch in mehreren hamburgischen Drucken vor.

Bey Neune blieb das Spiel nun stehn. Doch was bey Zehne wird geschehn? — Die Welt ist immer voller Krieg und nur der fällt, der zu hoch stieg.

Jetzt schlägt der Deutsche sich noch mit, und wagt aufs neue einen Ritt. Nimmt er die Bügel nicht in Acht; so heißt es: Würfel gute Nacht!

Doch genug von diesen Liedern, welche uns auch ihresteils zeigen, wie weit man heruntergekommen war, wie wenig man Unglück und Schmach Österreichs und Preußens als deutsches Unglück und deutsche Schmach empfand. Aus solcher Verdumpftheit und Versumpftheit konnte das Volk nur durch eine innere Wiedergeburt gerettet werden, und der Weg zu dieser ging auch für Hamburg durch Not und Trübsal und das härteste Elend.

Nach und nach aber, je länger der Stillstand des Handels dauerte, ward die Arbeitslosigkeit drückender und die Lage namentlich der unteren Klassen immer peinlicher. Ganz besonders hart machte sich die im August 1811 eingeführte Konskription fühlbar; während die Wohlhabenderen einen gekauften Stellvertreter stellten, mußten die Ärmeren selbst eintreten; mit dem Beschaffen der Stellvertreter aber wurde der großartigste Schwindel getrieben und dem eigenen Dienst suchte man vielfach durch Flucht oder gar durch Selbstverstümmelung zu entgehen. Die meisten jungen Hamburger wurden übrigens dem 127. Regiment einverleibt und ihres Zuges nach Rußland wird in einem späteren Liede gedacht:

Er ließ seine Armee marschiren und that sie nach Rußland führen; viele hunderttausend Mann, und sogar die Conscribirten ließ er auch dahin marschiren, Lübeck, Bremen und Hamburg.

Ein schon 1800 bekanntes, aber später mehrfach gedrucktes Lied, das von der Einfangung eines flüchtig gewordenen Dienstpflichtigen handelt, deutet am Schluß auf das peinigende Bewußtwerden des Klassenunterschiedes hin.

14) Wo soll ich mich hinwenden, bey der betrübten Zeit, an allen Ort'n und Enden ist nichts als Kampf und Streit.

Rekruten fänget man so viel man haben kann, Soldat muß alles werden, es sey Knecht oder Mann.

Mit List hat man mich gefangen da ich im Bette schlief, da kam ein Reuter gegangen ganz leise auf mich zu.

Ach Bruder! bist du da, von Herzen bin ich froh; steh auf, Soldat muß du werden, das ist's, was ich dir droh.

Werd ich einmal gefangen, mit Eisen angelegt, als wär ich durchgegangen, so hat man mich doch kricht.

Adieu, mein Vater und Mutter, adieu mein bester Freund; zur Reis' muß ich mich geben, zur Vestung muß ich ein.

Es regieret in der Welt die Weisheit und das Geld, der Reiche kann sich helfen, der Arme muß ins Feld.

Mit der Betrachtung des Gegensatzes von Arm und Reich verbindet sich für den Armen gar leicht die Bitterkeit gegen den vom Schicksal Begünstigteren; was von dem Einzelnen gesündigt wird, schreibt er der ganzen Klasse zu; Herzenshärtigkeit und schlimmere Eigenschaften, die er bei dem oder jenem in Wirklichkeit wahrnimmt, bringt er nicht den Individuen, sondern der Klasse in Anrechnung. Diese gefährliche Richtung schlägt z. B. das folgende Lied ein:

15) Es waren einmal zwei Schwestern, die eine war arm, die andere reich an Gut. Die Arme hatte kleine Kinder, der Vater der war todt, ꝛc.

mit dem Schlußverse:

Darum, so denkt ihr Reichen und gebt den Armen Brodt, und laßt doch niemand sterben vor großer Hungersnoth.

Ganz ähnlich ist das folgende:

Es starben zwo Brüder in einer Nacht, ein armer und ein reicher. Der Reiche ward nach der Hölle gebracht, der Arme ins Himmelreiche. ꝛc.

Dem gegenüber erklingen freilich auch Lieder, welche darauf hinweisen, daß der Reiche am Schlusse des Lebens dem Armen Nichts voraushabe und daß auch der Arme, wenn er nur Zufriedenheit besitze, fröhlich sein könne.

16) Seyd munter und fröhlich, der Herr hats gegeben, genießet das Leben beym Safte der Reben. Nicht Reichthum macht glücklich, zufrieden macht reich. Wir alle sind Menschen, wir alle sind gleich.

Laß Große, laß Reiche mit Gelder(n) sich blähen, sie sind ja nur Menschen und müssen vergehen. Nicht Reichthum 2c.

Gesundheit, Zufriedenheit, ist Reichthum genug, wer immer so denket, der handelt ja klug. Nicht Reichthum 2c.

Aber mit dem Fröhlichsein beim Safte der Reben war es ein eigen Ding, wenn man kaum das tägliche Brod hatte, und immerhin passender, wenn auch ebenso nutzlos, war es, darauf hinzuweisen, daß es anderswo noch schlimmer stehe, daß das Trauern nicht helfe, daß man einer besseren Zukunft sich getrösten müsse: so etwa geschieht es in dem nachfolgenden Liede, das mit einer gewissen philiströsen Kunstfertigkeit gedichtet ist.

17) Trost-Lied für Hamburgs Einwohner.

(Mel.: Was ist der Mensch? halb Thier halb Engel.)

Man hört jetzt nichts als bittre Klagen von jedem, reich sowohl als arm; zwar ist es wahr, man muß es sagen, ein jeder fühlt des Trübsals Harm; doch urtheilt selbst, geliebte Freunde! bringt euch der Kummer etwas ein? Was hats dem je genützt, der meinte, sein Loos sey nur zum traurig seyn?

Vertrauet Gott, nur der kann ändern was sonst kein Sterblicher vermag; nur Er kann den bedrängten Ländern gar bald den so erwünschten Tag des allgemeinen Friedens geben, an dem, entledigt aller Noth, wir unsre Blicke froh erheben zur bessern Zukunft Morgenroth.

Laßt uns es reiflich überlegen, wie glücklich noch von vielen wir zu preisen sind; laßt uns erwägen, wie andre Oerter, fern von hier, des Krieges ganze Schwere fühlen. 2c.

Ach uns'res guten Hamburgs Mauern trat doch ein solches Unglück ein, zwar ist es innig zu bedauern, daß unser Fleiß, der spät und früh in vor'gen Zeiten nie erlahmte, jetzt ganz den Wirkungskreis verlor, doch darf man hoffen, der gehemmte Geschäftsgang schwingt sich bald empor.

Bis dahin hemmet Eure Thränen, harrt mit Gelassenheit der Zeit, wo sich der Herzen banges Sehnen verwandeln wird in Heiterkeit. 2c. 2c.

Heiße Sehnsucht nach Frieden, der allein Handel und Schifffahrt wieder aufleben lassen, die furchtbare Arbeitslosigkeit beseitigen, dem Arbeiter wieder Brot für sich und die Seinen geben kann, tönt z. B. aus dem folgenden Liede heraus.

18) Wie bist du lieber Frieden, so fern von unserm Land, wo sonst der Handel blühte wüthet jetzt die Kriegeshand.

O Gott, durch deine Güte und segensreiche Hand gieb uns den lieben Frieden für unser Vaterland 2c. 2c.

Die Unmöglichkeit, auf offenem und ehrlichem Wege sein Brot zu erwerben, führt aber dazu, daß gar Mancher zu den verzweifeltsten Mitteln greift. An verschiedenen Orten in Hamburg wurden Spielhöllen etabliert, die sich während der ganzen Belagerungszeit erhalten zu haben scheinen, da noch 1816 über dieselben geklagt wird. Auch auf die Lehren der Adepten, die in den achtziger Jahren in Hamburg und Altona ihr Treiben gehabt hatten, kam man wieder zurück und ein in jener früheren Zeit gedichtetes Lied über das Suchen nach Gold und den Stein der Weisen ward aufs neue gedruckt und zur Drehorgel gesungen. Das schlimmste Erwerbsmittel war der Schmuggel. Die Douane, schreibt das 1813 während der kurzen Zeit der Freiheit erschienene Bürger-Blatt: der Patriot, in seinem 8. Stück, die Douane zwang gleichsam die hungrige Jugend, einen neuen schändlichen Erwerbszweig, das Einschmuggeln verbotener Waren, zu ergreifen, um sich vor dem Hungertod zu sichern. So wurde selbst die Moralität untergraben, und dem Laster der Faulheit, der Dieberei und Betrügerei, Thor und Thüre eröffnet. Auch von Mitgliedern der wohlhabenderen Klassen wurde Schmuggel getrieben und bekannt ist das Spottbild aus jener Zeit, welches das Einschmuggeln des Kaffees illustriert. Selbst der Kutscher des Prinzen Eckmühl brachte, wenn er den Prinzen nach Altona gefahren hatte, in dem angeblich leeren Wagen Schmuggelgut nach Hamburg zurück. Am meisten demoralisierend aber wirkte doch das französische Spioniersystem. „Spione der geheimen Polizei, schreibt Wächter, lauschten überall, in Haushalten und Gasthöfen, in Trinkstuben und Kaffeeschenken, in Harmonien und Hallen, in Kirchen und Schulen, in wissenschaftlichen Vereinen und Freimaurerlogen, in anständigen und unanständigen Vergnügungsorten; jedes falsch

zu deutelnde Wort wurde denuncirt und geahndet." Von solchen Spionen und Angebern, welche die Maske der Biederkeit und der Freundschaft vornehmen, warnt das folgende Lied:

19) O, Mensch, eröffne doch dein Herz nicht Jedermann, daß dich die späte Reu nicht übereilen kann. Die Falschheit ist zu groß, das Schmeicheln zu gemein, drum ist die Redlichkeit: Nur ein geborgter Schein.

Drum weil bey dieser Zeit die Freunde ziemlich raar, so nimm dich wohl inacht und scheue die Gefahr. Nimm kluger Schlangenart und Tauben-Einfalt an; das heißt: Eröffne doch dein Herz nicht Jedermann.

Wo man niemandem mehr trauen kann, keiner Hülfe gewährt, erwiesene Wohlthaten vergessen werden, da bleibt nur noch Hoffnung auf die Hülfe Gottes übrig und die Wahrheit, daß der Todesengel Sorgen und Leiden ein Ende macht: das etwa will das nachfolgende Lied ausdrücken.

20) Trau schau wem du thust vertrauen, denn die Welt ist voller List; Niemand, niemand darf man trauen 2c.

Den du oft bist beygestanden, dieser dich jetzt kennt nicht, dem du oft Gutthat erwiesen, der läßt dich jetzt ganz im stich; sagt ich kann dir nicht beystehen, helfe dir der liebe Gott 2c.

Liebe Christen seyd zufrieden, machet euch mit Gott getröst, was der Himmel euch beschieden, denkt ihr werd't von Gott erlöst. Mancher hat viel Geld verborgen, es vergeht als wie ein Rauch, dieser macht sich viele Sorgen, und er muß doch sterben auch.

Dasselbe Heft, welches das vorige Lied enthält, bringt zum Schluß noch ein anderes, in welchem noch schwermütiger auf die Ruhe des Grabes hingewiesen wird:

Ruhig ist des Todes Schlummer und der Schooß der Erde kühl, da stört unsre Ruh kein Kummer, nicht der Leidenschaften Spiel, unsre Sorgen groß und klein schlummern alle mit uns ein 2c.

In Sorge und Not und banger Bedrückung klammert aber das Volk sich an den starken Halt, der ihm in den Tagen des Überflusses aus den Augen gekommen ist, und statt der Scherzgesänge und der weltlichen Lieder ist es jetzt das ernste geistliche Lied, nach dem es Verlangen trägt. Die Drehorgel, von der

einem schönen Brauche nach das Volk in der Weihnachtzeit noch heutigen Tages das alte herrliche: Nun danket alle Gott erwartet, that auch in jenen Tagen dem Verlangen desselben Genüge, das fliegende Blatt erschien als „Drey neue geistliche Lieder", und geistliche Lieder spielte die Orgel und sang der Drehorgelmann. Insbesondere sagten den naivkindlichen Anschauungen entsprechende Schilderungen eines besseren Jenseits nach den Tagen des Elends, wie etwa die folgende, zu.

21) Im Himmel, im Himmel sind der Freuden so viel; da tanzen Gottes Engel und haben ihr Spiel. Die Engel, die Engel sind allezeit froh, und loben Gott den Vater im höchsten Thron."

Auch im siebenten Verse der unten mitzuteilenden Aria für die Hamburger Bürgergarde hallt er wieder, jener seit der Kinderzeit verloren gegangene, in den Tagen der Trübsal wiedergefundene und zu einem festen Halt gewordene Glaube.

Drum ziehen wir getrost in's Feld mit uns ist unser Gott; ihr habet nicht an Gott geglaubt, drum sank das freche Sündenhaupt, :,: der ganzen Welt zum Spott. :,:

Wie aber hin und wieder der doch noch nicht vollständig erstorbene Humor zwischen die ernsten geistlichen Lieder ein recht weltliches Lied einstreut, so erklingt hin und wieder auch neben den Liedern der Klage und der dumpfen Resignation doch noch ein Lied, in dem ein freierer, frischerer Zug weht. So findet sich z. B. unter vier ganz neuen Liedern mit der gedruckten Bemerkung: „Hat die Zensur passiert" auch das bekannte Lied:

22) Die Gedanken seyn frey, wer kann sie errathen, sie fliehen vorbey wie nächtliche Schatten. Kein Mensch kann sie wissen, kein Kärker einschließen, wer weiß was es sey, die Gedanken seyn frey.

Oft fesselt man mich im finstern Kerker, doch seyn es ja nur verderbliche Werke. Denn meine Gedanken zerreißen die Schranken und Mauern entzwey, die Gedanken seyn frey.

Alle Anerkennung aber gebührt der Thatsache, daß in der ganzen Zeit der Fremdherrschaft weder in der Brauerschen Druckerei,

die zu den wenigen von der französischen Regierung sanktionierten gehörte, noch überhaupt in Hamburg ein Drehorgellied gedruckt ist, welches Napoleon und seine Siege verherrlicht hätte oder ein Beitrag zu den zu seiner Popularisierung veranstalteten Festen hätte sein wollen. Ein Lied auf Schill, „den meineidigen Rittersmann,“ steht nur scheinbar mit unsrer Behauptung in Widerspruch. Man muß sich vergegenwärtigen, daß zu den napoleonischen Truppen, welche zeitweilig in Hamburg lagen, wie Soldaten deutscher Fürsten, so auch Soldaten des Königs von Dänemark gehörten; unter den deutschen Truppen des dänischen Korps, welches mit einer holländischen Heeresabteilung zusammen Stralsund gestürmt hatte,[1] war dieses Lied entstanden; von ihnen war es mitgebracht worden, um mich der Worte des Herrn Dr. Caspar, dem ich die Mitteilung des Liedes verdanke, zu bedienen, als „ein in deutscher Sprache gedichtetes dänisches Vaterlandslied, wie wir deren aus den Jahren 1807—1815 viele besitzen“; in Hamburg gedruckt wird es in Rücksicht auf die Interessen Schleswig-Holsteins sein, das, wie schon erwähnt, eines der größten Absatzgebiete der hamburgischen Drehorgellieder bildete.

23) Mel.: In des Waldes düstern Gründen.

Schill, ein neuer kühner Ritter, stand bey den Preußen als Major, war Meineidig — und errichte sich ein leichtes Schützen-Chor.

Von der Herrschsucht ganz verblendet, streift er immer nur umher, stöhrt die Ruh' in Städt' und Dörfer, seine Zuflucht war das Meer.

Doch die Dänen schon gerüstet ziehen gegen ihn heran, nun, wohlan! er — hat gesehen, das der Däne fechten kann.

General v. Ewaldt commandiert, und bestimmt in einer Stund', anzugreifen, mit Holländer, den Major wohl in Stralsund.

---

[1] Eine Anzahl der gefangenen Mitglieder des Schillschen Korps ward zur Aburteilung nach Hamburg, von hier aus aber weiter nach Magdeburg geschickt. Anmerkungsweise sei übrigens notiert, daß auch Ditfurth ein Lied mitteilt, in welchem Schill nicht eben verherrlicht wird.

Laßt uns siegen oder sterben, Alle rufen: wohl es sey! ja, es tönet — vor dem Thore, und in der Stadt, von dem Geschrey.

Trotz dem Donner der Kanonen, ziehen muthig sie heran, zu besiegen — ohne Schonen, Schill, den kühnen Rittersmann.

Dänen fechten — Holländer streiten, jetzo mit vereintem Muth. Und der Ritter wird geschlagen, denn vergebens floß ihr Blut.

Heil! den Edlen! die von uns gefallen in dem Kampf durch ihren Muth, wir verspritzen — für sie alle, unsern letzten Tropfen Blut.

Ein Denkmahl bleib es bey uns allen, so lang wir uns des Lebens freun, und ihr tapfrer Muth erschalle, ihre Asche soll ein Denkmahl weihn.

Eine eingehendere Darstellung der Belagerung Stralsunds und des Unterganges Schills gibt das folgende ebenfalls höchst seltene Lied:

24) Mel.: Prinz Eugenius der edle Ritter ꝛc.

General von Ewaldt unser Heldte, der vor Stralsund auf dem Felde, in Kolonnen aufmarschirt. Husaren ließ er gleich formiren, auch die Jägers defilieren, vor der Festung wurd flankirt.

General von Grazien zur linken Seite, kommandiret die Truppen schon zum Streite, in Kollon sich zu formieren. Auch die braven Artilleristen, wie auch seine Cavalleristen, sich schon in die Linie ziehn.

Das oldenburgische Regiment auch zur Rechten, mit dem Feinde nun zu fechten, auch nun schon in Linie steht. Von Abereron uns commandiert, freuet sich wie wir aufmarschieren, wie alles in Bereitschaft steht.

General von Ewald ließ marschieren, dabei keine Trommel rühren, bis wir vor der Festung stehn. Unter Donner der Kanonen, schwuren wir nichts zu verschonen, Alles muß zu Grunde gehn.

Guten Morgen Herr von Schiller, liegst Du noch in Deinem Schlummer daß Du uns nicht greifest an, siehst Du nicht, wie wir hier stehen, laß uns Deine Truppen sehen, auch ob Du nun fechten kannst.

Zehn Uhr die Klokke hat geschlagen, laßt uns nun zum Sturm uns wagen, trotz den Feuerschlünden um. Kammeraden eilt nun über die Brücken, laßt uns frisch hinüber rücken, um die Festung rings herum.

Schon fängt die Trommel an zu schlagen, laßt uns unser Leben wagen für unsern König Friederich. Kammeraden! Eilet zum Sturm, schon krümmt sich einer wie ein Wurm, todt liegt schon einer hingestreckt.

Hurrah! Stralsund ist eingenommen, doch sind wir nicht dem Todt entronnen. Husaren sich schon retiriren, vorwärts Kammeraden mit Bajonetten laßt uns wie die Löwen fechten, schon der Feind zurück sich zieht.

Major von Schill ward getroffen, vom dänischen Husaren ward er erschossen mit einer Kugel durch die Brust; dieser Schlag war ziemlich hart, Husar schwur bey meinem Bart, mich freut's recht von Herzens Lust.

Vivat der uns kommandieret, der uns so klug hat angeführet, das ist General Ewald; Hurrah! daß er den Feind bezwungen, ihm sey dieses Lied gesungen, daß es in ganz Dänemark schallt.

In dem Liede „Schill im Tode" (bei Ditfurth Bd. 1 S. 339) heißt es im achten Verse abweichend von der obigen Darstellung:

Schill wollt' nicht mehr weichen weiter, bis ihm jagt mit größtem Schmerz ein Holländer Kürasßreuter gleich die Kugel durch das Herz.

Denselben Charakter eines patriotischen Liedes für die deutschen Angehörigen Dänemarks hat auch ein etwas früheres Lied, das sich auf das Einrücken Bernadottes, des Prinzen von Ponte corvo, in Schleswig-Holstein und Dänemark seit dem 5. März und das Haltmachen der Franzosen beim großen Belt am 15. März 1808 bezieht.

25) Wohlauf, Kammeraten, was soll es sein, die Franzosen marschieren in Holstein herein, die Franzosen haben es mit List, ja mit List, Gott'sblitz wenn das der König wüßt, trallerara.

Als Freunde marschieren sie in Holstein herein, und so noch weiter ins Dänische herein, u. so nach Seeland soll es hin, u. den(n) nach Schweden das war ihr Sinn. trallerara.

Der große Beld war hier der Ort, darüber kommt kein Franzose nicht fort, es wurde vor's erste Halt gemacht, ja Halt gemacht, u. einen andern Plan erdacht. trallerara.

Ihr Dänen seid aufmerksam jetzt, sie setzen sich in Augsburg (?) fest, u. nehmen Glückstadt auch wohl ein, wie wird es wohl um Holstein sein. trallerara.

Ihr Brüder gebet alle Acht was sie vor einen Plan erdacht, recht lange können sie es nicht ansehn, so müssen die Spanier zum Teufel gehn. trallerara.

Die Hannover Soldaten sein schlechte Leut, sie verlassen ihr Vaterland mit Schimpf und Schand, u. fuhren zu Wasser nach Engeland. trallerara.

In Holstein geht es aber nicht so, ja aber nicht so, das sie alles kriegen in guter Ruh, viel lieber wollen wir hauen drein, ja hauen drein, die Spanier wolten keine Franzosen nicht sein. trallerara.

Wann unser König Friedrich will, ja Friedrich will, so hat das Ende bald ein Spiel,[1] die Dänen sein gleich bey der Hand, sie streiten vor ihr Vaterland. trallerara.

[1] Soll wohl heißen: ein Ende bald das Spiel.

Wer hat den nun das Lied erdacht, das haben die dänischen Jäger gemacht das haben sie gemacht aus ihren Plesir, aus ihren Plesir, als Jäger, als Jäger leben wir, valterie valtera.

Etwa derselben Zeit gehört ein drittes Lied gleichen Charakters an, das den neuen König Friedrich VI. feiert und an sein Benehmen in der Seeschlacht vom 2. April 1801 im Sund erinnert.

Mel.: Auf, auf! Kameraden zu Pferd! zu Pferd!

26) Auf Dännemarks Brüder! jetzt ist es Zeit dem Feinde entgegen zu gehen; mit wahrem Muth und Tapferkeit zu verfolgen, wo wir ihn sehen. Denn wenn er sich nähert unserm Strand, so stöhrt er die Ruhe im Vaterland.

Chor: Wir wollen mit bewaffneter Hand, den Frieden für's liebe Vaterland.

Die Dänen findet man immer bereit für's Vaterland muthig zu streiten. Sie erwarten den Feind mit Festigkeit jetzt, immer, zu allen Zeiten. Dann, wo wir stehen, da stehen wir fest ein Wink von dem König, der uns nicht verläßt.

Chor: Hoch lebe der König! wir ehren ihn fest, der Vaterland Freunde u. uns nicht verläßt.

Er selber ist ja immer bereit, sein Blut u. Leben zu wagen, für's Vaterland in jedem Streit; — denkt nur an Copenhagen! — Er wagte viel den 2ten April; er setzte sein Leben auf das Spiel.

Chor: Sein Angedenk bleibt der 2te April; der König setzte sein Leben aufs Spiel.

Drum Brüder bleibet mit uns vereint so lange auf Erden wir wallen, wenn auch der Feind gleich grimmig erscheint, so kann er als Mensch doch fallen. Das Loosungswort sey: Sieg oder Tod! dem Feinde der das Vaterland droht.

Chor: Er finde an der Grenze Vernichtung u. Tod. Wenn er den friedlichen Boden bedroht.

So wandeln wir Brüder, Hand in Hand aus diesem Erdenleben; frohlockend in jenes ewige Land, mit Lorbeerkränzen umgeben. Wenn wir treu gehandelt nach uns'rer Pflicht, so kehren wir uns an den Teufel nicht.

Chor: Die Losung der Ehre, die Losung der Pflicht entgegen dem Feind, dem Feind ins Gesicht.

Kommt, trinket eins auf das Wohlergehn des Königs Friedrich, Er lebe! die Vorsicht laß Ihm viel Freude sehn, Ihm Ruhe u. Friede umschwebe, das dänisch Haus! das Vaterland! denn wir sind glücklich in jedem Stand.

Chor: Dann zieret der Pflug und die Sichel die Hand, dann blühen die Städte, dann blühet das Land.

Schwieriger ist die chronologische Bestimmung eines gutgemeinten Liedes, das zur Anfeuerung des preußischen Volkes be-

stimmt ist und dessen letzter Vers mit geringen Varianten später in Cramers Lied: „Feinde ringsum“ eingeschoben wurde.

27) Preußen habt Muth! Seyn auch schon Länder verlor'n Ihr seyd dazu nicht gebor'n fremden Tribut, fremden Tribut.

Krieg über Krieg! Tapferkeit einst entfalten, das Land sollt ihr behalten, durch Kampf und Sieg :,:

Wer spricht euch Hohn! Wär der Chef schon gewesen, wie ihr von Blücher gelesen, fremd war sein Lohn :,:

Fluch dem Verrath! Wo jetzt die Feinde noch stecken, da muß sie Schande bedecken, wie ihre That :,:

Lorbeer dem Held, der mit Alt-Preußens Muth damals bey Lübeck im Blut Feinde gefällt :,:

Blücher voran! Seht auf dem Gaul ihn sitzen, sieht, wie die Augen ihm blitzen: Er macht den Plan :,:

Blüchers [1] Zug nach Lübeck, sein Kampf daselbst am 6. November und seine Kapitulation am 7. November 1806 zu Ratkau gehören der Weltgeschichte an. In Hamburg, wo er bis zum 22. März 1807, bis zu seiner Auswechselung gegen den von Schill gefangen genommenen französischen General Victor, verweilte, fand er bei der Bevölkerung Bewunderung und warme Verehrung und als er 1816 am 11. September zu einem Besuche dorthin zurück kam, wurde er von allgemeinem Jubel begrüßt und „mit Ehrenbezeugungen aller Art wahrhaft überschüttet“, fühlte er sich in unserer Stadt, für die er immer eine große Vorliebe hegte und die ihn jetzt auf seinen Wunsch mit dem Bürgerrecht beschenkte, eigener Versicherung nach so wohl wie nirgends. [2]

Ebenfalls von preußischem Standpunkt aus ist ein Klagelied auf den Tod der Königin Louise am 19. Juli 1810 gedichtet, ein

---

[1] Ein nicht übles plattdeutsches Lied auf Blücher, nach dem bekannten „En Grossmid sat in goder Roh ꝛc.“ findet sich bei Scheible, Volkswitz der Deutschen, Stuttgart 1850. XI., S. 158.

[2] Wigger, Geschichte der Familie von Blücher, Bd. 2, S. 565—66. Eine ausführliche Beschreibung findet sich bei Menck, Synchronistisches Handbuch, Bd. 2 (Hamburg 1834), S. 508 ff.

Ereignis, das freilich über Preußens Grenzen hinaus die allgemeine Teilnahme hervorrief.

28) Auf den Tod der Königin Louise von Preußen.

Klaget Preußen, ach Sie ist gefallen, o, die geliebte Königin. Ach, Sie ist uns nun entrissen allen, ach! Sie ist nicht mehr, Sie ist dahin. Sollt' uns dieser Tod nicht schmerzen, selbst der Kronprinz weinend vor Ihr steht, ja, auch Ihr Gemahl der weint von Herzen, weil die Trennung Ihm so sehr gerührt.

O! die mit uns mehr als Mutter-Liebe, ja, für ihres Volkes Glück gelebt, ach! Sie theilte mit uns gleiche Triebe, für Preußens Wohl war Sie bestrebt. Schluckzend und mit wehmuthsvollen Thränen Ihr geliebter Vater vor Sie stand. Selbst der Schwester heiße Zähren; wehmuthsvoll ist nun das Vaterland.

Arme, Arme! gebt euch nun zufrieden, eure Landes-Mutter ist nicht mehr! Danket Gott, der hat es so beschieden, fällt es gleichwohl euren Herzen schwer.

Ach! mit schwach gepreßten Thränen rufte Sie den Kronprinz vor das Bette hin, tritt hinein in Deines Vaters Stufen, war Ihr letztes Wort, Sie schied dahin.

Sie ist nicht mehr! O, laßt uns alle weinen, mit ihren Kindern weinen wir, auch die Prinzeß wird nun so erscheinen für Arme auf der Erden hier.

Dort hat nun Ruhe sie gefunden, dort lohnt sich selbst Ihr edles Herz, doch wir, Sie ist uns nun verschwunden, Gott lindre unsers Königs Schmerz.

Dasselbe Heft enthält noch ein anderes Lied auf dasselbe Ereignis[1], dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

29) O, klaget sehr, Sie ist nicht mehr, Sie liegt nun in der Gruft. Um Sie weint nun Germaniens Reich. Sie war der besten Königin gleich; Sie ist nicht mehr, Sie ist nicht mehr, Louise Königin. ꝛc. ꝛc.

Formlos und unschön wie diese Klagelieder sind, werden sie damals doch in den Kreisen, für die sie bestimmt waren, auch in Hamburg, Unzählige gerührt und erschüttert haben. Auch wird man anerkennen, daß der Drucker auch für die übrigen drei Nummern des Heftes Lieder ernsten und passenden Inhaltes wählte. Denn, wie schon erwähnt, wurden neben jenen ernsteren

[1] Das von Ditfurth gebrachte Lied: „Wilhelm komm an meine Seite" ward noch in den dreißiger Jahren in Hamburg und selbst in Rendsburg als fliegendes Blatt gedruckt und zur Drehorgel gesungen.

Liedern, wie sie dem Charakter der Zeit entsprachen, vielleicht mit Rücksicht auf die französische Zensur, häufig Lieder von ganz anderem Charakter gedruckt, einzelne Balladen von Bürger, Arien aus Rinaldo, Schöne Minka ich muß scheiden, Gestern Abend war Vetter Michel da, eine Reihe von Liedern aus der Zimmerschen Sammlung, wiederholt aber auch Lieder wie das Schubartsche: Auf, auf, ihr Brüder und seid stark, von denen die Zensur kein Erwecken der Sympathie für deutsche Fürsten zu befürchten brauchte. Auch das Lied auf die vor fast hundert Jahren (1713) geschehene Einäscherung Altonas durch Steenbock wurde mehrfach wieder gedruckt, offenbar doch, um durch den Hinweis auf das, was damals die Schwesterstadt erlitten, einen gewissen Trost zu haben und der beklemmten Brust, die über das eigene Leid nicht aufschreien durfte, wenigstens etwas Luft zu schaffen.

Dann aber erscholl die ungeheure Kunde von dem Brande Moskaus, dem Rückzuge und der Vernichtung der großen Armee, erst betäubend und unglaublich, dann unzweifelhaft, Hoffnung und Frohlocken erweckend. Am 17. März 1813 erließ König Friedrich Wilhelm III. seinen Aufruf: An mein Volk, am 18. März zog Tettenborn in Hamburg ein, von einem Jubel empfangen, wie ihn die Stadt noch nicht erlebt hatte.

Zerlumpt und abgezehrt, als hungrige Flüchtlinge, hatte man die Reste der übermütigen Eroberer wieder gesehen. In einem von Scheible mitgeteilten Liede heißt es:

30) Was sind das für bescheid'ne Krieger, o weh! Die dort so still vorüber ziehn? o weh! Das sind die stolzen Weltbesieger, die eiligst vor den Russen fliehn. O weh! o weh! o weh! rc. rc.

Ein Hamburger Druck bringt unter andern die folgenden Verse, in denen Hasenjagd und Bauerngesang — eigentlich Bauerntanz — eine Reminiscenz aus uralter Zeit sind.

31) Seid nur getröstet, zwar habt ihr die Ranzen verloren, doch geht es der Heimath zu, wo ihr in Frankreich könnt jauchzen und tanzen, und flicken und ristern die Stiefeln und Schuh.

Das ist ein Laufen, ein Rennen und Springen! man glaubt ja, es würden die Hasen gejagt. Lustig, ihr Bauern, jetzt können wir singen, weil diese Comödie uns trefflich behagt.

Seht nur die Bengel, die lange uns schmähten, uns hießen nur Buker und deutsche Cujon, wie sie jetzt kommen in Aengsten und Nöthen, und sprechen so höflich um Almosen an.

Seyd ihr denn wirklich die stolzen Franzosen, die ehemals nur gingen in Silber und Gold? . . . Eure Pariser, was werden die sagen? wenn ihr so neumodisch nach Frankreich marschirt, wenn ihr mit Kornsäck' statt Mantel und Kragen auf euren Rücken seyd komisch geziert.

Der Haß gegen die Douanen hatte es am 24. Februar zu einem Exzeß kommen lassen, in Folge dessen 7 Personen auf dem Heiligen-Geistfelde erschossen worden waren. Jetzt eben waren auch diese bis zuletzt zurückgebliebenen militärischen Zöllner abgezogen und die jauchzende Stadt illuminierte „Sonst mit Schmerzen, Heut von Herzen" zu Ehren der russischen Befreier.

32) Den Duanen[1] war angst und bange, daß die Hamburger haben schon lange sich zu machen frank und frei, sie schlugen sie wohl an die Ohren, daß sie liefen vor den Thoren; ein jeder machte, was er wollt'.

Da thaten die Hamburger illuminiren, und die jungen Leute exerziren, und standen alle den Russen bei. Jetzt freuen wir uns mit einander. Es lebe der Kaiser Alexander, und der König von Engeland.

Von den Douanen zumeist handelt auch nachfolgendes

33) Fröhliches Gesellschaftslied.
(Nach einer bekannten Melodie).

Auf, auf, Kameraden! seyd frohen Muth, jetzt könnt ihr handeln mit kaltem Blut, die Douanen-Bande, die ist nicht mehr, sie plagte die Menschheit allzusehr — die Engländer wollten sie zerstören, sie müssen darüber unser Urtheil hören, unser Urtheil hören.

[1] Das Douanen-Korps war vollständig militärisch organisiert. Sie trugen dunkelgrüne Uniform (daher oft die Grünen genannt), dreieckige Hüte, Gewehr und Degen. Sie hatten ihre Wachen auf dem Zeughausmarkt, im Blockhaus, am Baumhause, Brookthor, auf der im Hafen liegenden Fregatte und außerdem an allen Eingängen der Stadt.

Drum höret, was der Richter spricht, ihr Douanen taugt dem Teufel nicht; den Armen nahmt ihr Hab und Gut, ihr verdammte Natterbrut; zu ihren Füßen mußt' man fleh'n! Das thaten die Hunde gerne sehn, ja gerne sehn.

Zerlumpt kamen sie in Deutschland an, bald spielten sie einen großen Mann, der Teufel, der ihr Oberhaupt war, legte ihnen den Weg zur Hölle dar; sie schritten tapfer darauf fort, dies ist für sie der rechte Ort, der rechte Ort.

Ihr Douanen prahltet allzusehr, unüberwindlich sey des Kaisers Heer; hier bautet ihr auf eure Schurkerey, allein wie bald war es vorbey. Denn wie die Kosacken waren da, riefen wir schon: Floria Commercia! Floria Commercia!

Sie glaubten, es blieb so ewiglich; ja Gottes Wort, das folgten sie nicht; ihr Heiliger dünkt sich ja mehr als er. Ach, armer Sünder, wo warst du her? Der Donner Gottes fuhr herab in Rußland fanden sie ihr Grab, ja, ihr Grab.

Ihr armen Schlucker müßt Hunger leiden, wir wollen jetzt recht die Handlung treiben. Gott tröste! laßt ihr euch wieder seh'n, so hilft, bey Gott, kein Gnade-Flehn; wir schicken euch zur Hölle hin, wo eurer Kameraden viele sind, ja, viele sind.

Die allerschönsten Runkelrüben bleiben jetzt zu Paris aufs Lager liegen; der Kaiser hält ja viel darauf, es wird wohl seyn sein letzter Schmaus: denn wenn das Kaiserreich ist aus, so kauet er Zucker wohl daraus, ja wohl daraus.

Was wird denn Herr Bruder Hieronymus machen? Er wird wohl ein lediges Faß betrachten, und denken — ach wär' nur Wein darein, zu stillen meine große Pein, denn sonst hatt' ich ihn im Ueberfluß, nun muß ich leiden großen Durst, ja, großen Durst.

Doch die Schiffe gehen jetzt nach England wieder; es ertönen die schönsten Freiheitslieder, sie bringen uns bald Rum und Rack, wie auch den schönsten Rauchtabak. Drum Brüder, laßt uns lustig seyn und uns des schönen Lebens freu'n, ja Lebens freu'n.

Ein anderes Lied, das den verhaßten Tyrannen Eckmühl verhöhnt, der leider nur zu bald wieder nach Hamburg zurückkehren sollte, hat trotz seiner Plattheiten, Plumpheiten und Rohheiten ein gewisses derb volkstümliches Gepräge; einige anstößige Strophen sind weggelassen.

34) Wer so aus Hamburg wandern muß, o weh! Wie sehr der sich wohl ärgern muß, o weh! Eckmühl ist nun fortgebracht, da haben wir Hamburger recht gelacht, juchhe!

Eckmühl hat einen dicken Ranzen, gewiß! Da müssen die armen Bürger schanzen, gewiß! Das hätte er wohl nicht gedacht, daß ihn die Russen hätten fortgebracht, gewiß!

Die Hamburger hatten nicht viel zu leben, ja, ja! Und mußten immer Gelder geben, ja, ja! Ihr Russen kommt, helft aus der Noth! und schlagt die Hunde alle todt, ja, ja, ja!

Eckmühl ist ein grober Lümmel, gewiß! Er ritt auf einem kleinen Schimmel, gewiß! Er nannte sich, er wäre von Zielch, jetzt handelt er mit Buttermilch, gewiß, gewiß, gewiß!

Als Eckmühl kam in's Kriegesrecht, o weh! Da brachten ihn die Henkersknecht', o weh! Da bekam er ja seinen Lohn, was er hat in Hamburg gestohl'n, so Recht, so Recht, so Recht!

Eckmühl hat einen weiten Ranzen, juchhe! Jetzt thut er auch Kartoffeln pflanzen! juchhe! Hat lange Beine und krumme Knie, läuft wie ein altes Tiger-Thier. Juchhe! Juchhe!

Denn ich kam als ein Bösewicht, Bösewicht, juchhe! Mich hat der böse Geist ansicht, juchhe! Ich ließ kein'n Menschen seine Ruh, sie mußten geben Geld und Schuh. Juchhe, juchhe, juchhe!

Eckmühl, der hat keine Ruh, juchhe! Er flicket jetzt auch alte Schuh, juchhe! Er flickt ja wohl bey Tag und Nacht, daß ihm die alte Schwarte kracht. Juchhe, juchhe, juchhe!

Eckmühl hat eine krumme Nase, juchhe! Wie eine alte Branntwein-Blase, juchhe! Denn sie ist ja kugelrund und wiegt nicht mehr als siebenzig Pfund. Juchhe, juchhe, juchhe!

Meine Nase ist immer gut, juchhe! Ich brauche sie zum Sommer-Hut, juchhe! Laßt nur meine Nase gehn, sie alle Leute sehn. Meine Nas', meine Nas', meine Nas'!

Eckmühl ist nicht mehr stolz, juchhe! Handelt jetzt mit Schwefelholz, juchhe! Er läuft die Straßen auf und ab, wer kauft mir Schwefelholz ab. Juchhe, juchhe, juchhe!

Dieser Spott über den einst so gefürchteten Eckmühl ist freilich ein recht billiger; die äußere Erscheinung desselben wurde karrikiert und man malte sich die Lage aus, in der er sich jetzt befinde. Wenn es heißt, er werde wohl Kartoffeln pflanzen, so ist das vielleicht eine Anspielung darauf, daß die französischen Offiziere bei der Proklamation Ludwigs XVIII. in Hamburg geäußert haben sollen: „Der Glanz der Waffen ist verschwunden! Wir werden künftig Kohl pflanzen müssen, wie Bauern.“ [1] Mit

[1] Vgl. K. Müchler: Anekdoten zur Charakteristik des Zeitgeistes. Berlin 1818. 1. Bändchen S. 61. — Die Sammlung enthält überhaupt eine Reihe auf Hamburg bezüglicher Anekdoten aus der Franzosenzeit.

Schwefelholz handeln heißt wohl so viel, wie Hausierhandel mit Dingen des geringsten Wertes treiben, zu deren Abnahme den Käufer nur teilweise das Bedürfnis, teilweise auch das Mitleid bewegt; als Suhr seinen Ausruf zeichnete, fungierte mit Schwefelhölzern ein schwachsinniger Mensch, Muschü Regen, mit dem der Pöbel gern seinen Spott trieb.[1] Das Schuhflicken ist eine Anspielung auf den jämmerlichen Zustand, mit dem die Franzosen aus Rußland zurückkamen.

Mit zerriss'nen Strümpf' und Schuh kamen sie nach Deutschland zu, daß man euch, ihr Lumpgesindel, mußte schaffen Schuh' und Strümpfen, und die Hemden dutzendweis ꝛc.

Daß man sah, wie die einst so Übermütigen notdürftig ihre Fußbekleidung ausbesserten, machte auf den gewöhnlichen Mann offenbar einen tiefen Eindruck, denn wir finden in mehreren Liedern eine Anspielung darauf. Noch 1870 fand das aus dem Befreiungskriege stammende, nur etwas umgemodelte Lied: „O, Napoleon, du Schustergeselle!“ [2] bei unseren Truppen großen Anklang und zu Beginn der Feindseligkeiten erschien dasselbe illustriert als Bilderbogen zu Dortmund.

Der Urtext des Liedes war vermutlich ein schon 1780 in Jena gesungenes Studentenlied (Keil, Deutsche Studentenlieder des

---

[1] Suhr's Ausruf Figur 61.

[2] Bekanntlich hatte damals noch jeder Stand seine Eigenheiten und Sonderbarkeiten, die leicht Anlaß zu Spott gaben. Unter den uns hier beschäftigenden Liedern finden wir z. B. wiederholt ein Spottlied auf die Schneider abgedruckt.

„Was hat der Schneider vor eine Braut? Jung schenk ein! Eine ausgestopfte Ziegenhaut, Jung schenk ein! Fein lustig wollen wir sein. Ein Lemme, Lemme, Lamm, ein Ziegenbock, ein Bock, Bock, Bock, ein Meck, Meck, Meck, ein Heidiwidwid, weck, weck, weck, harm Mäh, drum lustig wolln wir sein ꝛc. ꝛc.

Vgl. auch Dr. Ph. Wegener, Volksthümliche Lieder aus Norddeutschland. Leipzig 1880. 815—32.

17.—18. Jahrh., S. 170), das auch in Spottliedern auf Napoleon nachgebildet wurde: Wer so aus Rußland wandern muß (Berlin 1813) und, Wer so aus Flandern wandern muß (Scheible, Volkswitz der Deutschen IX, S. 189 und XI, S. 154). Von anderweitigen Hohnliedern auf Eckmühl ist namentlich Eckmühls Traum hervorzuheben, das 1814 als fliegendes Blatt erschien.

Wie sich denken läßt, rief die Begeisterung über den Abzug der Franzosen bei jedem irgendwie dichterisch veranlagten Bürger die Lust zum Singen und Dichten wach und es entstand eine ganze Reihe von Liedern; die besten derselben gelangten im Korrespondenten zum Abdruck, der am 24. März 1813 auch das kühne Gedicht von H. von Kleist: Germania an ihre Kinder, auf der ersten Seite seines Blattes gebracht hatte. Auch Prätzel, Peter Breiß und andere sangen im Siegeston. Für das eigentliche Volk waren aber jene zum teil recht schönen Dichtungen nicht geeignet.

Als Beilage des Patrioten, der bei J. H. Gundermann 1813 während der Freiheitszeit und 1814 nach dem Friedensschluß herausgegeben wurde, 1813 erschien am 24. März das nachfolgende Lied, das den hamburgischen Bürger-Kompagnien gewidmet war und später wiederholt als fliegendes Blatt gedruckt wurde.

35) Runde vorbey! Hamburg ist frey! Hüpfet in festlichen Reigen, Schmückt euch mit Kränzen und Zweigen. Hurrah, herbey! Hamburg ist frey!

Runde vorbey! Bürger sind frey! Menschenrecht, Bürgerrecht, Glauben, Stehen nun nicht mehr auf Schrauben. Hurrah herbey! Bürger sind frey!

Runde vorbey! Jünglinge frey! frey von der bunten Kokarde tretet zur Vaterlands-Garde! Hurrah herbey! bleibet uns treu!

Runde vorbey! Handel ist frey! Bald werden Segel und Masten nicht mehr unthätig hier rasten. Hurrah herbey! Handel ist frey!

Runde vorbey! Zungen sind frey! Federn der Dichter und Denker werden tagtäglich gelenker. Hurrah herbey! Zungen sind frey!

Runde vorbey! Zeitung ist frey! Ist nicht mehr Schreckensprophete, Heißt nicht mehr Lügentrompete. Hurrah herbey! Zeitung ist frey!

Runde vorbey! Thore sind frey! Keine betastende Klauen machen in Zukunft uns Grauen. Hurrah herbey! Thore sind frey!

Runde vorbey! Jubelgeschrey! Helden aus Norden, die unsere Retter geworden. Hurrah herbey! Hamburg ist frey!

Das Lied ist unterzeichnet von --sch--, vermutlich G. W. Fischer, der diesem Blatt mehrere patriotische Lieder lieferte und gewöhnlich mit vollem Namen unterschrieb. Nachgebildet ist es dem damals viel gesungenen Cramerschen Liede: Feinde ringsum, in welches außer dem schon erwähnten „Blücher voran" (Vers 5) auch folgender Vers (6) eingeschoben ward: Stern in der Nacht! :,: Greis mit den silbernen Haaren, — Blücher! wo sind die Gefahren? Wann? — Wo die Schlacht?

Eine andere Nachbildung desselben Liedes sei, obwohl erst später gedichtet, hier gleich angeschlossen.

36) Trauer ringsum! Als mit raubgierigen Horden Bonapart nur um zu morden tobte ringsum.

Ha! welche Schmach! Deutschlands Glück sahen wir wanken; bis es dem Joche der Franken gänzlich erlag.

Und der Despot schickt selbst nach Rußlands Gebiete, Muth im erbosten Gemüthe, Schrecken und Tod!

Moskau brennt auf! Doch aus der feurigen Säule flammte zum dauernden Heile Freyheit uns auf.

Nicht wie bisher darf der Tyrann uns nun plagen, denn seine Söldner zerschlagen, sind jetzt nicht mehr.

Seht wie er flieht! vor dem erstandenen Volke, das, gleich verdunkelnder Wolke, ihn überzieht.

Freiheit voran! sie hat die Bahn uns gebrochen, Brüder, bald sind wir gerochen, Freiheit voran!

Auf übern Rhein! Ketten der Brüder zu brechen, woll'n wir an Buben uns rächen, Frankreich befrey'n.

Wellington winkt! mit ihm verbunden, ihr Streiter, immer rasch vorwärts und weiter, o! es gelingt!

Fort nach Paris! da schmeckt — wenn Platows Kosacken, Teufel in Menschenform packen — Rache uns süß!

Mit ihrem Blut, nimmt erst der Feldzug sein Ende, Brüder dann drückt Euch die Hände, Lohn Eurem Muth!

So lange kriegt! Sind sie zur Hölle geschicket, die uns so schändlich gedrücket, dann heißt's: gesiegt!

Als Melodie des Cramerschen Liedes finden wir den Toulonermarsch angegeben, während nach Hoffmann (Unsere volksth. Lieder Nr. 336) die Komposition von Karl Ludwig Traugott Gläser verfaßt sein soll. Daß die Armee Napoleons frische Marschmelodien besaß, läßt sich denken, und die Abfassung eines Textes für deutsche Soldaten mußte nahe liegen. Die überwältigende Melodie des „Marseiller Marsches" wurde für eine Hymne der hanseatischen Legion benutzt, von der wir freilich nicht wissen, ob sie je gesungen ist.

37) Auf! ihr Kinder des Vaterlandes! erschienen ist der Tag des Ruhms; gegen uns hat sich der Tyrannei blutige Fahne erhoben, hört, Brüder! hört ihr nicht im Felde französischer Krieger Geschrei? Sie kommen, um in eurem Arm euch Kinder und Gatten zu morden. Zum Waffen, ihr Deutschen! stellt euch in Schlachtordnung! Marschirt, marschirt, der Feinde Blut befeuchte unsre Spur! Zum Waffen, ihr Deutschen! ꝛc. ꝛc.

Ein sehr beachtenswertes Lied brachte der „Patriot" am 13. Mai 1813 in seinem 10. Stück:

38) Volkslied der Deutschen.

Der Deutsche ist ein braver Mann, der siegen, fechtend sterben kann für Vaterlandes Glück;

Doch wenn er Brüder morden soll, und blos für eitler Fürsten Groll, dann flucht er dem Geschick.

Der Deutsche ist ein braver Mann, der lange schweigend dulden kann; doch wenn sein Zorn erwacht,

Dann ist der deutsche Mann sich gleich, es führt sein Arm den Rächerstreich: ihr Fürsten, habt des Acht!

Der Deutsche ist ein braver Mann, der gute Fürsten ehren kann, auch schwache schonet er;

Doch gegen der Tyrannen Wuth empört sich sein gereizter Muth, und fähret jach daher.

Der Deutsche ist ein braver Mann, den auch ein Fürst wohl ehren kann, nach Menschenwerth und Recht.

Theilt mit uns, Fürsten, Freud' und Leid, seid Menschen, eh' ihr Fürsten seid! seid freundlich und gerecht!

Hinab mit dir, Satrapenschwarm! es müss' erlahmen jeder Arm, den nur die Laune lenkt.

Es höhn' hinfort kein Fürstenknecht des deutschen Mannes heilig Recht: zu schreiben, was er denkt.

Herr! schau auf unser Vaterland, schütz' es durch weiser Freiheit Band, lehr Herrschern ihre Pflicht;

Nur du bist groß und gut allein! die sich erheben, mache klein! Sprich, Herr, es werde Licht!

Insbesondere freute man sich aber auch der wiedergewonnenen Freiheit der Presse, die, je härter sie bedrückt worden war [1], desto kühner jetzt unmittelbar nach der Befreiung auftrat. Gleich in den ersten Nummern des wieder ganz in deutscher Sprache und mit dem Hamburger Wappen geziert erscheinenden „Korrespondenten" offerieren die Buchhändler Broschüren wie: An das Deutsche Volk, An die Preußen, Was bedeutet Landsturm und Landwehr? daneben auch Kotzebues Spottgedicht: Der Flußgott Niemen und noch Jemand (Napoleon). Eine von Klopstock 1801 gedichtete Ode auf Kaiser Alexander ward von der Perthesschen Buchhandlung aufs neue gedruckt; Porträts russischer Heerführer (Kutusow, Platow, Tschitschagoff u. a.), auch Lehrbücher der russischen Sprache wurden ausgeboten. Nicht minder thätig waren die Druckereien der Drehorgellieder, deren Erzeugnisse aber leider wegen der fehlenden Jahrzahl nur selten bestimmt gerade in diese Zeit, im Unterschiede von der Zeit nach der definitiven Befreiung, gesetzt werden können.

Mit Sicherheit auf die Zeit des kurzen Freiheitsrausches vom März bis Mai 1813 sind zwei Lieder zu beziehen, welche ein mir von Herrn Dr. Cropp geschenktes fliegendes Blatt mit der Jahreszahl 1813 enthält.

---

[1] Vgl. auch Wächters historischen Nachlaß 2, S. 302.

39) Abschiedslied auf den Rückzug der Franzosen.

Hamburg wolltest, armer Prahler! du besuchen? doch, du dachtest nicht, daß Fluthen tapfrer Russen dir entgegenstehn! Wolltest du — zu deiner eignen Schande — der Verheerung grauses Opfer sehn?

Wohlstand herrschte sonst in unsern Fluren, bis — o weh! — du zu uns kamst. Segen wogte sonst auf unsern Fluthen, bis du uns die goldne Freiheit nahmst. Weh und Rach' dir, der du sie uns nahmst!

Thränenvoll blickt manche Wittwe nieder! Waisen rufen: Gieb den Vater wieder! Fluch folgt dir — und Segen Alexandern! und du magst von Pol zu Pol nun wandern! er ist Mensch — doch Unmensch nur bist du!

40) Nachtwächterlied in Wandsbeck.

Hört ihr Deutschen und laßt euch sagen: die Russen haben die Franzosen geschlagen. Sie haben sie geschlagen in Littauen fein, dies lasset euch gesaget seyn, und lobet Gott den Herren.

Ein hundert tausend Mann 6 oder 7 die sind durch die Kälte aufgerieben. Der Prinz Vice-König ist auch dahin, das macht der tapfre Roßtopschin und die gerechte Sache.

Napoleon ist nun der Kopf geschorn, seitdem er die große Armee verlohrn. Der Tag vertreibt die finstre Nacht, ihr lieben Deutschen seid munter und wacht. Vivat der Russische Kaiser!

Wers mit den Russen nicht wird redlich halten, dem muß das Herz im Leibe erkalten. Der Deutsche müßte ein Esel sein, ders mit den Russen nicht redlich meint. Der Satan hole die Franzosen.

Nicht zum Singen bestimmt war das folgende Gedicht, welches im 9. Stück des Patrioten vom 6. Mai 1813 gedruckt ist.

Die Rechnenkunst Napoleons.

Als Nr. 0 begann auf seiner Insel der Kors', an den des Mahlers Pinsel, des Bildners Meißel nie gedacht; doch fing er früh schon an zu zählen und ließ es nicht an Nullen fehlen, er numerirte Tag und Nacht.

Des Zählens satt, schritt er nun zum Addiren, für's Erste nur auf Tafeln und Pappieren, doch bald addirt er Ländereh'n. Als Konsul schien er sich zu wenig, addirte noch hinzu den König, das Facit ließ ihn Kayser seyn.

Sein Stolz lehrt' ihn bald das dividiren: was trennen heißt, das hieß bei ihm: regieren; das fühlte mancher Potentat. In seines Kopfes Reichsrubriken erschienen ihm die Republiken zu groß, wie jeder Nachbarstaat.

Nicht reich genug an Würd' und Ländern, wußt er den Plan rasch zu verändern, fing an mit List und mit Gewalt manch Volk, manch Land sich zuzuschreiben, und hieß das gnädigst: einverleiben, multiplicirte boshaft kalt.

Wohin er kam, pflegt er zu subtrahiren und bis aufs Hemd zu visitiren, führt' ein Octroy und Tarif. Von funfzehn nahm er zwar nur zehne und gab für Schiffe kleine Kähne, doch triumphirt er ob dem Kniff.

In Rußland kam er in die Brüche; da gab es Schläg' und kalte Küche; das Facit blieb ihm stets entfernt: drum zog er sich aus der Affaire und geht aufs Neue in die Lehre, wo er die Kettenregel lernt.

Das Lied, Auf Hamburgs Wohlergehn, erschien in einem neuen zu Ehren des Kaisers Alexander angezogenen Gewande.

41) Auf Hamburgs Bürger Wohl.

Füllt eure Gläser voll und trinkt sie leer; der Feind zieht sich zurück, uns blühet neues Glück; es steigt der Handlung Flor wieder empor.

Stimmt an den Hochgesang, beim frohen Gläserklang und Saitenspiel: „Herr Gott dich loben wir! Herr Gott wir danken dir!“ weil du hast unsrer Noth ein End' gemacht.

Es lebe hocherfreut die gute Obrigkeit, die uns beglückt! sey sie auch, wer sie sey, mir ist es einerley [1], wenn sie uns nur beschützt und uns nicht drückt.

Vivat Commercium! das ganze Publikum kömmt nun empor, da Rußland uns beschützt, uns Englands Handel nützt, steigt Hamburg wieder bald zu seinem Flor.

Drum ruft Viktoria! Vivat! Hammonia ist wieder frey; man klagt und zagt nicht nicht mehr, denn unsre Stadt ist leer vom Druck der Tyranney, ist wieder frey.

Vivat die Druckerey ist endlich wieder frey, uneingeschränkt; denn jedem ist erlaubt zu schreiben, was er glaubt, wenn er bescheiden nur und richtig denkt.

In einem solchen Land, wo Wahrheit und Verstand verborgen bleibt, da herrscht kein guter Geist, denn alles das beweist, daß da kein guter Fürst sein Wesen treibt.

Drum lebt vergnügt und froh in dulci Jubilo, wer leben kann; wer aber das nicht thut, dem ist nicht wohl zu Muth, drum schickt auch etwas zu dem armen Mann.

Noch einmal Vivat rund, Prinz Alexander und sein Kaiser-Haus!!! Nur durch ihn sind wir frey, Gott steh uns ferner bey; denn ohne Gott und ihn wär's mit uns aus.

Neben dem russischen Kaiser, der dem Welteroberer mit Erfolg getrotzt, wurden auch die Steppensöhne Asiens gefeiert, welche Hamburg die Freiheit zurückgebracht hatten.

---

[1] Wahrscheinlich sind die Russen gemeint.

42) Kosackenlied.

Zieht der Russe in den Krieg, winkt ihm Ehre, winkt ihm Sieg. Hau, hau, hau sie nieder! kling, kling, trinket wieder! kling :,: :,: :,: kling, klang, trinket!

Jeder Feind und jedes Heer findet wackre Gegenwehr. Hau, hau, hau sie nieder rc.

Treu dem Czaar und seinem Gott, geht der Russe in den Tod. Hau, hau, rc.

In dem Feuer, in der Schlacht steht der Russe Tag und Nacht. Hau, hau, rc.

Gebt uns Branntewein, gebt uns Brodt! Heut betrunken, morgen todt. Hau, hau, rc.

Seht den leeren Becher an, wie ein Russe trinken kann. Hau, hau rc.

Marschlieder entstanden, wie zum teil schon aus dem Vorhergehenden erhellt, damals massenweise. In Altenburg erschien ein Taschenbuch mit Kriegsgesängen für freie Deutsche. Von den in Hamburg gedruckten Liedern dieser Art sei mitgeteilt das „Marschlied der Hanseaten“:

43) Heran, Kameraden! wir ziehn in das Feld, wir hab'n unser Herz auf Franzosen gestellt; die Wehr und der Muth sind geschliffen und blank, drum her mit Franzosen! Die Zeit wird uns lang.

Heran alle, welchen die Freiheit gefällt! Gott schuf für die Freiheit und Tugend die Welt; die Freiheit, sie lebe, das heiligste Gut! für Freiheit, ihr Brüder, da schonet kein Blut!

Heran nun für Deutschland, das heilige Land! vertilget den wälschen, den teuflischen Tand! auf tapferer Väter vermorschtem Gebein, da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrein!

Heraus für die Aeltern, für Weib und für Kind, für Jungfrau'n und Bräute zur Rache geschwind! das stärket die Arme, das stählet den Muth, drob streitet man fröhlich, drob streitet man gut.

Heran alle! rufet am lautesten Gott! und machet die spröden Tyrannen zu Spott; mit Schwerdtern und Lanzen in blutiger Jagd, so jaget die Räuber bey Tag und bey Nacht!

Auf! spielet Kanonen, zum lustigen Tanz! Auf! blitzet, ihr Säbel, den blinkenden Glanz! Auf! wirbelt, ihr Trommeln, im Saus und im Braus! Auf! wehet, ihr Fahnen, zum Himmel hinaus!

Beliebter war ein nach der Mel.: Ich bin der Doktor Eisenbart gesungenes Hanseatenlied: Dar boven an der Wasserkant, alias-

Daer nedden an den Wesserstrand 2c., das sich indessen mit seinem allzu derben Humor dem hier gezogenen Rahmen nicht einfügt. Eine Reihe schöner und ernster Lieder, welche von den Hanseaten „im Felde oft gesungen wurden", findet sich in dem 1818 in Hamburg herausgegebenen Liederbuch für den hanseatischen Verein.

Befremdlich und wie ein Mißton klingt in die allgemeine Begeisterung ein Lied der deutschen Landwehr-Männer:

44) Ihr deutschen Brüder auf mit Muth, es geht fürs Vaterland, verzaget nicht in eurem Sinn, und stellt euch nicht kleinmüthig hin, vor euer Obrigkeit, vor euer Obrigkeit.

Bedenkt die Noth, die fordert euch, ihr deutschen Brüder auf, zur Sicherheit für's Vaterland, das ist uns alle ja bekannt, müssen Soldaten seyn, müssen Soldaten seyn. — — —

Und allen Denen, die es trifft, das Loos Soldat zu seyn, die stärke Gott mit Muth und Kraft, daß sie nicht werden hingerafft, vor Kleinmuth und vor Angst.

Ach ängsten wird sich mancher schwer und schreien: ich muß fort. Es wird auch manches Liebesband getrennt durch den Soldatenstand, daß kann nicht anders seyn 2c. 2c.

Die mehrsten bleiben gern davon, das sehen wir wohl ein, da es doch nicht kann anders seyn, so gebet euch geduldig drein, bis Gott es ändern thut 2c.

Daß freilich der gemeine Mann trotz der auch ihm innewohnenden Begeisterung sich schwer zum Soldatwerden entschloß, scheint auch das folgende Lied anzudeuten.

45) Von der Vergangenheit.

Die ganze Welt ist neu erschaffen, da kein'n Franzosen man mehr sieht: Auf, auf, ihr Brüder! auf zur Rache! Wenn deutsches Blut in euren Adern fließt, laßt uns bezahlen mit vielen Procenten die so lang' erlittne Schmach: Wir wollen fechten und vollenden, bis uns der Lorbeer wird gebracht.

Wir Deutsche waren schon tief versunken in das famöse Franken-Joch: Die Großen waren meistens Halunken, Gerechtigkeit nichts mehr vermocht. Das ganze französische Gesetz von lauter, lauter Kosten; war ein gestricktes Sündennetz, Schelmerey stand auf den Posten.

Der bravste Mann mußt' unterliegen, durch Geld ward Unrecht zu Recht: ein jeder that dabey betrügen bis zum ärmsten Sündenknecht. Dem Vater raubte man den Sohn, der Habsucht hinzugeben, seinen Thränen lachte man Hohn; ach hin! war beider Leben.

Wie mancher, mancher brave Mann, der für Deutschlands Wohl noch lebte, der durch das goldne Eheband für Frau und Kinder strebte, ward fortgerissen, hingeschleppt, — ich schaudere es zu sagen! — Das Todesurtheil ward vollstreckt, das Blut, das that sie laben!

Das alte deutsche Ehrenwort ward gar nicht mehr gehalten: das Laster riß fast jeden fort, bey Jungen und bey Alten. Der deutsche Ruhm, der war vertilgt fast bis zum letzten Funken; ganz wenige waren der Armuth mild; ihr Gott war: Glanz und Prunken.

Die Vergangenheit die sey vergessen, der Zukunft schenk ich nur Gehör! Wer kann denn Gottes Wege messen, Gott rächte ja von oben her! Wie bald ward alle Schmach vertilget, wie bald verlosch der fransche Muth; in Rußland ward er abgekühlet; drum Deutsche, seyd den Russen gut!

Wie mancher liegt hier schon begraben, wie mancher wird begraben noch! Gedenket bis zu euren letzten Tagen, daß ihr Blut für Deutschland floß. Wir alle sollten müssig sitzen? nicht fechten für unser Vaterland? Das Blut, das mag zum Himmel spritzen, wir wollen tilgen Schmach und Schand.

Drum, Brüder, laßt uns willig folgen, dem Ruf für Vaterland und Pflicht; gebt gern der Obrigkeit den Zollen, der ihr gebührt und murret nicht. Denn ist der Friede erst errungen, so lächelt ja das Bürgerglück! Vorüber sind die trüben Stunden, es kränket uns kein Mißgeschick.

Ihr Freunde, schwöret gern zur Fahne, dem guten König treu zu seyn! Euer Muth wird ja sein Alter laben, vergessen wird er alle Pein. Wie lange ward er uns entrissen: O Georg! Gott war doch mit dir! Wir werden dich nicht wieder missen, dein Name blühe ewig hier!

Nun laßt noch unsern Georg leben! Biedermann und brav ist er; Herrmanns hoher Schatten schwebe wallend um sein Alter her. Er erhielt sein Land in Blüthe, Frankreichs Ygel sogen es aus, doch die Zeiten sind vorüber: es lebe das Königliche Haus!

Die letzten Strophen sind einem Liede auf Kaiser Franz II. entnommen (Aus Hamburgs Vergangenheit Bd. I. 1885. S. 40) und frei auf König Georg von England übertragen. Noch wunderlicher aber steht es mit dem folgenden Liede, in welchem Strophe 2 Paris bringt, wo der Reim auf ein früheres Berlin hinweist, und Strophe 7 von Alexander redet, während Reim und Sinn Napoleon verlangen.

46) Wo bist du, Kukuk, hingeflogen, du, der doch sonst so mächtig war? Sind dir die Federn ausgezogen, beschädigt dir dein Klauenpaar? Fliegst du nicht über jene Hügel mehr nach Moskova, wo bekannt du dir schon deine schönen Flügel beinah' aus Vorwitz hast erkällt? [verbrannt?]

Wo bist du nun? wo deine Größe? thront sie noch etwa in Paris? O nein! man sieht nur deine Blöße, dein Glanz und deine Macht ist hin! Versteckt wohnst du nun an den Gränzen des Reichs, das du sonst hast regiert, und wirst sobald nicht wieder glänzen, wenn dich das Glück nicht besser führt.

Des goldnen Adlers stärkre Schwingen bezwangen dich und deine Brut; es half dir weder Kampf noch Ringen, in Strömen floß der deinen Blut! Ihr flohet Alt und Jung mit Schrecken vom Kampfsplatz ohne Stillestand. Und nichts konnt euren Muth erwecken, ihr flohet über Berg und Land.

Ihr kuckt nun nicht mehr in die Taschen des ehemals deutschen Unterthan, und werdet nun nichts mehr erhaschen von ihm, wie ihr es sonst gethan. Statt eurer ziert nun unsre Thore vielleicht auch bald ein andres Bild! Dann rufen wir in einem Chore, ein Vivat diesem neuen Schild!

Zwar träumen wir uns keinen Himmel bei einer neuen Aenderung, doch fürchten wir kein solch's Gewimmel von Leuten zu der Durchsuchung der Häuser, Wagen, Kiepen, Säcke nach Contrebande und so mehr; auch nicht, daß man sich dann verstecke, wenn's heißt: Auf Burschen ins Gewehr!

Wir hoffen, daß nun von dem Seinen, ein Jeder wieder Herre sey; daß keine Väter, Mütter weinen um ihre Söhne, die sie treu erzogen, um in späten Jahren sich ihrer Pflege zu erfreun, und dann zu großem Schmerz erfahren: der Staat befiehlt Soldat zu seyn!

Denn ew'ger Friede wird erquicken uns Armen, und Alexander wird uns durch Güte dann beglücken, wenn er uns schenket auf den Thron sein Ebenbild, so groß und weise, so liebreich und gerecht er ist, das uns regiert auf solche Weise, wie sie uns angemessen ist.

Drum haben wir auch das Vertrauen, es werd' noch alles besser gehn, und wollen furchtlos, ohne Grauen der Zukunft froh entgegen sehn! Das Schicksal waltet über Alle, wir sind ihm völlig unterthan, und trösten uns in jedem Falle: Was Gott thut, das ist wohlgethan!

Nach der Melodie: Die ganze Welt ist ein Orchester erschien das im jüdischen Jargon gehaltene Trostlied eines Israeliten, als Seitenstück zu dem Klagelied eines Israeliten über die schlechten Zeiten.[1] Davon einige Strophen:

47) Nun ist die Welt nit mehr kapores, Commercium ist wieder da, Gelernet habt ihr endlich Mores, ihr grauße Leit' aus Corsika!

Schon kommen Schiffchen voller Sachen, von Kaffee, Zucker allerley. Geschäftchen kann mer wieder machen; gottlob, der Handel ist nun frey!

[1] Beide Lieder sind als fliegendes Blatt in Hamburg gedruckt, ersteres wohl als nach einem auswärtigen Druck. Über das Lied und dessen Verfasser s. Scheible, Volkswitz der Deutschen IX., S. 169.

Labendig ist die Welt geworden, von allen Ecken Lustbarkeit, und alles, alles kummt in Orden der hochgeschätzten Handelsleit.

Nun kann aach nicht mehr kujeniren mich die verdammte Conscripschon, und muß die ganße Welt marschiren, geb' ich auch gern main'n lieben Sohn.

Die letzten Strophen dieses Liedes illustrieren, wenn auch nicht ohne Beimischung von Spott, das Ergriffensein auch des kleinen jüdischen Handelsmannes von der allgemeinen Begeisterung. In der That standen — damals wie 1870 — eine große Zahl jüdischer Jünglinge unter deutschen Waffen. Um so verdammlicher war es, daß — damals wie in der Gegenwart — hernach der Kampf gegen das Judentum ausbrechen konnte. Die Posse: Unser Verkehr (Berlin 1815) und namentlich der in ihr auch in Hamburg auftretende Komiker Wurm waren es, welche damals hauptsächlich die Hetze anstellten; freilich sollen Wurms Erzählung nach auch ihm Verdrießlichkeiten und sogar ehrenrührige Beleidigungen von der Gegenpartei widerfahren sein.[1]

Auf die wackere Bürgergarde, welche gegen den Feind aus den Thoren rückte, ward folgende Arie nach der Melodie des offenbar allgemein verbreiteten und beliebten Schubertschen Tanzliedes zur Orgel gesungen.

48) Aria für die hamburgische Bürgergarde.

Hamburger Bürger rüstet euch und eilet in den Kampf; ihr waret ächte Deutsche ja, und standet fest gleich Mauern da :,: im dicken Pulverdampf. :,:

Gottlob erkaltet seyd ihr nicht, noch flammt der alte Muth, und an des Vaterland's Altar, bringt jeder gern sein Liebstes dar, :,: giebt willig Gut und Blut. :,:

Denn Brüder wir sind wieder deutsch und frey vom Franken-Joch, wir seufzten oft zu Gott dem Herrn! doch lange blieb der Retter fern, :,: am End erschien er doch. :,:

Wie manche Thräne ward geweint in jener Schreckenszeit, wie manchen brachte sie ins Grab, wie manchen an den Bettelstab, :,: gottlob wir sind befreyt. :,:

[1] Vgl. Hamburger Unterhaltungsblatt vom 28. Sept. und 25. Okt. 1816, sowie die Lebensbeschreibung Wurms in Hamburgs Wächter 1817, S. 147.

Hart sollt ihr Franken fühlen nun, den freyen Männer-Arm; wir kämpfen für den freyen Herd, und ziehen nicht gleich raus das Schwerdt, :,: als feiler Sklaven Schwarm. :,:

Uns Deutsche zieret Biedersinn, wir sind stets brav und gut; kein Frevel zeichnet unsere Spur, und selber nicht auf Feindes Flur, :,: Blos unser Edelmuth. :,:

Drum ziehen wir getrost ins Feld, mit uns ist unser Gott; ihr habet nicht an Gott geglaubt, drum sank das freche Sündenhaupt, :,: der ganzen Welt zum Spott. :,:

Hanseat'sche Bürger rüstet euch und eilet in den Kampf! Wir sind noch ächte Deutsche ja, und stehen fest gleich Mauern da, :,: im dicken Pulverdampf. :,:

Beim Ausmarsch mag auch wohl das folgende Lied gesungen sein, in welchem schöne dichterische Begabung und warmes Empfinden nach Ausdruck zu ringen scheinen.

49) Lied eines Soldaten beim Abschied.

Mel.: Es ritten drey Reiter ꝛc.

Gehab dich wohl, du väterliches Haus! ade! Fein Liebchen, nicht weine die Augen dir aus; ade! Es muß einmal geschieden seyn; doch wahr' ich dein Goldringelein; ade, ade, ade! Ja Scheiden und Meiden bringt Weh!

Der Frühling wird kommen, nicht finden mich hie; ade! Dir ist unter Blüthen, weißt selber nicht wie, ade! Ein liebeskrankes Vögelein; bleibst einsam auf dein Zweigelein; ade, ade, ade! Ja Scheiden und Meiden bringt Weh!

Die Sänger verstummen und schwül ist der Tag; ade! Ach Hitze dein Leid nicht zu schmelzen vermag! ade! Und nicht erfrischt von Himmelsthau, welkt Blümlein hin auf dürrer Au! ade, ade, ade! Ja Scheiden und Meiden bringt Weh!

Vom Segen des Herbstes prangt Garten und Feld; ade! Doch öd und voll Stoppeln ist, Liebchen, die Welt; ade! Manch Apfel glüht wohl frisch und roth, und drinnen nagt am Kern der Tod; ade, ade, ade! Ja Scheiden und Meiden bringt weh!

Der Winter bringt eisig durch Fenster und Dach; ade! Nicht löscht er die Gluth dir im kalten Gemach; ade! Das Heimchen weiß wohl, was geschieht, singt nicht umsonst sein Trauerlied; ade, ade, ade! Ja Scheiden und Meiden bringt Weh!

Bis Schwalb' an den Dächern und Lerch' in der Höh, ade! verkünden nach Jahren ein Ende dem Weh'. Ade! Dann regt sich alles, groß und klein, und jedes baut sein Nestelein; ade, ade, ade! Ja Scheiden und Meiden bringt Weh!

Treu König und Liebchen, der Jüngling zog aus; ade! Treu Liebchen und König, kehrt einst er nach Haus, ade! Wir wollen dann vereinet seyn,

hab dich mit sammt dem Ringelein; ade, ade, ade! Ja Scheiden bringt Freuden nach Weh!

Und drückt an die Brust sein Liebchen der Mann, ade! so hängt wohl noch sonst was von Silber daran; ade! Sein Brütelied singt's Vögelein, bald zwitschert's in dem Nestelein; ade, ade, ade! Ja Scheiden bringt Freuden nach Weh!

Der kurze Freiheitstraum war ausgeträumt, die Franzosen rückten wieder in Hamburg ein und suchten durch Verdoppelung ihrer grausamen Strenge Revanche zu nehmen. In der entsetzlichen Zeit, die unsere Vaterstadt durchzumachen hatte, wird der Straßengesang verstummt sein; vielleicht gehören aber in diese Periode zumteil jene schon erwähnten geistlichen Lieder und die Lieder, welche Sehnsucht nach Frieden atmen. Von letzterer Art ist auch das folgende:

50) Komm, ach komm, erwünschter Friede! komm, still' unser Gram und Leid; denn wir sind des Krieges müde, komm, ach komm, du edle Zeit! Krieg bringt nichts als Gram und Schmerzen, Trübsal, Angst und große Noth. Dieses kränkt und quält viel Herzen, Mancher kommt um Hab und Gut.

Ach, mein Gott, thu dich erbarmen, ändre bald die Krieges-Schand, Kirch' und Häuser sind zerstöret, Städt' und Dörfer weggebrannt, jämmerlich verwüst't, zerstöret, und beraubt durch Feindeshand; Unterthanen sind beschweret, wandern alle aus dem Land.

Ach, wie viel tausend Krieger ruhen jetzt im Grabe schon; wie viel tausend brave Sieger und wie mancher Vater, Sohn, thun jetzt schon als Krüppel wandern, haben kein Verdienst, kein Brod, ziehn von einem Ort zum andern und sind in der größten Noth.

Ach! wie manche Waise weinet um den guten Vater nicht; und wie manche Braut erscheinet nicht mit blassem Angesicht. Handlung und Gewerbe liegen; öde stehet manches Haus; welcher sonst empor gestiegen wäre, mit dem ist's jetzt aus. rc. rc.

Dir Jehovah! will ich singen, gieb ins Herz der Könige doch, daß sie bald zum Frieden dringen, nimm hinweg das Krieges-Joch; laß aufhör'n das Blutvergießen, schenke Deutschland Fried' und Ruh; laß uns gute Zeit genießen, und deck uns mit Segen zu.

Ob in jener Zeit die Zensur selbst diese Lieder gestattete? Auch der schärfste Zensor übersieht wohl einmal, was er sonst nimmer würde geduldet haben. Peter Breiß sang zum Jahres-

schluß von 1812, als eben das denkwürdige Bulletin vom Rückzug der Franzosen aus Rußland veröffentlicht war, ein Lied, in dem zu seinem eigenen Erstaunen nur die Zeile: Und Untergang dem Krieg! angestrichen war, und befriedigte den Zensor durch die Änderung: Und Frieden durch den Krieg![1] Aber der Jubelton, der im übrigen Norddeutschland immer lauter erscholl, als die Flamme der Begeisterung mächtig aufloderte, Bürger und Bauer herbeieilten um ihres Teiles mitzukämpfen für die Freiheit, als die Schlacht von Leipzig geschlagen ward, der Jubelton durfte in dem niedergetretenen Hamburg natürlich nicht laut werden. Endlich aber schlug infolge des Pariser Friedens auch für unsere Vaterstadt die Erlösungsstunde, Eckmühl begab sich nach Paris, sein Nachfolger Gerard zog mit der französischen Armee ab, Bennigsen hielt seinen Einzug in die Stadt (1814, Mai 31).

Jetzt erklangen auch in Hamburg jene Lieder, die in immer größerer Zahl im übrigen Deutschland entstanden waren, neben den Liedern von Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert rc., die für das Volk der Mehrzahl nach nicht einfach genug gehalten waren, auch solche, in denen die Begeisterung des eigentlichen Volkes, freilich im allgemeinen ohne viel Geschmack und Poesie, sich Luft machte.

Aus Arndts bekanntem Liede: Was blasen die Trompeten ist der Refrain: Juchheirasasa! Die Deutschen sind da rc. wiederholt benutzt, aber umgemodelt worden, zunächst wohl zu einem Liede für die Preußen:

51) Frisch auf,[2] ihr Preußen, wir müssen in das Feld, weil uns der König giebt das Brodt und auch Geld; wir müssen marschieren zum Franzmann hinaus,

---

[1] In der Ausgabe seiner Gedichte S. 73.

[2] Bei Ditfurth und Scheible, welche dieses Lied mit unerheblichen Varianten nach einer späteren Überlieferung abdrucken, fehlen die beiden letzten Verse.

da sie wollen bestreiten das Preußische Haus. Juchheirassasa die Preußen sind da, und die Preußen sind lustig, sie rufen hurra.

Vivat es lebe Friedrich Wilhelm hoch! er liebt uns als Kinder, das gefällt uns gar wohl, drum wollen wir marschieren bey Tag und bey Nacht, und schlagen die Franzosen mit aller Macht. Juchheirassasa rc.

O Himmel! noch eine Bitte uns gewähr', schicke uns nur viel Tausend Franzosen daher, wir wollen sie legen so sanft in die Ruh, mit Pulver, Bley und Kanonen dazu. Juchheirassasa rc.

Mit ihren Kanonen und großen Geschütz, da schießen die Preußen, daß es donnert und blitzt, mit ihren Stutzen und Seitengewehr, da treten die Scharfschützen gar stattlich daher.

Bei Leipzig da war eine große Schlacht, da haben die Preußen viel Beute gemacht, da stehen wir Scharfschützen wie die Mauern fest, Mauern fest und geben den Franzosen den letzten Rest.

In Hamburg da geht es ja traurig, traurig zu, da tanzen die Franzosen ohne Strümpfe ohne Schu, da kamen sie vor des Gouverneurs Haus, der kukte verdrießlich zum Fenster hinaus rc.

Ein Lied für die Schleswig-Holsteiner oder deutsche Söldner im dänischen roten Rock lautet folgendermaßen:

52) Seyd lustig! ihr Dänen! wir ziehen ins Feld, weil uns giebt der König das Brodt und das Geld! Wir müssen marschieren zum Feinde hinaus, segn' ein'r wie der Andre das Dänische Haus. Juchheia! rassasa; wir Dänen seyn da! Wir tragen rothe Röcke. Das sagen wir ja!

O gütigster Vater! greif an! ins Gewehr! schick uns viertausend der Feinde daher. Wir woll'n sie begrüßen mit Pulver und Bley! mit Kugeln und Kartätschen; seyn lustig dabey! Juchheia! rassasa! rc.

Ach Ewald! ach Ewald! du kriegstapfrer Held, mit dir woll'n wir's wagen zu ziehen in das Feld; mit dir woll'n wir's wagen im Leben und im Tod: du weißt, daß des Dänen gutes Blut sey roth. Juchheia! rassasa!

Gefesselt mit den Kugeln, gefärbt mit dem Blut! das macht wohl den Dänen einen tapfern Muth. Brüllt schwere Kanonen! Hau! Seitengewehr! wenn ein'm oder Andern die Kugel ist beschert! Juchheia! rassasa! rc.

Wer hat denn doch wohl dies Liedchen erdacht? das haben die dänischen Soldaten gemacht, sie hab'n es gemacht zu ihrem Plaisir. Trift einen die Kugel. Doch Dänen sind wir. Juchheia! rassasa! wir Dänen sind da! Wir tragen rothe Röcke, das sagen wir ja.

Während die beiden vorhergehenden wirkliche Marschlieder waren, ist das dritte Lied den erzählenden Hohnliedern auf Napoleons Rückzug zuzurechnen.

53) Die Kosacken.

Frisch auf, ihr Kosacken! wir müssen in Krieg, weil Alexander erhält uns den Sieg, wir müssen marschiren zum Franzmann hinaus, weil sie wollen bestreiten das Russische Haus. Juchheirasasa, Kosacken waren da, sie haben lange Bärte, wie der Teufel stehn sie da.

Franzosen kamen so geschwinde nach Moskau hinein. Es wird ihnen auf'n ander mal eine Warnung seyn. Das Moskau, das haben wir abgebrannt, Franzosen schlugen wir gleich aus dem Land. Juchheirasasa 2c.

Bey Leipzig da war die große, große Schlacht, Alexander hat Napoleon nun ausgelacht; dreißigtausend Pferde sind ihm verloren, die Kriegskasse ging dabey verloren. Juchheirasasa 2c.

Kaum ist die Retirade in Wilna angekommen, so hat man dieses auch sogleich vernommen, daß die Kosacken nach vier Stunden stehn; o Himmel, wie wird's uns noch ergehn! Juchh.

O Himmel! o Himmel! wo retiriren wir nun hin? Dieses Mal geht's nicht nach meinem Sinn, das hätt' ich nicht geglaubt von der Russischen Nation, daß sie mich noch stürzen von meinem Thron. Juchh.

Napoleon that recht herzlich bitten, sie mögten ihn doch fahren auf einen Schlitten; sein' Leib-Escadron hat ihn begleit, das Schlittenfahren that Napoleon sehr leid. Juchh.

Napoleon kommt schlecht an in Dresden, er sagt, er wär' in Moskau gewesen, er wollt' jetzt fahren nach Paris, er wollte sich kuriren seine erfrornen Füß'. Juchh.

Er fuhr nun fort, passirt durch Mainz, des Nachts kam er an um halb Eins. Sie fuhren ihn auch so geschwind und schnell, sie glaubten, es wär' der Fürst von Neuchatel. Juchh.

Napoleon kam schlecht an in Paris, er konnte nicht mehr gehen auf seine Füß'. Die Kaiserin Louise hat ihn empfangen, o Himmel, wie ist's mir in Moskau gegangen! Juchheirasa, Kosacken waren da, sie haben lange Bärte, wie der Teufel stehn sie da.

Wie hier in fortwährender Wandelung die Deutschen zu Preußen, Dänen und Kosacken geworden sind, so wurden auch Lieder, die auf ein bestimmtes historisches Ereignis gedichtet waren, einem andern Ereignis angepaßt, das den Reiz der Neuheit voraus hatte. Auf die Schlacht von Leipzig erschien das folgende Lied:

54) Mel.: Arm und klein ist meine Hütte 2c.

Einsam saß ich in meiner Hütte an einen schönen Sommertag. Ich dankte Gott für seine Güte, und war der Freuden wonnevoll. Ich legte mich

zufrieden nieder wohl auf mein weiches Lager hin, und ging an meine Arbeit wieder mit heiterm und mit frohem Sinn.

Des Nachts hört' ich beim Mondenschein, der Nachtigallen Frohgesang; ich betete zu Gott nun immer, und mein Herz schlug den meisten Dank. Ich lebte da froh und zufrieden, entfernt von einer großen Macht. Bald verließ das Glück mir wieder: denn durch den Krieg wird alles schwach.

Bey Leipzig dort an einer Eiche, da ward mein Hüttchen abgebrannt, da kam auf einmal aus dem Gesträuche ein Heer der großen Kriegesmacht. Ich hörte schon Trompeten schallen: das war ein fürchterliches Geschrey! Bald darauf Kanonen knallen: das war bey Leipzig mir was Neu's.

Endlich ward ein duster Nebel, der Tag der ward zur finstern Nacht, ich hörte schon das Klirren der Säbel und das Geschütz der großen Macht. Da ward auch keine Seel' verschonet, und alle Häuser abgebrannt; und wer da einst im Frieden wohnet, verjagt man jetzt in's fremde Land.

Von ungefähr, gleich nach dem Kampfe, mußt ich durchs blut'ge Schlachtfeld gehn, da lagen Menschen da vom Dampfe: Ganz schrecklich war es anzusehen. Das Blut das floß jetzt stromenweis; o Gott! dies Elend anzuschauen, das war bey Leipzig mir was Neu's.

Endlich hörte Gott das Flehen so vieler Menschen auf der Welt; er ließ die Siegesfahne wehen, und Friede wurde hergestellt. Jetzt blühet wieder Glück und Wonne, es freuet sich der bravste Mann; jetzt stimmen wir im Jubeltone Dank- und Versöhnungslieder an.

Ein Lied auf den Tod des Herzogs von Braunschweig bei Quatrebras (1815 Juni 16.) lautet dagegen:

55) Ich saß bey meiner Hütte wohl in dem Sonnenstrahl; dankt' Gott für seine Güte, für Freuden ohne Zahl. Bei Brüssel stand die Eiche, da ruht ich Tag und Nacht. Da hört ich ein Geräusche von großer Kriegesmacht.

Es fängt schon an zu tagen, auf, auf, ihr Picanier, voran zum Brückenschlagen, ihr muthige Pontonier. Sapeur sind eure Schanzen, wenn ihr in eurer Schlacht, Franzosen müssen tanzen, frisch auf, Musik gemacht.

Die Trompeten hört ich schallen, ein schreckliches Geschrey, die Kanonen hört ich knallen, Angst wurde mir dabey, und durch der Trommel Brausen, verließ ich meinen Ort, setzt mich auf einen Rasen ohnweit dem blutgen Ort.

Auf auf Kartätschen fliegen, geschwind Artillerie, voran ihr stolzen Jäger, ihr kämpfet stets mit Müh', zieht dem Tirann entgegen der uns verschlingen will, wir scheuen nie den Degen; Sieg oder Tod das Ziel.

Da fiel ein starker Nebel, der Tag verschwand in Nacht, das Klirren tausend Säbel hat manchen umgebracht, ich mußte nach dem Dampfe durchs blutge Schlachtfeld gehn, im Rauch und Pulverdampfe die Menschheit leiden ehn.

Dort auf dem rechten Flügel. den kennen wir ja schon, der mit verhartem Siege. das war Fürst Wellington. Bonaparte war geschlagen. in dieser Schreckenszeit, wir thaten ihn verjagen, zerstören weit und breit.

Der tapfere und ruhmvolle Herzog von Braunschweig-Oels hat sich selbst ausgebeten, den Feind zu greifen an, 's ward ihm nicht abgeschlagen, da er ein Held stets war. zog er mit seinem Schwarzen, bot dem Feind die Spitze dar.

Drey Mal retten ihn die Schwarzen sein theures edles Leben, wegen seines Vaterlandes wollt er sich nicht ergeben, und so starb der edle Krieger für das Vaterland als Held, und er von jedem Sieger zum Helden ward gezählt.

Viele waren ganz zerhauen, das Blut floß Strömenweis, die Krüppel anzuschauen, das trieb nur Angst und Schweiß, da lagen tausend Seelen, zerschmettert und zerhauen, man konnte sie nicht zählen. das war ja zum Erstaunen.

Vorwärts, rief uns Vater Blücher, vorwärts Brüder, folgt mir nach, und so drang'n sie mit dem Greise, stets in starker Reihe nach, Blücher ließ den fliehenden Feind keine Zeit und keine Ruh, spuckte stets im Avanciren Kartätschen auf sie zu.

Umdichtungen und Anlehnungen waren damals überhaupt sehr üblich; hat neuerdings Otto Brahm doch sogar bei Schiller und Goethe solche Anlehnungen nachgewiesen (Westermanns Monatshefte, 1883, März). Auch die Parodie war außerordentlich beliebt; beispielsweise wurden auf Napoleon zugestutzt: Mich fliehen alle Freuden, Hier sitz' ich auf Rosen von Todten bekränzt 2c. Der nachfolgenden Parodie des Kotzebueschen Liedes ist zur Illustrierung ein Holzschnitt, Napoleon die Drehorgel spielend, beigegeben; ein ganz ähnliches Bild brachten 1872 die Wespen bei Gelegenheit der Zusammenkunft der drei Kaiser in Berlin mit der Unterschrift: O selig, o selig, ein Kaiser zu sein.

56) Es konnte nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond, wo Menschen ich schrecklich gequälet, und was nur die Erde bewohnt.

Es haben viel fröhliche Menschen einst vor mir gelebt und gelacht, doch wurde bald Leiden und Jammer durch mich auf die Erde gebracht.

Es haben die fröhlichen Menschen nicht mehr sich des Lebens erfreut, denn Tausende hab' ich dem Tode, dem schrecklichsten Tode geweiht.

Drum halten sie treu jetzt zusammen, und setzen mir fürchterlich zu, sie opfern für Freiheit ihr Leben und lassen mir gar keine Ruh.

Ach wär ich aus Rußland geblieben, so hätte der schreckliche Frost nicht meine Soldaten zerstreuet, nach Nord und nach West und nach Ost.

Jetzt sind wir nun fern von einander, die Feinde der Hauptstadt so nah, und alle, ja alle wird's freuen, wenn mir etwas Uebles geschah.

Ich bringe sie nicht mehr zusammen die sonst mich in Herrlichkeit sahn, es knüpfet ein trauriges Ende dem herrlichen Anfang sich an.

Auch Bürgers Lenore erfuhr in folgendem Liede eine Überarbeitung.

57) Adje! Napoleon!

Mel.: Lenore fuhr ums Morgenroth.

Der Kaiser fuhr ums Morgenroth empor aus schweren Träumen — ach! alles hin! ach alles todt! Jetzt muß ich Deutschland räumen! Er war mit seiner ganzen Macht gen Rußland zogen in die Schlacht, man hatte oft geschrieben, daß er gesund geblieben.

Gen Norden zog der Kaiser hin, der Freundschaft war er müde, zur Herrschsucht neigte sich sein Sinn, die kennt nicht Ruh noch Friede; rasch zog sein Heer mit Sang und Tanz, mit Paukenschlag und Klang und Glanz durch Preußen und durch Polen, den Lorbeer sich zu holen.

Und überall, all überall, auf Wegen und auf Stegen vernichtete sein Jubelschall der Erde Fleiß und Segen. In Flammen stand der eigne Heerd, die Unschuld mordete das Schwerd, und über tausend Leichen wollt er das Ziel erreichen.

Der Kaiser ritt wohl auf und ab, encouragirte selber; doch was dem Dinge Ausschlag gab, das fehlte — Ochs und Kälber; denn als das Heer im kalten Land nur Hungersnoth zum Lohne fand, da sank es hin zur Erde mit frostiger Geberde.

Da hieß es bald bey jedermann: ach, daß sich Gott erbarme! Schau Himmel! unser Elend an; nimm uns in deine Arme! Ach Bonaparte! eitler Wahn — du hast an uns nicht gut gethan, bald wirst du sie empfinden, die Folgen deiner Sünden!

Und überall gings trapp, trapp, trapp! es waren Rosseshufen, Kosacken, welche Tod und Grab für ihre Gäste schufen. Denn horche nur, wie Schlag auf Schlag der Kaiser gänzlich unterlag, wie er von all den Seinen gesund nicht rettet Einen.

Es sattelt' schon um Mitternacht der Hettmann der Kosacken; früh hatt' er schon sich aufgemacht, zu beugen Feindes Nacken. Die Horden, die mit Spott und Hohn ihr ansaht, laufen nicht davon, die Horde will das Leben für ihre Sache geben.

Drum war, was nur der Mond beschien, ein großer Kirchhof worden; der Tod war jedermann verliehn, das Feldgeschrey war: Morden! Und wer sich aus dem Jammerthal durch Glück und schnelle Füße stahl, der wurde nun verloren, verhungert und erfroren.

Der Himmel hielt ein Hochgericht. Wie um der Räder Spindel, so tanzt' ums Glück nun fürchterlich das lustige Gesindel. Sasa! Gesindel! es geschah das, was man einst bey Roßbach sah. Da liefst du wider Lanzen, ein'n Kehraus must'st du tanzen.

Der Kaiser sattelte und schwang sich auf das Roß behende — wohl um den großen Helden schlang ein Jude seine Hände; — verkappt, vermummt, mit langem Bart entwischte Kaiser Bonapart, und dekretirt' aufs Neue ganz sonder Scham und Reue.

Doch tanzten nun im Sonnenglanz rundum im weiten Kreise die Russen einen Siegestanz und sangen diese Weise: Geduld! Geduld! Napoleon, so kommst du diesmal nicht davon! des Thrones bist du ledig. Gott sey der Seele gnädig!!!

Endlich seien auch noch einige Strophen einer Parodie auf das Lied vom Doktor Eisenbart wiedergegeben.

58) Ich bin der Schlachter Bonapart',[1] fridewidewidbambum! Und schlacht das Vieh nach seiner Art, fridewidewidbambum! Ich mach die graden Glieder krumm, fridewidewidjuchheirassa! Und die gescheidten Menschen dumm, fridewidewidbambum!

Ich stamm vom Metzger Bona her, und würge wie ein alter Bär und meine gnädige Mama war ein Mair auf Korsika.

Auch heiße ich Napoleon, ich stahl mir einen blut'gen Thron; allein es währt nur kurze Zeit, die frech gestohlne Herrlichkeit.

Die Schlacht war meiner Seele Trost, und Menschenfleisch die liebste Kost: ich trank das Blut statt Moselwein, und schlürfte Wittwenthränen ein.

Aus Potsdam einst vertriebe ich den Brudersohn des Friederich: und nun, o Himmel! steh mir bey, drückt Preußen mir das Herz entzwey.

---

[1] Wiederholt wird in den satirischen Schriften Napoleon als Schlachter hingestellt, u. A. heißt es:

Summa des Geschlachteten.

Spanien . . .	350,000
Deutschland . . .	900,000
Rußland . . .	400,000
Italien	500,000
Aegypten . . .	50,000
Domingo . . .	55,000

(Scheible, Volkswitz IX. S. 65.)

Zu Ulm, am Donaustrand, o weh! Kurirt ich Oesterreichs Armee; nun hat das Blättchen sich gewand, und Oestreich spukt in meinem Land.

Ich ging beim Teufel in die Schul, und jagt den Pabst vom Peters Stuhl. Nun hat mich in den Kirchenbann der Pabst aus Dankbarkeit gethan.

Die 14. und 15. (Schluß-) Strophen lauten:

Ich hab das Völkerrecht verletzt, und manche Fürsten abgesetzt; nun kömmt die Reihe auch an mich, — mein eigen Volk läßt mich im Stich.

Was wird am Ende noch aus mir, der Russe setzt mich vor die Thür; die Tochter nimmt dann Franz zurück, mir bleibt nichts übrig als der Strick.

In Hamburg selbst entstand das gleich nach der Befreiung gedruckte nachfolgende hübsche Gedicht, das fast an den bekannten Übersetzer der italienischen Dichter, der aber damals nicht in seiner Vaterstadt, sondern in Jena lebte, erinnert.

59) Verbrennung des Hamburgerberg am 3. und 4. Januar 1814.

Am Morgen öffnet sich der Vestung Thor, ein würdig Denkmal will sich Eckmühl gründen: die schwarze Horde bricht aus ihm hervor, des Brandes Gluth verderblich zu entzünden; der Räuberhauptmann selbst an ihrer Spitze! — Gerechter Himmel! zögern Deine Blitze?

Des Fleißes Werke soll der wilde Brand — so heißt das teuflische Gebot — verzehren. Die Frevler halten tückisch in der Hand den Pechkranz, um die Flamme schnell zu nähren, sie tragen Kohlen, Stroh und dürre Reiser, um sie zu werfen in die öden Häuser.

Bald steigt die lichte Flamme zu den Lüften, sie schonen weder Kirchen noch Altar. Die Todten brennen tief in ihren Grüften, was kümmert solches die entmenschte Schaar? Denn ihnen, welche kein Erbarmen kennen, ist es Genuß: zu plündern und zu brennen.

Das Feuer schüren sie voll Schadenfreude — o Sünde, Bosheit, die kein Ausdruck nennt! Entzündet stehen ringsum die Gebäude, und Vieler ganze letzte Habe brennt; hier stürzt ein Dach und dort ein Dach zusammen, den Himmel färben fürchterlich die Flammen.

Die armen Kranken wird er doch verschonen? O nein, er stößt sie siech und nackt heraus. Die Häuser, wo die Mitleidswerthen wohnen, versinken durch die Gluth in Schutt und Graus! Ha! schrecklich! wie die Sterbenden verzagen! Sie werden ihn vor Gottes Stuhl verklagen!

Auf des zerstörten Hauses Trümmern stehet wohl mancher Bürger, dürstend heiß nach Rache, sein Auge himmelan gewendet, flehet: „gieb Sieg! o Vater! der gerechten Sache; hart drücken uns der fremden Meutrer Ketten! Von ihnen wollst Du gnädig uns erretten!“

Weniger schön ist der „Freuden- und Lobgesang über die glückliche Befreiung Hamburgs von dem edlen und würdigen Krieger, des Grafen von Bennigsen aus Eckmühls tyrannischer Gewalt". Witzlos ist „Napoleons Beichte", 1814, von einem ausgewanderten Hamburger, mit einem Bär als Vignette, wohl in Bezug auf Rußland.

Einen eigenen Spott- und Jubelalmanach gab Johann Friedrich Schink (Hamburg 1815) im Verlag der Bohnschen Buchhandlung heraus. Auch im übrigen Deutschland erschien eine ganze Reihe satirischer Schriften und Gedichte. Hervorgehoben sei hier nur das Politische Quodlibet oder musikalische Probecharte, Schwank in drey Akten von G. H. . . . s (Harrys, nach Scheible), Hannover bey Ludwig Pockwitz; es ist dasselbe eine Erzählung des napoleonischen Kriegslaufes vom russischen Feldzuge an, lediglich in Citaten aus damals bekannten Liedern und Arien, ganz in derselben Weise, wie 1871 die Geschichte des letzten Krieges als Tragödie in 5 Aufzügen lediglich in Citaten aus Schillers Jungfrau von Orleans (München, bei Braun und Schneider) erschien, — nicht etwa, wie es nach einer Notiz bei Gaedertz (das niederdeutsche Drama I., S. 235) scheinen könnte, ein für die Bühne bestimmter Schwank.

Namentlich durch die zurückgekehrten Krieger — das Hanseatische Korps unter Hanfft rückte am 30. Juni 1814 wieder in Hamburg ein — mögen die Körnerschen Lieder in Hamburg allgemeiner bekannt geworden sein, die damals vielfach für den Gesang zur Drehorgel gedruckt wurden. Insbesondere das Schwertlied und: „Der Krieger muß zum blut'gen Kampf hinaus" erschienen wiederholt als fliegendes Blatt, letzteres unter Hinzufügung von Karl Schalls sogenanntem Denkmal auf des jungen Dichters Heldentod (Und dieß Gedicht, das Ahnung eingeflößt 2c). Mit

demselben Zusatz ward das Lied, welches Körner angeblich nach einer „bekannten, sehr schönen, französischen Melodie" gedichtet hatte, im Jahre 1817 von dem Sänger Ehlers mehrfach auf der Bühne des Stadttheaters vorgetragen. [1]

Von den eigentlichen Drehorgelliedern jener Zeit seien hier nur zwei mitgeteilt, welche auf Napoleons Aufenthalt in Elba Bezug nehmen, zunächst ein „Kriegslied der tapfern Preußen."

60) Die Preußen, ja die tapfern Leute, hurrah! die schlugen die Franzosen mit voller Freude, hurrah! Ein jeder dachte da in seinem Sinn: die französische Regierung ist kein Gewinn. Hurrah, hurrah, hurrah!

Auch Napoleon dacht' in seinem Sinn, hurrah! das Preußische Land wär' auch sein Gewinn, hurrah! Aber die Rechnung ist ihm entgangen, und die Preußen kriegten ihn gefangen. Hurrah ꝛc.

Wenn die Preußen daran dachten, hurrah! wie die Franzosen achtzehnhundert sechs und sieb'n lachten, hurrah! Jetzt hat sich aber das Blatt umgekehrt, und die Preußen haben sich nun gewehrt. Hurrah ꝛc.

Friedrich Wilhelm, der große Held, hurrah! hat sein Land recht wohl bestellt, hurrah! Er ließ seine Leute ausexerciren, und um die Franzosen recht anzuführen. Hurrah ꝛc.

Er jagte Napoleon über Stock und Block, hurrah! Und so kam Napoleon mit seinem bunten Rock, hurrah! doch noch wieder endlich nach Paris; mußt aber lassen alles im Stich. Hurrah ꝛc.

Der Senat konnt' ihn nicht mehr leiden, hurrah! Er mußte Frankreichs Krone meiden, hurrah! Und versprachen ihm zu seinem Gehalt: die Insel Elba in seiner Gewalt. Hurrah ꝛc.

Er wird sich, um die Zeit zu vertreib'n, hurrah! seine eigne Lebensgeschichte beschreib'n, hurrah! Die Preußen, ja die Helden-Männer, die jagten Napoleon durch Düsteln und Dorn'nfelder. Hurrah ꝛc.

O! schrie Napoleon, jagt mich doch nicht so sehr, hurrah! Ich bin doch nun kein Krieger mehr, hurrah! Nein, wir Preußen, wir wollen es holen, was Du in Deutschland hast gestohlen. Hurrah ꝛc.

Die Preußen die thaten Napoleon die Krone abreißen, hurrah! Und sprachen zu ihm: Du bist nichts werth, hurrah! Die Deutschen, ja die Eh'rn-Männer, Du aber, Napoleon, bist ein Menschenschinder, hurrah, hurrah, hurrah!

Du dachtest immer an avanciren, hurrah! Und jetzt mußt Du immer retiriren, hurrah! So mußt Du jetzt nach Elba hin, daß ich Deutschlands Retter bin. [?] Hurrah, hurrah, hurrah!

---

[1] Vgl. Hamburgs Wächter 1817, Stück 31 u. 34.

Und was willst Du da nun machen? hurrah! Da wird Dich die ganze Welt auslachen, hurrah! Sie werden Dich auch da nicht leiden. Du mußt fürwahr noch Elba meiden. Hurrah, hurrah, hurrah!

Dafür danken wir dem höchsten Schöpfer, hurrah! wir als Krieger und Deutschlands Retter, hurrah! dafür danken wir den höchsten Schöpfer, wir als Krieger und Deutschlands Retter, hurrah, hurrah, hurrah!

Ein anderes Lied, das den Frieden feiert und nach Elba alle Ruhestörer verweist, ist coupletartig gehalten.

61) Auf Brüder! lustig, trinkt und singt. Wir sind des Seufzens müde, auf, lustig Brüder, tanzt und springt, gottlob! es ist ja Friede. Wem's so nicht ist nach seinem Sinn, der spielet falsche Karte. Er packe sich nach Elba hin zu seinem Bonaparte. Spielt auf und singt und seyd vergnügt! Zu seinem Bonaparte.

Was ist wohl schöner auf der Welt? Was besser wohl hienieden? Als hübsche Mädchen, Wein und Geld, Gesundheit, Ruh und Frieden? Wer dabey nicht kann leben froh, der ist recht zu beklagen, er ist ein Narr in Folio, müßt ihn nach Elba jagen. Spielt auf ꝛc.

Kein Schwerdt soll mehr entblößet seyn, kein Menschenblut soll fließen, wir wollen lieber rothen Wein in unsre Kehle gießen. Und wem der Friede machet Schmerz, der kann bey uns nicht bleiben. Ja, ja, der hat ein böses Herz, müßt ihn nach Elba treiben. Spielt auf ꝛc.

Hans Michel hat ein böses Weib, sie ist des Mannes Plage; sie zankt des Nachts zum Zeitvertreib, und schimpfet stets am Tage. Hans Michel, ach! dir fällt ja schwer die Last auf deinem Rücken: Ich wollt das Weib, wenns meine wär', sogleich nach Elba schicken. Spielt auf ꝛc.

Die junge Mannschaft kömmt nach Haus, gottlob! es ist ja Friede! Ihr Mädchen sucht euch Freier aus, ihr seyd des Wartens müde. Ja, die den braven Jüngling liebt, die will ich loben, preisen. Doch, die dem Laster sich ergiebt, die soll nach Elba reisen. Spielt auf ꝛc.

Auf, Brüder! reicht die Gläser rund, die Braven sollen leben! Die in dem hochvereinten Bund den Frieden uns gegeben. Aufs Wohl der Fürsten schenket ein, Gott mag sie stets bewahren! Und wer ins Lied nicht stimmet ein, der soll nach Elba fahren. Spielt auf ꝛc.

Hoch lebt, vereint im Lorbeerkranz, ihr Fürsten, mit einander! Georg, Wilhelm und Friedrich, Franz, Louis und Alexander. Wem dies nicht schmecket, den jaget fort, müßt ihn nach Elba schicken, um mit dem Quasi-Kaiser dort nur einen Schnaps zu trinken. Spielt auf ꝛc.

Wir danken Gott für diesen Wein, den edlen Saft der Reben; aufs Wohl der Völker soll es seyn, die friedlich mit uns leben. Mein Landsmann ist, der brav und ächt, mein Herz soll für ihn schlagen; doch ist mein eigner Bruder schlecht, muß man nach Elba ihn jagen. Spielt auf ꝛc.

Die guten Leut' auf Elba dort, wie würden sie sich grämen, wenn alle Bösen immerfort dahin nach Elba kämen. Ei! laßt die Bösen dort allein, kommt, unsre Gläser blinken! Wir laden jeden Braven ein, um Brüderschaft zu trinken. Spielt auf 2c.

Als bei scheinbar völlig gesichertem Frieden Handel und Wandel wieder auflebten, ward dem Hamburger der lange Aufenthalt der einst mit so großem Jubel begrüßten russischen Truppen lästig, die Last fortwährender Einquartierung drückend. „War irgendwo ein Regiment abmarschiert, berichtet ein Zeitgenosse,[1] so sorgte die russische Behörde auch dafür, daß diese Lücke sogleich wieder ausgefüllt wurde. Damit nun ja alle Hamburg sehen und daselbst, wie auch in Altona, die Wachen beziehen möchten, hatten die russischen Militär-Behörden folgende Einrichtung getroffen: Ein Regiment mußte manchmal 4—5 Tage marschieren, ehe es in Altona ankam. Daselbst ward es einquartiert und am andern Tage bezog es die Wachen in Hamburg und Altona. Tags darauf wurde es wieder durch ein Regiment, welches in Hamburg kantonnierte, abgelöst, rückte sodann wieder in die Quartiere in Altona, übernachtete daselbst und marschierte darauf am folgenden Tage nach seinem Kantonnierungs-Quartier zurück, und es währte also 11—13 Tage, ehe es solche wieder erreichte." Vor der Einnahme Hamburgs hatten die Russen nach Berichten noch lebender Zeugen in der Umgegend, z. B. in Eimsbüttel, arg gehaust, sich Geld und Kleider, womöglich auch die Frauen angeeignet; in Hamburg selbst forderte, wie erzählt wird, das niedere Militär mit zutraulicher Unverschämtheit, daß man ihnen schenke, was sie gerade gebrauchen konnten oder zu besitzen wünschten; die Offiziere erregten bei der Männerwelt durch das Wohlgefallen Anstoß, das die Frauen an ihnen fanden, haben sich doch, wie

[1] Menck synchronist. Handb. Bd. 2, S. 366 und die Anm. auf S. 367.

uns nicht ohne Misgunst berichtet wird, 193 wohlhabende Hamburgerinnen mit russischen Offizieren verheiratet. Nach siebenmonatlichem Aufenthalt wurde endlich Holstein und Hamburg vom 8. bis 15. Januar 1815 von ihnen geräumt und am 28. Januar verließ Feldmarschall Bennigsen die Stadt, unter dem Donner der Kanonen und in Begleitung eines Detachements der Bürger- und der hanseatischen Kavallerie. Das nachfolgende Abschiedslied mit der Melodie „Freut euch des Lebens", und mit dem selbstbewußten: wir Europäer ist für die damalige Stimmung recht charakteristisch.

62) Abschiedslied bei'm Abmarsch der Russen aus Holstein und Hamburg.

Chor: Adieu, ihr Russen! Euch winkt das Vaterland. Wir all' Bewohner von einem Land.

Einer: Ihr kamt zu uns in großer Zahl, so rasch und gleichsam auf einmal! und schaffen, geben müssen wir, euch Holz, Licht, Fleisch und Brodt.

Chor: Lebt wohl ihr Russen! Euch ruft das Vaterland. Wir Europäer schützen ein Land.

Einer: Wie oft hieß es nicht: Schnaps, Schnaps, Schnaps! Wenn der nicht kam, so gab es — was, doch immer waret ihr nicht streng, ihr sichert unsre Noth.

Chor: Zieht hin ihr Russen, hin in das kalte Land; wir sind befreundet, das ist bekannt.

Einer: Ihr waret hier ein ganzes Jahr, verschwunden ist nun die Gefahr, denn unsre Häuser stehen noch, Hamburg — und wir sind frey!

Chor: Marsch, Marsch, ihr Russen! So will's des Kaisers Wort. Weiber und Kinder warten auch dort.

Einer: Wie werdet ihr euch selber freun, seyd ihr nur alle erst daheim; in euren Hütten, auf der Flur, in eurem alten Kreis.

Chor: Marsch, Marsch, ihr Russen! So schallt des Kaisers Wort. Väter und Brüder warten auch dort.

Einer: Wir danken euch noch manchen Tag, ihr hattet oft auch Ungemach, doch dieses alles ist entflohn, euch folge Ruhe nach.

Chor: Ihr reist in Frieden, hin in das große Land, Mütter und Greise knüpfen ein Band.

Einer: Geht hin und wirkt für's Vaterland, zum langen Frieden unserm Land. Dann zollen euch, entfernt von uns, des Deutschen warmen Dank!

Chor: Lebt wohl ihr Russen! In eurem großen Reich; bleibt unsre Freunde, wir bleibens euch! —

Bald genug aber mochten furchtsame Gemüter sich die asiatischen Hülfsvölker zurückwünschen, denn der Gefangene von Elba entkam und herrschte aufs neue in Paris.

Aufs neue stellte sich aber eine Welt in Waffen Napoleon gegenüber und: Auf gen Babel! ruft das folgende Lied:

63) Mel.: Auf! ihr meine teutschen Brüder!

Aus dem Westen naht's sich wieder, zieht's heran gewitterschwer; aus dem Westen speit die Hyder über uns ein Flammenmeer. Freiheit in der rothen Mütze, Tyranney im Hinterhalt, drohet uns in Babels Sitze; auf gen Babel Jung und Alt!

Frieden hatten wir errungen, Sicherheit für Hab' und Gut; muthig war der Feind bezwungen, Sieg erkauft mit theurem Blut. Aber nimmer ruht der Westen, wandelt Formen und Gestalt, will mit unserm Gut sich mästen; auf gen Babel Jung und Alt!

Liljen pflanzen, Liljen knicken, Eide schwören nur zum Schein, bald sich vor dem Götzen bücken, bald vor Gott sich zu kastein: Seht es, das ist Frankentugend — aber das Gericht kömmt bald; übernimm es, deutsche Jugend! Auf gen Babel Jung und Alt!

Immer nur das liebe Neue ist's, was Frankensinn erraft; Wortbruch ist bey ihnen Treue, Wortdunst ihre Männerkraft. Schein und Lüge, Ehrsucht, Tadel, nirgends innerer Gehalt, seht es, das ist Franken-Adel: auf gen Babel Jung und Alt!

Auf gen Babel! Auf zur Rache gegen Meineid und Verrath! Ja, jetzt gilt es Gottes Sache, und Gott lohnet uns die That! Jetzo gilt's den Kampf des Guten gegen teuflische Gewalt. Dafür laßt uns Alle bluten! Auf gen Babel Jung und Alt.

Busen flamme! — lodre Feuer! Rege, innres Herzblut dich. Wem die Tugend werth und theuer, der erheb' sich männiglich! Ja, es ist des Herren Stimme, die vom Himmel zu uns schallt! Ja, Er selbst ruft uns im Grimme: Auf gen Babel Jung und Alt!

Bei manchem erregte natürlich der Wiederausbruch des Krieges Besorgnis und als Endergebnis des Völkerkampfes sah die bange Furcht Schreckgespenster voraus, schlimmere Zeiten, als man bisher noch erlebt.

64) Armes Deutschland, neue Kriegesflammen schlagen wieder über dich zusammen, und des Friedens kurze Ruhestunden sind vor deinen Augen ganz verschwunden.

Frankreichs Sieges-Völker alle kommen, und der Deutschen Herz ist ganz beklommen, daß sie auch im Heere sich nun stellen weil ganz Oestreich zieht herbey wie Wellen.

Alle Völker Deutschlands stehn in Zagen, und ganz Oestreich fühlet neue Plagen, alles was in Frankreich Männer heißen,[1] stehn bereit daß sie mit Muth drein schmeißen.

Russische und Polens Völker alle, auch die Sachsen[2] sind nun dabey alle, eylen schnell wie Meereswellen brausen in andern[3] grausam zu Hausen.

Kein Land, ach schrecklich ist's. sitzt jetzt in Ruh, es zieht alles nach dem Schlachtfeld zu, ach schon hallt der Donner der Kanonen, armes Menschen-Blut nicht mehr zu schonen.

Was soll dann daraus noch endlich werden, wann enden sich alle die Beschwerden? Find dann das schaudervolle Mordgewühle ums Mein und Dein noch endlich gar kein Ziel.

Es muß erst noch drunter und drüber gehn so spricht man oft, und dieses wird geschehn, ein Volk übers andre sich empören, das man wird nichts als Jammertöne hören.

Ein Königreich wird über ander sich empören und erheben trozigliche, ach da wird sich die Noth anheben das der Menschen Herzen werde beben ꝛc. ꝛc.

Aber Napoleons Geschick erfüllte sich rasch; nach der glücklichen Schlacht bei Ligny am 16. Juni verlor er am 18. Juni den Entscheidungskampf bei Belle-Alliance.

65) Deutsches Freuden- und Volkslied.

Bonaparte, wie wird es dir jetzo ergehen, nach der an der Sambre verlorenen Schlacht; hast wiederum deutsche Helden gesehen, die deine Equipage zu Beute gemacht, :,: Du liefst verkleidet, von Schrecken verjagt, sonst wär mit dir reine Kehraus gemacht. :,:

Ihr wolltet in Brüssel als Sieger euch pflegen. Den 16 Junius im 1815ten Jahr; meineid'ge! versprecht ihr das so verwegen? Sollt plündern,

[1] Napoleons Dekret vom 10. April 1815: Einberufung aller Männer v. 20.—60. J. zum wirklichen Dienst (danach ein Heer von 2,255,040 Mann).

[2] Verordnung in Sachsen, daß jede in Worten oder Werken bezeugte Anhänglichkeit an die Person oder Sache Napoleons als ein Verbrechen wider die Sicherheit des Landes anzusehen sei.

[3] in andern — etwa: und wandern.

Soldaten, und ist nun nicht wahr. :,: Ihr Lügenbande, ihr werdet veracht, die Zeche ist falsch, ohne Wirth gemacht. :,:

Herr Ney, Monton, Molins, Vandamme, Statt Sieg; verloren die Artillerie! Gefangen von Deutschland — die es als Amme aussaugte, auspreßte, jetzt ward eure Müh :,: bestraft von Blücher, Wellington, des Meineids Fluch — ihr lieft davon. :,:

Wir müssen, hört Kinder! die Nacht sie verfolgen! Rief Blücher seinen Soldaten zu, so väterlich warnt er für üble Folgen, sonst haben wir morgen keine Ruh. :,: Die braven Preußen, mit England versöhnt, haben Deutschland gerächt, mit Ruhm sich bekrönt. :,:

Die für Europa's große Sache jetzt siegten, ward als ein Freundschafts-Bund ein Mayerhof nach Wuth und Rache zu Obdach, wie von Gott gesandt — :,: Da traf nun Blücher, Wellington zusammen: es floh Napoleon. :,:

Ersatz zur Strafe des Meineids zu fodern für unsre gefallenen Brüder von euch; Franzosen, gerechte Flammen lodern, zu rächen uns in eurem Reich. :,: Rächt Braunschweig-Oels! den Held voll Muth, an Kindes Kindern rächt sein Blut. :,:

Mit dankbarem Herzen weint jeder beym Falle des Tapfern, des Edlen: dies sey ihm zum Lohn, die braven Helden, wir rächen sie alle, es schwört es der deutsche Greis, Vater und Sohn. :,: Wir ruhen nicht eher, sie müß'n verlier'n, und unsre Polizey'n in Frankreich regier'n. :,:

Das gründet den Handel, neu wird denn aufleben, ein Hamburg, ein Bremen und Lübeck zugleich; dann wird's wieder frohe Menschen geben, wo Alt und Jung — auch Arm und Reich :,: froh lebt und webt, und trinkt und singt, arbeitet mit Lust, weils Nutzen bringt. :,:

Und wirds dann Friede, wo Märkte und Messen, wo Leipzig und Frankfurt am Oder und Mayn, auch Braunschweig und Cassel einstens vergessen die trüben Jahre beym Glase Wein :,: Herr Bonapart nach Sibirien zieht und dort für wahre Freiheit glüht. :,:

Dann soll'n hoch leben die alliirten Krieger, sie holen das geraubte Geld uns zurück; hoch leb'n die Monarchen, wir huld'gen dem Sieger und wünschen ihm Fortschritte, Ruhm und Glück. :,: Bis Frankreich besiegt sich den Helden ergiebt, und künftig nicht mehr Intriguen ausübt. :,:

Am 22. Juni entsagte Napoleon der französischen Krone zu gunsten seines Sohnes, am 29. langte Blücher vor Paris an und am 3. Juli kapitulierte die dort befindliche Armee. Der nach Rochefort entflohene Napoleon aber begab sich im Vertrauen auf die Großmut des englischen Volkes auf den Bellerophon und

ward von England nach St. Helena geschickt, wo er am 18. Oktober anlangte.

66) Triumph der Britischen Seeleute
auf der Reise des verruchten Corsen nach England am Bord des Linienschiffs Bellerophon.
Mel.: Stimmt an den frohen Rundgesang.

Wir haben ihn, den Urian, der lang' die Welt gequält. Jetzt landet er in Engelland, besiegt durch unsre tapfre Hand, weil Schimpf statt Tod er wählt.

Seht, wie in der Cajüte Raum der feige Schuft sich duckt. Blutdürstig, wie noch keiner war, am ganzen Leib kein gutes Haar, seht, wie er Kaffee schluckt.[1]

Mit seinen Schätzen wollte er zur neuen Welt entfliehen. Er, ohne Sinn für Heldenmuth, denkt nur an sein geraubtes Gut; wir aber packten ihn.

Europa grollte, weil er schlau vom Felsennest entkam. Er brach als Schurke dort sein Wort; jetzt schleppen wir ihn wieder fort; er kennt nicht Ehr und Schaam.

Brittaniens Helden haben nun den Kerl in treuer Huth. Verfluche du uns, Continent, wenn wieder er von dannen rennt, wir kennen ihn zu gut.

Durch unsre wackre Wachsamkeit ist er in unsrer Hand. — Zu Braband schlug ihn Wellington, fort führt ihn der Bellerophon ins schöne Vaterland.

Uns ruft die Welt: Viktoria! Wir Britten jubeln hoch. Wir lassen treu der heilgen Pflicht, nun nimmermehr den Bösewicht, wir halten ihn im Joch.

Europa richte über ihn, und gebe ihm den Tod, den seine schlechte Seele flieht; von Höllenangst und Qual durchglüht, so endet alle Noth! —

Triumph! Triumph! Alt-England steht ein stolzer Fels im Meer; wir führen unsern ärgsten Feind, der's immer gut mit uns gemeint, auf unsern Kiel daher. —

In Hamburg hatte sich beim Ausbruch des neuen Krieges ein Korps freiwilliger Jäger, dem es aber im Feldzuge wenig erquicklich gegangen zu sein scheint. Ein Gefecht machten sie nicht mit, hatten dagegen aber wiederholt recht unangenehme Differenzen mit ihrem englischen Oberbefehlshaber. Ein Marschlied für sie

---

[1] Vgl. „Hamb. Korrespondent" vom 19. Dezember 1814: „Ganz außerordentlich war der Appetit, den Bonaparte zur See hatte; bisweilen nahm er schon ein Frühstück im Bette, und trank des Vormittags Kaffee, Chokolade oder einige Gläser Bordeauxwein &c."

enthält das Liederbuch für den Hanseatischen Verein (Hamburg 1818). Am 30. November 1815 kehrten sie über Bremen, wo sie sehr kühl aufgenommen worden waren, nach Hamburg zurück. Am 27. Juni 1816 folgten ihnen die Hanseaten, welche Bennigsen mit seinem Stabe in Horn feierlich empfing; an den Thoren begrüßte die Heimkehrenden eine Deputation des Senats, in der großen Allee hatte das Bürgermilitär Spalier gebildet. Auf ihren Einzug findet sich unter den Straßenliedern das folgende:

67) Triumpf! Triumpf! jetzt blicket Heil und Frieden, drum seyd willkommen tapfere Kriegersschaar, die Sache ist nach Wunsche so entschieden, wo Deutschland schon vorlängst gewartet drauf.

Drum seyd willkommen tapfre Hanseaten, die ihr gestritten habt für Deutschland's Glück, ein Vivat schallt aus jedem Munde, die ihr mit Lorbeern kommt geschmückt zurück.

Ihr Eltern die ihr jetzt empfanget eure Söhne, die sonst als Krieger standen in Gefahr; blickt auf zu Gott und laßt die Stimm ertönen, dankt ihm jetzt ist nicht mehr zu fürchten die Gefahr.

Triumpf! Triumpf! weil Hamburg ist erstanden, aus seiner tiefen Gruft, ja, ja es lebt, und seiner Handlungsflor wird grünen, so wie von alten Zeiten her.

Triumpf! hoch lebt ihr deutschen Helden, die uns erlößt von Sklaverei und Joch. Heil, Sieg und Ehre ist euch braven worden, drum lebet Brüder hoch, drum lebet hoch.

Triumpf! Triumpf! so jubeln deutsche Brüder! Weil Bonapart des Thrones ist entsagt, Vivat! stoßt an, und tönt nun Freudenlieder, weil er, der Drach', nach Helena ist verjagt.

Die Sonne ist für ihn auf ewig nun verschwunden, es wird von sein Gesetz nie mehr etwas erfüllt; denn England hat ihn ja so fest gebunden. Sein Welteroberers Ruhm liegt jetzt in Staub gehüllt.

Bei dem Rückmarsch der deutschen Truppen aus Frankreich werden wohl früher gesungene Lieder wieder lebendig geworden sein, wie z. B. folgendes echtes Volkslied:

68) Soldat kömmt aus dem Kriege — kuk, kuk, war ganz zerrissen — und noch mehr — o weh! Soldat, wo kömmst du her? — kuk, kuk.

Ich komm wohl aus dem Kriege — kuk, kuk, ich hab gedient nunmehr sechs Jahr; — das zeigt mein Paß und Abschied dar — kuk, kuk.

Soldat kehrt ins Wirthshaus — kuk, kuk, Frau Wirthin hat sie gutes Bier? Soldat hat er auch Geld dafür? kuk, kuk.

Kein baares Geld das hab ich nicht - - kuk, kuk, ein'n weißen Mantel hab ich hier, damit bezahl ich euch dafür — kuk, kuk.

Soldat, setzt sich zu Tische — kuk, kuk, er fängt zu essen, zu trinken an; Frau Wirthin fängt an zu weinen - kuk, kuk.

Frau Wirthin warum weinet ihr? — kuk, kuk, weint ihr vielleicht wohl um das Bier, und denkt: ihr kriegt kein Geld dafür? — kuk, kuk.

Wohl um das Bier, da wein ich nicht — kuk, kuk. Ich hatt' ein'n Mann, der mich verließ, und ihr seyd's, glaub ich, ganz gewiß - - kuk, kuk.

Wo kommen denn die Kinder her? kuk, kuk. Zwey Kinder hinterließ ich dir, jetzt aber seh ich, hast du vier kuk, kuk.

Ein'n falschen Brief, der mich betrog - - kuk, kuk, Zeigt' mir dein Leich'n begräbniß an! Drum hab' ich genomm'n ein'n andern Mann, - kuk, kuk.

Wohlan! laß uns die Kinder theilen — kuk, kuk. Das Aelteste nehm' ich zu mir, die andern Drey behalte dir — kuk, kuk.

Dei'm König ist Krieg angesagt — kuk, kuk. Zu Breslau laß ich mich schiffen ein.[1] Adje mein Frau und Kinderlein! - kuk, kuk.

War auch der Jubel über den endlich zum Abschluß gelangten Frieden nicht so groß, wie bei der Befreiung von 1813, so wurde doch die Rückkehr geordneter Verhältnisse und der Sicherheit für geschäftliche Unternehmungen froh gefeiert.

69) Friedenslied.

Mel.: Bekränzt mit Laub 2c.

Triumph! Triumph! der Krieg ist nun zu Ende! Der Frieden krönt das Land. Die Feinde geben sich versöhnt die Hände, die lange sich verkannt.

Ganz anders wirken jetzt die tapfern Krieger; allein nicht minder schön. Man kann die Landesretter jetzt, als Pflüger, das Feld bestellen seh'n.

Sonst düngten sie das Land mit Menschenblute, was Mann und Roß zertrat kam des Bestellers Fleiße nicht zu Gute; jetzt aber reift die Saat.

Nun steigen die zerstörten Städte wieder aus ihrem Schutt hervor. Es bringen der Bewohner Jubellieder, zum Herrn der Welt empor.

Auf Brüder! auf zum frohen Preisgesange! und stimmt freudig ein: O guter Gott im Himmel! laß uns lange, des Friedens uns erfreu'n.

---

[1] Der Ausdruck: sich einschiffen lassen soll nach Mitteilung des Herrn Dr. Caspar in der älteren Soldatensprache soviel wie: abmarschiren nach bedeuten.

In der That hoben Handel und Wandel sich schnell und die Not, die der Hamburger noch vor kurzem selbst erlitten, öffnete dem Hamburger Herz und Hand, als es galt die zahlreichen armen Sachsen zu unterstützen, die infolge einer Überschwemmung ihre Heimat verlassen hatten. In der „merkwürdigen Beschreibung der großen Wasserflut und Hungersnot 1817," heißt es daher:

Hamburg wie auch Altona, sah hier viele tausend Sachsen, die der Hunger uns trieb nah.

Ja, hier wurden sie gespeiset, und vergaßen ihre Noth; jetzund sind sie fortgereiset, hilf sie ferner lieber Gott.

Jetzt noch sammeln Hamburgs Bürger für Hungrige und Kranke ein; sie fühlens, daß auch sie sind Brüder. So, o Mensch, so muß es seyn.

Wie man den Frieden und die Rückkehr der Truppen beim Glase Wein gefeiert hatte, so fand sich allmählich auch ohne besondere Veranlassung wieder eine gemütliche Tafelrunde zusammen, um beim Becherklang ein harmloses Trinklied oder ein Lied der Erinnerung an den großen Krieg zu singen. Die behagliche Singweise des von den Vätern ererbten Vossischen Liedes: Bekränzt mit Laub [1] ward wiederholt zur Grundlage eines neuen Textes genommen; statt des Laubes ward sogar der Lorbeer vorgeschlagen.

70) Bekränzt mit Lorbeer eure vollen Becher Und trinkt sie fröhlich leer! Und feiert laut, ihr edlen deutschen Zecher, der Freiheit Wiederkehr ꝛc.

Diejenigen, die den Feldzug mitgemacht hatten, hielten nach wie vor zusammen und bildeten den Kern für manchen lange fortblühenden geselligen Verein. Ein trefflich zusammengestelltes Lieder-

---

[1] Die ursprüngliche Melodie 1776 von André (geboren zu Offenbach 1764, gestorben daselbst 1799); vgl. des weitern Hoffmann v. Fallersleben. Unsere volksthümlichen Lieder Nr. 88.

buch erschien 1818 als Liederbuch für den hanseatischen Verein. Hier finden wir auch das Loblied auf den französischen Wein:

Man kann nicht stets des Fremden Lob vermeiden, :,: Oft ist das Gute sein, :,: Ein deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden, :,: Doch trinkt er seinen Wein. :,:

Oft gedruckt wurde ein Lied auf „das Heldenmädchen von Lüneburg, Johanna Stegen," nach der Melodie: „Wohl auf Kameraden ꝛc."[1]

71) Ich b'singe das Mädchen von Lüneburg, wer waget dem Mädchen zu gleichen? sie wandelt die Reihen der Krieger durch, und bebt nicht vor Mord und vor Leichen. Ihr Name soll nie auf der Welt vergehn, nnd hoch bey den Preußen und Russen stehn!

Der Donner erbrüllet und scheucht die Nacht, die Franken entstürzen den Thoren, und Preußen und Russen entglühn zur Schlacht, dem Tode geweiht und geboren. Aufwirbelt der Staub und der Pulverdampf, und schwärzet die Riesen im Riesenkampf.

Ich staune! — was seh ich? welch Auge lacht? entsteiget ein Engel dem Himmel? — So glänzt ein Gestirn in der finstern Nacht, und tritt in das Wolkengetümmel; — es menget sich keck in den Kampf hinein ein golden gelocktes Mägdelein!

Ihr Auge ist treu und der Tugend hold, und leuchtet wie feurige Strahlen: von keinem der Fürsten empfängt sie Sold, noch denkt sie mit Thaten zu prahlen. Nur heilige Liebe zum Vaterland beflügelte Füße und Herz und Hand!

Sie rufen die Preußen zurück zur Stadt; was hast du im Felde verloren? du, drehe die Spindel und dreh' das Rad, du bist nicht für Pulver geboren. Sie hört es und achtet der Rede nicht; doch steigt ihr die Glut ins Angesicht.

Und Donner auf Donner erbrüllet weit, und Blut wird in Strömen vergossen, und Preußen und Russen erneu'n den Streit, bis alle Patronen verschossen. Der Feind nur hat Pulver für sein Gewehr, und blitzet den Tod aus der Ferne her.

Da sinket den Preußen der Löwenmuth; schon krächzet nach ihnen der Rabe! Und wehrlos verströmen sie all' ihr Blut; doch steh'n sie wie Säulen

---

[1] Vgl. F. H. Maßmann, Ein Buch für's teutsche Volk! Der zweite April 1813 und Johanna Stegen das Mädchen von Lüneburg. Zur 50 jährigen Jubelfeier. Mit Portrait. Lüneburg, Herold u. Wahlstab 1863.

am Grabe. — Sie seufzen gen Himmel; wo Hülf und Rath? Wer leih't uns Patronen zur frischen That?

Dies hört das Mädchen von Lüneburg, und späh't, wo die Feinde gefallen; und muthiger dringt sie die Todten durch, und bückt sich hinunter zu Allen; und bückt sich hinunter zu Blut und Mord, als suchte den köstlichen Schatz sie dort.

Und plündert die Leichen mit kühnem Sinn, umflattert von Geiern und Dohlen, und wirft in die Schürze die Beute hin, die nimmer ein Mädchen gestohlen. — Was bückt sich die Dirne so tief im Staub? (so murmeln die Krieger) sie geht auf Raub.

Nun hebt sie die Beute, — die Schürz' ist schwer, wovon? — von gehäuften Patronen, die bringt sie den Kriegern, da jauchzt das Heer, als reichte sie goldene Kronen. — Du herrliche Dirne! du bringst das Kraut, womit man den Tod in sein Antlitz schaut.

Und wieder enteilt sie zum zweiten mal, und holt die verlangten Patronen. Ob Donner durchbrüllen Gebirge und Thal, sie denkt nicht ihr Leben zu schonen, und unter den blutigen Todesreih'n vertheilet ihr Pulver das Mägdelein.

Und wieder enteilt sie zum dritten mal, und holt die verlangten Patronen. Ob Kugeln umsausen sie ohne Zahl, und fürchterlich schmettern Kanonen, und gleich wie ein Engel durchgeht die Reih'n mit ihren Patronen das Mägdelein!

Goldlockendes Mädel! — so ruft das Heer, noch einmal uns hole Patronen! Uns dürstet nach Blut und Rache sehr, dem Feind mit dem Tode zu lohnen. Patronen! Patronen! der Sieg ist nah! dann rufen wir alle: Victoria!

Nun eilt sie zum vierten und fünften mal, und holt die verlangten Patronen, so ruhig, so furchtlos und ohne Quaal, als suchte sie Erbsen und Bohnen. Da jauchzten die Preußen: Hurrah! Hurrah! Victoria! Heisa! der Sieg ist da![1]

Kriegslieder, nicht nur für den Bänkelsänger bestimmte, wucherten auch nach dem Kriege noch lange fort. In den „Unterhaltungen" erschien deshalb 1816 (S. 657) folgendes Epigramm:

An gewisse Kriegsliedersänger.
Vor dem Feind sind eure Helden gestanden,
Aber vor euren Kriegsliedern, wette ich, daß sie davonlaufen.

---

[1] Dies Ereignis ist ganz neuerdings von Herterich in München zum Gegenstand der Darstellung gewählt.

Nicht zum Singen bestimmt war das nachfolgende Gedicht, das ein fliegendes Blatt gleich nach der Befreiung von 1814 neben andern Spottgedichten als Entwurf zu einem „Denkmal für den Tyrannen Napoleon" brachte.[1]

Zuerst müßt ihr von hunderttausend Schädeln der vaterländischen für ihn gebliebnen Edeln ein schaudervolles Denkmal baun, in dessen Mitte, groß in Stein gehauen, der größte Tiger mit gekröntem Haupt, ein Lamm in seinen ausgereckten Klauen, wornach sein wilder Blutdurst schnaubt. Ringsum die Knochenwand; im schauerlichen Kreise laßt dann von Wittwenmark und ausgepreßtem Schweiße zehntausend düstre Lampen brennen: so wird die Nachwelt ihn auch ohne Inschrift kennen.

Ganz entsprechende bildliche Darstellungen entstanden 1871 nach dem Sturz des zweiten Napoleon in Frankreich selbst: Scheiterhaufen von Menschengebeinen, ein Meer von Blut, weinende Frauen und Kinder, und dazwischen die beiden Imperatoren. Derartige Bilder wurden 1871 von Ponsinet in Reims publiziert. Sie gehen wohl zurück auf ein größeres Bild derselben oder ähnlicher Art, welches der flämische Maler Antoine Wirtz gemalt hat.[2]

Eine andere „Grabschrift" auf Napoleon, die 1813 auf einem fliegenden Blatte gedruckt wurde, mag hier angehängt werden:

1. Napoleon ist krank.
2. England ist der Arzt.
3. Spanien ist der Apotheker.
4. Preußen ist der Krankenwärter.
5. Rußland bringt ihn zum Tode.
6. Oesterreich giebt ihm die letzte Oelung.
7. Der Türk ist der Todtengräber.

[1] Scheibles Volkswitz II. S. 192 bringt die Sorte ebenfalls und nennt als Verfasser derselben Kotzebue.

[2] »Une scène de l'enfer.« Napoleon I., von Flammen umzüngelt, steht mit verschränkten Armen unter verzweifelnden Frauen und Kindern. Alle fordern drohend ihre Väter und Gatten von ihm. In Trauer gekleidete Bräute halten ihm den zerrissenen Brautkranz entgegen u. s. w.

Ein mehrfach unter den neuen Liedern abgedrucktes Gedicht behandelt in plattdeutscher Mundart die Historie vom Kaiser Klaas. Die Bezeichnung Kaiser Klaas für Napoleon war — wahrscheinlich um keinen Anlaß zur Denunziation zu geben — während des letzten bösen Jahres der Belagerung allgemein üblich geworden [1], und noch 1816 findet sich im Unterhaltungsblatt eine Abhandlung: Rechtssprüche in Sachen der Geschichte contra Cäsar Napoleon vulgo General Niklas. Das amüsante Lied wurde 1884 bei Gelegenheit der Eröffnung der Ausstellung aus der Franzosenzeit neu gedruckt: Hört mal Lühd! en bitjen still.

Was die Anspielung auf die Rattenjagd in jenem Liede betrifft, so soll Napoleon sich angeblich über die Menge der auf St. Helena befindlichen Ratten beschwert und von dem englischen Offizier die höhnische Antwort erhalten haben, er möge nur die Konskription bei den Ratten einführen, so werde die ganze Brut bald vernichtet sein (Müchler, Anekdoten zur Charakteristik des Zeitgeistes, Berlin 1818). Anspielungen ähnlicher Art kommen auch von den Karrikaturen abgesehen, die sich des Stoffs ebenfalls bemächtigten, in den Liedern jener Zeit mehrfach vor, so z. B.:

Aber sagt mir Spaß aparte, wo ist Monsieur Bonaparte
Sitzt er auf Helena fest auf dem alten Rattennest? ꝛc. ꝛc.

Anderseits tauchte auch wohl die Furcht auf, daß Napoleon nicht sicher genug bewacht werde und nochmals nach Europa zurückkomme. Der Bauer Adam Müller [2] weissagte einen abermaligen Völkerkrieg, ward aber, als er in Berlin dem König seine Prophezeiung vortragen wollte, per Schub nach Hause gebracht.

---

[1] In Liedern aus Mitteldeutschland wird für Napoleon mehrfach die Abkürzung: Napl gebraucht.

[2] Vgl. J. A. Müller, der Prophet und sein Vater. Zur Erklärung des Propheten-Berufs, Halle 1817.

In Hamburg wurde die Prophezeiung als fliegendes Blatt gedruckt; auf dem ersten Blatt befand sich aber als angebliches Porträt das Brustbild eines beleibten Husaren, mit der Unterschrift:

Hier seht ihr des Propheten Bild mit seinem dicken Bauch, mit Träumen ist er angefüllt, darum weissagt er auch!

Und am Schluß wurden etwaige ängstliche Gemüter durch einige plattdeutsche Verse beruhigt:

De olen Propheten sünd längst dod, jy Lüd, dat mögt jy weten, de neen de sünd nu gar nich god ꝛc.

Ein Nachhall an die überstandene arbeitslose Zeit erklingt in einem Armsünderlied [1]:

Ich dachte an die Folgen nicht, die meine That begleiten; ich war blos auf ihr Geld verpicht, weil in den bösen Zeiten der Gegenwart für Jud und Christ kein Dreiling zu verdienen ist.

Aus einer poetischen Darstellung einer andern derartigen Exekution seien ebenfalls zwei Verse angeführt.

Du aber, großer Gott, der du die Menschen, wie die Affen, durch deiner Allmacht Wink im Nu zum Leben hast erschaffen; hauch jedem Menschen Groß und Klein, Hochachtung für das Leben ein!

Gieb, daß die Könige ihr Bild in ihrem Abbild ehren; und nicht mehr, wie Hyänen wild, dein Machwerk frech verheeren! Dann wird — im Friedens-Sonnenschein — ein Paradies die Erde seyn.

Zum Abschluß wählen wir ein charakteristisches Lied, das als fliegendes Blatt erschien, betitelt: „Ein Wort zu seiner Zeit an die bonapartistischen Franzosen. Ein ernst- und scherzhaftes Gedicht von Carsten Rundhut. Hamburg 1815.“ Schon infolge der Revolution war eine nicht unbedeutende Anzahl Emigranten

[1] Letzte thränenvolle Seufzer der armen Sünderin Wittwe Seeps, welche am 18. Oktober 1815 die Ehefrau ihres verstorbenen Bruders ermordete. Fliegendes Blatt in Folio, nach der Schlußvignette zu urteilen von J. H. Gundermann in Hamburg gedruckt. Während der Zeit der französischen Besatzung fand nur eine Hinrichtung in Hamburg statt, 1812 am 30. September auf dem Pferdemarkt, wo mittelst der Guillotine die Mörderin Dahler und deren Sohn enthauptet wurden.

in Hamburg ansässig geworden; ehemalige napoleonische Soldaten werden hinzugekommen sein. Mag immerhin etwas Brotneid mitspielen, so muß doch hauptsächlich deren unvorsichtiges Auftreten, in der Sympathie für Napoleon und den ehemaligen Kriegsruhm Frankreichs, diesen Ausdruck nationaler Abneigung hervorgerufen haben.

Die Zeit, Franzosen, ist nicht mehr, wo eure Kniffe galten, und unser Beutel, sonst so schwer, sich legt in große Falten, wo uns Douanen und Regie, und wie sonst alle heißen sie, stets führten une bonne vie.

Hinweg ist für euch jene Zeit, wo ihr den Großen spieltet, im Ueberfluß und Ueppigkeit wie Gecken figurirtet, in fremder Leute Kleidern gingt und euren Lump an Nagel hingt: gar fein eu'r Lob erklingt!

Die Zeit, wo ihr mit frechem Muth die Menschheit unterdrücktet, und nur durch And'rer Schweiß und Blut die Diebes-Taschen spicktet; wo ihr der Unschuld Urtheil spracht, von euch gerichtet, wie verklagt, uns namenlos geplagt!

Gott Lob! die Zeit ist nun dahin, wo durch Franzosen-Sitten Ehr', Redlichkeit, echt-teutscher Sinn gar auffallend gelitten; wo Bückling, Kratzfuß, Narrentand und, wie ein Affe, thun gallant, mehr galt als Druck der Hand!

Wie hat sich doch, ihr großen Herr'n, das Ding so schnell gedrehet: jetzt hängt der Kopf, da doch so gern ihr euch wie Frösche blähet. Wo ist courage, point d'honneur? nicht wahr, messieurs, es schlankert sehr; die Zeiten sind nicht mehr!

Man glaubt's euch, gerne wär't ihr schon wieder zu uns herüber; doch unser Blücher, Wellington ertheilen Nasenstüber, daß ihr gebährdet euch wie wild, das Blut euch aus den Augen quillt und euch der Riecher schwillt.

Zieht ab den Rock der Herrlichkeit, kehrt wieder zu Jan Hagel und langet eu'r verschimmelt Kleid herunter von dem Nagel; es deckt die Knochen noch zur Noth, wenn sonst euch noch eur täglich Brodt bescheert der liebe Gott!

Der Eine rennt im Puderrock, der Andre macht Pomade, der Dritte macht aus Rohr den Stock, der Vierte Chocolade; der läßt den Bären aufrecht gehn und der die Hunde tanzend sehn und auf den Forder stehn.[1]

---

[1] Nach Hübbes Erklärung zu Suhrs Ausruf (1808) beschäftigten sich viele Emigranten als Schirm- und Stock-Fabrikanten. Tags über hausierten sie damit und abends zogen sie mit der laterna magica als „Schauspieler an der Wand" umher. Es entstand daher auch für die dazu gehörigen Lieder die französisch-deutsche Mischsprache „Naritete sein ßu sehn" u. dgl. Den Anfang dazu hatte freilich schon 1729 Trömel in seinen zweibändigen Aventures von Deutsch-Franzos gemacht.

Und jenem uəuƃunɐʞəqun [1] Herrn mag jetzund' es behagen, zu fahren auf dem Krähen-Karrn, statt auf dem Sieges-Waagen; im Kittel statt im Purpurrock, statt Scepter den Jan-Blaufink-Stock, und eine Schwans-Perücke.

Wohl uns, ihr Hechte, wohl, daß ihr auf immer uns verlassen, ihr seyd keen God'n! Gern möchten wir euch so beim Hahn-Kamm fassen und geben euch zum Angedenk den frauschen Abschied zum Geschenk: — ihr wißt, was das bedeutet.

Adieu, lebt wohl! wir rathen euch zur Beß'rung und zur Buße; 's ist hohe Zeit, bekehret euch; ihr habt nicht lange Muße: — doch ihr sprecht Gott und Menschen Hohn, drum mag, zum wohlverdienten Lohn, euch denn der Teufel holen!

Wäre es wohl bei einem andern Volk als dem deutschen möglich gewesen, daß schon funfzehn oder zwanzig Jahre später die Dichter Napoleon verherrlichten und das Volk solche Lieder vom Bänkelsänger nicht nur anhörte, sondern auch ihm überall nachsang? Freilich aber muß man sich auch daran erinnern, was aus der nationalen Erhebung Deutschlands geworden war!

Nachweis.

Seit Jahrhunderten dem Volke Lieder im fliegenden Blatt gedruckt zu haben, ist eine Eigentümlichkeit Hamburgs, die wenig bekannt zu sein scheint. Einzelne Drucke aus dem sechszehnten Säkulum haben sich erhalten. Das Meiste aber ist verloren, denn erst nach dem Erscheinen der Hindeutungen von Herder, Brentano u. A. haben auch die Vorstände der öffentlichen Bibliotheken ihr Augenmerk auf diesen bis dahin ganz außer acht gelassenen Zweig der Litteratur gelenkt. Hier an der Wiege einer enormen Anzahl von Volksliedern hat das Sammeln derselben erst nach dem Freiheitskriege begonnen. Später wurden die Drucker gesetzlich veranlaßt, je ein Exemplar des fliegenden Blattes an die Stadtbibliothek abzuliefern. Mit den im folgenden beschriebenen und für diese Zusammenstellung benutzten Bänden beginnt die auf der hiesigen Stadtbibliothek befindliche zusammenhängende Sammlung von in Hamburg gedruckten Volksliedern, welche, da sie meist zuerst zur Drehorgel gesungen wurden, als Drehorgellieder bezeichnet sind. Es sind dieselben neuerdings geordnet durch Herrn Dr. C. R. Caspar.

Zunächst sind die Lieder, welche von Brauer gedruckt wurden, in zwei Oktavbänden eingebunden und auf der Rückseite des Bandes bezeichnet als „Brauer Drehorgellieder" 1 und 2. — Jedes fliegende Blatt dieser Offizin

[1] So im Original.

besteht aus einem halben Bogen in Oktav und ist rechts oben auf der ersten Seite numeriert. Die Nummern laufen von 1—122, von denen der erste Band von 1—60, der zweite von 61—122 und einige nicht numerierte Lieder enthält. Nicht alle Nummern sind vorhanden. Der Drucker hat, wie es scheint, seine Lieder bis zu einer bestimmten Nummer gedruckt, dann gewissermaßen eine neue veränderte Auflage wiederum von eins u. s. w. angefangen. Mit Sicherheit lassen sich drei Reihenfolgen unterscheiden. Nach Dr. Caspar ist die Reihe als diejenige erste (a) zu bezeichnen, welche in den einzelnen Blättern das zweite Lied als „das Andere" aufführt; in einer zweiten Reihenfolge (b) wird dasselbe als „das Zweyte", und in der dritten (c) als „das zweite" bezeichnet. Die Anordnung in den beiden Bänden ist derart getroffen, daß die Lieder, soweit sie vorhanden sind, aus den verschiedenen Serien neben einander gestellt wurden, also Nr. 1 (a), 1 (b), 1 (c) ꝛc. Die Anordnung und die Wahl der Lieder in diesen verschiedenen Auflagen ist meist eine völlig von einander abweichende.

Der dritte Band enthält zum großen Teil die Drucke der Meyerschen Offizin, welche ebenfalls vom Verleger numeriert und danach geordnet sind. Daneben sind eine Reihe anderer Lieder, wahrscheinlich von andern Druckern gedruckt, gebunden. Manches fliegende Blatt von diesen besteht nur aus zwei Blättern. Der Band ist auf der Rückseite mit dem Titel: „Meyer u. A. Drehorgel-Lieder. 3", versehen.

Herr Dr. Caspar ist im Besitz eines (vielleicht des einzigen) kompleten Exemplars der Brauerschen Drucke. Eine nicht minder wertvolle vollständige Sammlung der Meyerschen Drucke besitzt Herr Dr. F. A. Cropp.

Wie bereits oben erwähnt, sind in diesen Drucken sehr viele historisch, kulturhistorisch, wie sprachlich interessante Lieder enthalten, welche im Strome der Zeit sonst längst verschwommen wären. Freiherr von Ditfurth, der fleißige Sammler aller deutschen historischen Volkslieder, scheint die große Zahl der Hamburger Drucke nicht gekannt zu haben. Seine Quellen für die historischen Lieder aus der Franzosenzeit sind vielfach weit späteren, teilweise handschriftlichen oder mündlichen Überlieferungen entnommen. Ebenso unberücksichtigt blieben in seiner Zusammenstellung die vielen in Hamburger Drucken verbreiteten historischen Volkslieder aus dem Schleswig-Holsteinischen Kriege, aus den Kämpfen 1866 und aus der großen Zeit des deutsch-französischen Krieges.

1) Laßt Bonapartens Siegesfahnen. H. St. Bd. 1, Nr. 46. [1]

2) Lied von der alten Schlange. H. St. Bd. 3, Nr. 63.

3) Zimmersches Liederbuch. Hamburg, zu bekommen bey J. L. Zimmer in der Altstädter Fuhlentwiete ꝛc. Neue Lieder zum unschuldigen Vergnügen. Dritter Band, 3. Samml., Nr. 37.

---

[1] H. St. = Hamburger Stadtbibliothek. Bd. 1, 2 und 3 beziehen sich auf die oben beschriebenen Bände.

4) Daselbst Nr. 38. — Nr. 1—4 fehlen bei Ditfurth histor. Volksl. 1756—1871. Berlin 1871—72.

5) Auf ihr Brüder! auf und trinkt! Brauerscher Druck. Nr. 49 (fehlt auf der H. St., im Besitz des Herrn Dr. Caspar). Fehlt bei Ditfurth.

6) Mien Vader heet Hans Vagelnest. H. St. Bd. 3, Nr. 32.

7) Ach Glückstadt! H. St. Bd. 2, Nr. 73.

8) Ich that einmal unterschreiben. H. St. Bd. 2, Nr. 70; Bd. 3, Nr. 22.

9) Als ich nach London kam. H. St. Bd. 1, Nr. 19.

10) Komm mein Schatz rc. H. St. Bd. 2, Nr. 79.

11) Horcht liebe Weiber rc., 2. u. 3. (letzter) Vers. H. St. Bd. 2, Nr. 87.

12) Friedrich steig' aus deinem Grabe. H. St. Bd. 3, Nr. 19, bei Ditfurth.

13) Der Krieg ist wie ein Würfelspiel. Vereint mit Nr. 23 gedruckt. Fehlt desgl.

14) Wo soll ich mich hinwenden. H. St. Bd. 3, Nr. 19.

15) Es waren einmal zwey Schwestern. H. St. Bd. 3, Nr. 3.

16) Seid munter und fröhlich rc. H. St. Bd. 2, Nr. 28.

17) Trostlied für Hamburgs Einwohner. H. St. Bd. 2, Nr. 88.

18) Wie bist du lieber Frieden rc. Drey neue Arien. 2 Bl.

19) O, Mensch, eröffne doch dein Herz rc. Daselbst.

20) Trau schau wem rc. H. St. Bd. 1, Nr. 24.

21) Es singen drey Engel rc. H. St. Bd. 3, Nr. 3.

22) Die Gedanken seyn frey. H. St. Bd. 1, Nr. 48. Neudruck als fl. Bl. Hamburg 1864.

23) Schill, ein neuer rc. Brauerscher Druck, Nr. 94 (fehlt auf der H. St., im Besitz des Herrn Dr. Caspar). Fehlt bei Ditfurth.

24) Die Belagerung von Stralsund. General von Ewald unser Heldt. Das erste Lied von: Vier schöne neue Lieder 95 (Brauerscher Druck), das Andere: Franzosen brachen ein, zu Mannheim übern Rhein. Das Dritte: Mein Mädchen das ist flink und Schön. Das Vierte: Der freye Mann. Wer ist ein freyer Mann? Gedruckt in diesem Jahr. (Das wahrscheinlich einzig vorhandene Exemplar im Besitz des Herrn Dr. Caspar.)

25) Wohl auf Kammeraten! Was soll es seyn rc. H. St. Bd. 2, Nr. 97. Fehlt desgl.

26) Auf Dänemarks Brüder rc. Vereint mit Nr. 23 gedruckt. Fehlt desgl.

27) Preußen habt Muth rc. H. St. Bd 2, Nr. 92. Fehlt bei Ditfurth.

28 u. 29) Auf den Todt der Königin Louise von Preußen. H. St. Bd. 3 (nicht numeriert). Lieder und Arien. Das Erste. Auf den Tod der Königin Louise von Preußen. Klaget Preußen ach sie ist. Das Dritte. Auf den Tod der Königin Louise von Preußen. O klaget sehr, Sie ist nicht. Das Zweite. Im Grab ist Ruh! zu wan. Das Vierte. Um die ich einsam klage,

dir. Das Fünfte. Kurz sind meine Lebens-Tage. Gedruckt in diesem Jahr. 21. Fehlen bei Ditfurth.

30) 1ster Vers eines Liedes mitgeteilt v. Scheible, Volkswitz der Deutschen ꝛc. Stuttgart 1850, IX. Bdch. S. 190.

31) Aus dem Liede: He Franzosen, wie schmeckt euch der Braten ꝛc. H. St. Bd. 3, Nr. 65.

32) Aus dem Liede: Napoleon sprach zu Kaiser Alexander. H. St. Bd. 3, Nr. 32. Nicht minder verhaßt als die Douanen waren die Polizei-Kommissäre deutscher Herkunft. Sie verfuhren mit größter Härte im Jahre 1813—14 gegen die Unglücklichen, welche Hamburg verlassen mußten. Auf einen derselben, Horn mit Namen, der sich selbst entleibt, erschien 1814 ein Hohnlied in Form eines sog. Armsünderliedes. (Das vielleicht einzige Exemplar besitzt Herr W. Nathansen.)

33) Fröhliches Gesellschaftslied: Auf, auf Kameraden! ꝛc. H. St. Bd. 3, Nr. 54. Fehlt bei Ditfurth.

34) Wer so aus Hamburg wandern muß ꝛc. Fünf schöne neue Lieder. 96 (Brauerscher Druck?) Das Erste. Rüstig ziehn wir zu Felde. Das Andere. Auf stimmt im frischen Kreise. Das Dritte. Hamburgs Freyheitslied. Das Vierte. Wer so aus Hamburg wandern muß. Das Fünfte. Vater unser, beten wir. Gedruckt in diesem Jahr. (Bd. 2, Nr. 96 lautet anders). Fehlt bei Ditfurth.

35) Runde vorbey! Als Beilage des Patrioten, ein Bürgerblatt ꝛc. Hamburg bei J. H. Gundermann, d. 24. März 1813 und mehrfach mit a. Liedern als fl. Bl. Fehlt bei Ditfurth.

36) Trauer ringsum! H. St. Bd. 2, Nr. 77 und wiederholt. Desgl.

37) Hymne der Hanseat. Legion im Patriot, 7. Stück (April 1813) desgl.

38) Der Deutsche ist ein braver Mann. Patriot, 10. Stück (13. Mai 1813) desgl.

39, 40) Fl. Bl. 8° auf ½ Bogen: Jubellied der Dänen bey den wiederhergestellten Frieden mit England. Titel Napoleon. Nachtwächterlied in Wandsbeck. Gespräch zwischen dem Satan und Napoleon. Abschiedslied auf den Rückzug der Franzosen. Die Vergeltung. Bonaparte's Flucht aus Rußland. Napoleons Grabschrift. 1813. (Eigener Besitz.) Fehlen bei Ditfurth.

41) Auf Hamburgs Bürger Wohl. Zwey neue Volksl. 2 Bl. Desgl.

42) Zieht der Russe in den Krieg ꝛc. H. St. Bd. 3, Nr. 31. Fehlt bei Ditfurth.

43) Marschlied der Hanseaten: Heran Kameraden! wir ziehn in das Feld. Inkorrekter Abdruck eines Gedichtes von Ernst Moritz Arndt. H. St. Bd. 3, Nr. 78. Desgl.

44) Lied der deutschen Landwehrmänner. H. St. Bd. 2, Nr. 87. Desgl.

45) Von der Vergangenheit: Die ganze Welt ist neu geschaffen. H. St. Bd. 3, Nr. 54. Desgl.

46) Wo bist du Kukuk ꝛc. H. St. Bd. 3. Vier ganz neue Lieder. Das Erste. Hier stehen wir auf unsern Krücken. Das Andere. Zu Straßburg auf der Schanze. Das Dritte. Wo bist du Kukuk. Das Vierte. Adjeu Deutschland, wir müssen marschiren. Fehlt bei Ditfurth.

47) Trostlied eines Israeliten. H. St. Bd. 3, Nr. 52.

48) Aria für die Hamb. Bürgergarde: Hamburger Bürger rüstet euch H. St. Bd. 2, Nr. 74. Desgl.

49) Lied eines Soldaten beim Abschied: Gehab dich wohl ꝛc. H. St. Bd. 3, Nr. 22.

50) Komm, ach komm, erwünschter Friede. Drey neue Arien! 1. Komm, ach komm ꝛc. 2. Mein Vergnügen ist das Denken. 3. Unter den Akazien. In einem andern Drucke steht statt der 3. Strophe die folgende: Marter, Unglück, Qual und Plagen hat des Feindes Volk verübt, und durch dich hineingeschlagen, Jung und Alt in Tod betrübt. Ach soll das nicht Eltern schmerzen, und kränken sehr in solcher Zeit, weil sie mit betrübtem Herzen müssen hören solches Leid.

51) Frisch auf, ihr Preußen, wir müssen in das Feld ꝛc. 2 Bl. bezeichnet Vaterlandslieder. Das Erste. Frisch auf, ihr Preußen. Das Zweite. Der große König lebe! Der edle Georg leb'! Das Dritte. Singt unserm König Heil! Groß sey Georgens Theil ꝛc. Das Vierte. Singt unsrer Königin der Landesmutter singt ꝛc. (Eigner Besitz).

52) Seyd lustig! ihr Dänen ꝛc. H. St. Bd. 3, Nr. 61. Fehlt bei Ditfurth.

53) Die Kosacken. Frisch auf, ihr Kosacken ꝛc. H. St. Bd. 3, Nr. 65 u. öfter.

54) Die Schlacht von Leipzig. Einsam saß ich in meiner Hütte ꝛc. H. St. Bd. 3, Nr. 66 und öfter. Fehlt bei Ditfurth.

55) Ich saß bey meiner Hütte. Zwey ganz neue Lieder. 2. Bl. Das Zweyte. Ein stummes Weib ꝛc. (Eigner Besitz). Desgl.

56) Es konnte nicht immer so bleiben ꝛc. Drei Parodien. Die Erste. Es konnte nicht immer so ꝛc. Die Zweite. Hier sitz ich auf Rasen ꝛc. Die Dritte. Mich fliehen alle Freuden ꝛc. o. O. 1814. 8° ½ Bogen. Auf der ersten Seite Napoleon die Drehorgel spielend, in Holzschnitt. (Eigner Besitz).

57) Adje! Napoleon! Der Kaiser fuhr ums Morgenroth ꝛc. Siehe Nr. 59. Fehlt bei Ditfurth.

58) Ich bin der Schlachter Bonapart ꝛc. Ein Volkslied nebst einem Marschlied der Hanseaten im Jahre 1815. 2 Bl. (Eigner Besitz) und H. St. Bd. 3, Nr. 78. Fehlt.

59) Eckmühl's Abbrennung des Hamb. Berges am 3. u. 4. Jan. 1814. Zusammen gedruckt mit: Eckmühl's Traum. — Adje! Kaiser Napoleon! —

Denkmal für den Tyrannen Napoleon auf dem Berge Cenis zu errichten. o. O. Im Befreiungsjahr 1814. 8° auf 1/2 Bogen. (Eigner Besitz). Fehlt bei Ditfurth.

60) Krieges-Lied der tapfern Preußen. Die Preußen, ja die tapfern Leute, Hurrah! &c. H. St. Bd. 3, Nr. 56. Desgl.

61) Auf Brüder! lustig, trinkt und singt &c. H. St. Bd. 3, Nr. 63. Desgl.

62) Abschiedslied beim Abmarsch der Russen aus Holstein u. Hamburg. Adieu ihr Russen! &c. H. St. Bd. 1, Nr. 27. Desgl.

63) Aus dem Westen naht's sich wieder &c. H. St. Bd. 3, Nr. 70. Desgl.

64) Armes Deutschland, neue Kriegesflammen &c. H. St. Bd. 1, Nr. 23. Desgl.

65) Bonaparte, wie wird es Dir jetzo ergehen. Deutsches Freuden- und Volkslied. H. St. Bd. 3, Nr. 66. Desgl.

66) Triumpf der Brittischen Seeleute &c. Wir haben ihn den Urian &c. H. St. Bd. 3, Nr. 78. Desgl.

67) Triumpf! Triumpf! jetzt blicket Heil und Frieden &c. Neues Lied auf den Einzug der Hanseaten, nebst ein neues Friedenslied. 2 Bl. (Eigner Besitz). Desgl.

68) Soldat kömmt aus dem Krieg &c. H. St. Bd. 3, Nr. 22. Veränderter Neudruck als fl.-Bl. Hamburg 1871. Eine andere Variante bei Dr. Ph. Wegener Volkstüml. Lieder aus Norddeutschl. &c. Leipzig 1880 Nr. 1036.

69) Friedenslied. Triumpf! Triumpf! Der Krieg ist nun zu Ende. H. St. Bd. 3, nicht numeriert (eingebunden daselbst nach Nr. 110). Desgl.

70) Bekränzt mit Lorbeern &c. H. St. Bd. 2, Nr. 91.

71) Das Heldenmädchen von Lüneburg. H. St. Bd. 1, Nr. 23 (c) und Bd. 3, Nr. 64. Desgl.

72) Hört mal Lühd! — en bitjen still &c. Überschrieben: Kaiser Klaas. H. St. Bd. 3, Nr. 86. Desgl.

Versuch eines Sittengemäldes von Hamburg aus dem Jahre 1811.

Eingeleitet

von

Karl Koppmann.

Das bekannte Buch: Hamburg topographisch, politisch und historisch beschrieben, das Jonas Ludwig von Heß 1787 und 1796 in drei Bänden veröffentlichte, erschien, wie man weiß, 1810 und 1811 in zweiter Auflage, ebenfalls in drei Bänden, jedoch unter Weglassung der beiden letzten Abteilungen, von denen in der ersten Auflage die siebente, Politologie der allgemeinen und besondern Verfassung, den ganzen dritten Band eingenommen hatte, während die sechste, Versuch einer Ethognomik von Hamburg, auf 30 Seiten (2, S. 381—410) beschränkt gewesen war. Statt der Politologie hatte von Heß aus Gründen, die „der Ausgang des nun Gott lob! verflossenen Jahrs 1810" enthalte, in einem nicht erschienenen vierten Bande die Geschichte der Stadt von ihrem Entstehen bis zum Ausgang des Jahres 1810 geben wollen; über die Ethognomik oder das Sittengemälde von Hamburg äußert er sich am Schluß des Vorwortes zum dritten Bande folgendermaßen: „Wäre auch für die fast vollendete Ethognomik Raum in diesem Bande gewesen, sie wäre — weggeblieben. Die Natur, die den Menschen nicht

selten zu gut liefert, um ihn für diese Welt fehlerfrei zu lassen, hat schon dadurch die Handlungen ihrer Kinder für den strengen Betrachter in einem milden Lichte gestellt. Wer ein Zeitalter chemisch-moralisch zerlegen könnte, und daran scheiden wollte, bis alles zur Esse hinaus wäre, was Sprudelgeist und Einbildungen angesetzt haben, dem würde kein großes Residuum an edlen, wohl aber unedlen Bestandtheilen nachbleiben: große Ansprüche an Andere, keine Forderung an sich selbst; ungemein viel Selbststolz bei mannigfaltigen Ursachen zur Selbstverachtung; eine unmäßige Gierde, frei zu sein, während man der abgemachteste Sklave seiner selbst ist; die zügelloseste Sucht nach Unabhängigkeit, obgleich man von den Urtheilen, Meinungen, Launen, Forderungen, von der Achtung und Mißachtung, dem Lobe und Tadel anderer gefesselt wird; ein nicht ganz geringer Theil dieser Urstoffe möchte die Unzufriedenheit und das Klagen über Mangel an Recht und Gerechtigkeit derer ausmachen, die grade diesem Mangel einer strengen Gerechtigkeit ihre ganze Existenz zu verdanken haben. Aber — nichts mehr davon! Jede Zeit schickt sich ja nur für das, was darin gebohren wird, und somit wäre es mehr als ungroßmüthig, jetzt noch das Gewebe unsrer vergangenen Thorheiten Faden für Faden auffaseln zu wollen."

Diese für die neue Auflage bestimmte Ethognomik hatte von Heß einen Freund, den damals in Jena lebenden Dr. Fahrenkrüger, abzufassen aufgefordert.

Johann Anton Fahrenkrüger, geboren in Hamburg 1759 Oktober 23, war der Sohn von Samuel Hartwig Fahrenkrüger, der 1758 November 5 die Jungfrau Magdalena Catharina König geheiratet hatte, damals „Constapel" unter dem Artillerie-Kapitän Hasenbanck gewesen war und später eine kleine Handlung betrieben zu haben scheint. Nachdem er das hiesige Johanneum und seit 1779 das Gymnasium besucht hatte, studierte er in Leipzig Theologie

und erwarb daselbst die Würde eines Doktors der Philosophie. Nach Hamburg zurückgekehrt, wirkte er dort in der Eigenschaft eines Kandidaten der Theologie als Lehrer der neueren Sprachen, etablierte 1792 oder 1793 in der neustädter Fuhlentwiete eine Schul- und Pensions-Anstalt, die er später nach der Mühlenstraße verlegte und 1804 oder 1805 ganz aufgab, um nach Jena zu gehen. Dort lebte er anfangs als Privatgelehrter und wurde 1810 außerordentlicher Professor der Philosophie. Im Jahre 1812 siedelte er wieder nach Hamburg über, eröffnete dort 1813 von neuem eine Erziehungsanstalt und starb daselbst 1816 April 21 oder 23 an einem Lungengeschwür. Verheiratet hatte er sich 1793 Mai 16 mit Jungfrau Johanna Magdalena Willigmann, einer Tochter des Notarius und Prokurator extrajudicialis Hans Diedrich Willigmann und der Maria Catharina, geb. Langemaack. Die Hochzeit hatte stattgefunden in dem auch von seinem Schwiegervater bewohnten Hause seines Schwagers Prokurator Suse, der seit 1780 mit Maria Catharina Willigmann vermählt war und 1798 Januar 4 eine neue Ehe mit Anna Lucia Willigmann einging. Kinder hat Fahrenkrüger bei seinem Tode nicht hinterlassen, jedoch laut der Todesanzeige im Correspondenten eine Pflegetochter.

Fahrenkrügers Arbeit ist der nachfolgende bisher noch nicht veröffentlichte Versuch eines Sittengemäldes von Hamburg. Ich verdanke dieselbe der oft bewährten Güte des Herrn Archivar Dr. O. Beneke, der bereits in der Allgemeinen Deutschen Biographie (6, S. 536) ihrer erwähnt und mir auch die dort benutzten Aufzeichnungen eines Zeitgenossen über Fahrenkrüger freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

Was die Persönlichkeit Fahrenkrügers betrifft, so schildert ihn dieser Zeitgenosse als einen interessanten Gelehrten von lebendigem Geist und sprudelndem Witz, als einen echten, baaren

Menschen im besten Sinne des Worts, mit geradem Sinn für das Gute, Wahre und Höhere, mit scharfem Haß gegen das Böse und Gemeine. Zuweilen genial, oft witzig und immer grob, so charakterisiert er ihn an einer andern Stelle, „um ihn mit seinem Lieblingsausdruck zu benennen ein rechter Dwasbohm"; auch freut er sich der erquickenden Unterhaltung mit „dem alten groben, kernhaften, tüchtigen Fahrenkrüger", der sich immer gleich bleibt in Geist, Witz und Grobheit und immer wahr ist, im Lob wie im Tadel.

Witz und Grobheit wird man freilich in Fahrenkrügers Aufsatz nicht finden; statt der Bündigkeit und Körnigkeit lebendiger Schilderung begegnet man einer moralphilosophischen Untersuchung über Verlauf und Ursachen einer noch nicht abgeschlossenen Entwickelung, die, wenn auch hin und wieder etwas philiströs und allgemein gehalten, ihren Verfasser als einen Mann von Beobachtungsgabe, eigenartigem Denken und Urteil dokumentiert. Die Verschwommenheit der Umrisse und die Bläße der Farben erklären sich zum teil aber auch durch den Umstand, daß Fahrenkrüger seinen Aufsatz fern von Hamburg, mit Unterbrechungen und bei körperlichem Unwohlsein geschrieben hat.

Von den 26 Seiten des Manuskripts schickte er die beiden letzten am 1. Oktober 1811 an von Heß ab, kurz vorher 8 Seiten, am 20. September 4 Seiten. Als von Heß in seinem „im Juni 1811" unterzeichneten Vorwort die Ethognomik als fast vollendet bezeichnete, hatte er vermutlich die ersten 12 Seiten schon erhalten. Am 1. Oktober schreibt ihm Fahrenkrüger: „Längst hättest Du Manuskript von mir haben müssen, wenn es mir möglich gewesen wäre, es zu verfertigen. Du kannst Dir nicht denken, wie so ein schrecklicher Sommer auf mich wirkt. Tag

und Nacht komm' ich nicht aus dem Schweiße, kaum kann ich eine vernünftige Idee fassen, geschweige niederschreiben. Seit einem Monat hat sich ein unerträglicher Schnupfen dazu gesellt, der mir den Kopf fast zerspaltet hat. Ich bin ihn noch nicht los; da aber das Wetter nicht mehr so entsetzlich heiß ist, hab' ich einige Kraft mehr gewonnen. Doch kommt noch eine Plage hinzu, nämlich eine Art Lethargie. So wie ich hier sitze und schreibe, könnt' ich jeden Augenblick einschlafen. Mein Uebel wird vielleicht apoplektisch. — Hiebei ergeht nur 1 Bogen Manuskript, doch, will's Gott, heut über 8 Tage der Rest, wenigstens ein starker Verfolg. Gern hätt' ich gesehen, wenn Du Deinem letzten Briefe ein Urtheil über das Erhaltene beigefügt hättest, nur um zu wissen, ob ich in der Art fortfahren darf, oder ob Du ändern mußt. Ohne Ermunterung bin ich immer wie todt. Mein Collegium über den Hamlet hat viel Applaus gefunden, Professoren haben es mit gehört. Aber dergleichen trägt wenig ein. Die meisten Studenten bezahlen nicht, weil sie kein Geld haben. Im Winter-les' ich über den Lear." Am Schluß des Manuskripts heißt es: „Den 1. Oktober 1811. Am vorigen Posttage schickte ich Dir zwei Bogen. Ich konnte damals nicht alles fertig machen, wenn ich auch schon gewußt hätte, daß nicht mehr Stoff, als zu 1½ Seiten, da sein würde. Gestern wollte ich diese abschicken, kam aber nicht dazu, weil ich durch einen höchst geringfügigen Umstand Händel mit der hiesigen Policei kriegte; worüber ich mich so ärgerte, daß ich nichts verfassen noch abschreiben konnte. Die Sache geht an den Herzog und die Akademie vertritt mich. — Ich wollte, daß Dir das Zeug so gefiele. Ob es besser hat werden können, weiß ich nicht. Ich bin so lange von Hamburg entfernt, daß ich nicht mehr deutlich weiß, wie es dort beschaffen ist. Ich bitte Dich, mir nächstens zu schreiben."

Die Antwort, die ihm von Heß gab, wird vermutlich von einem Exemplar des vollendeten Buches begleitet gewesen sein, für das der Aufsatz geschrieben und nicht verwandt worden war. Indem ich ihn jetzt, 74 Jahre nach seiner Abfassung, der Öffentlichkeit übergebe, bin ich der Überzeugung, daß jene vornehmste Charaktereigenschaft des Verfassers, die Liebe zur Wahrheit, auch in diesem seinem Sittengemälde nicht vermißt werden wird.

Versuch eines Sittengemäldes von Hamburg.

Es ist eine triviale, aber wahre Bemerkung, daß der einzelne Mensch im Ganzen nichts als das Resultat seiner Zeit und seiner Umgebung sein könne. Wir reden die Sprache unserer Mutter, wir gewöhnen uns zu den uns von Jugend auf vorgelegten Speisen, wir kleiden und betten uns, wir wohnen und bauen, wie unsere Zeitgenossen; wir theilen uns in ihre Kenntnisse, Ansichten und Vorurtheile; wir lieben und hassen, wünschen und verabscheuen, freuen uns und leiden, nach dem Muster derer, denen wir das Leben abgesehen haben. Bei der fast wunderbaren Gefügigkeit unserer ersten Jahre, wo wir alle Eindrücke, heilsam oder gefährlich, in uns aufnehmen, folgt nichts natürlicher, als daß wir unsern Vorbildern so ähnlich werden, wie innere und äußere Hindernisse erlauben wollen. Man geht nur von der vom Vater angeerbten Lebensweise mit Wahl ab, wenn dessen vorherrschende Thätigkeit oder Leidenschaft drückend für uns geworden ist. So wird der Sohn eines Vaters, der ihn als spielenden Knaben schon unter das Joch ernsthafter Arbeit gebunden hat, in den Jahren seiner Freiheit gern ein Faulenzer; die Kinder von Geizhälsen freuen sich schon früh der Zeit, wo sie werden verschwenden können. Wenn man der leichten Gewohnheit ihren Gang ließe, und der Erziehung nie durch Zwang nachhülfe: so würde die Gleichheit und moralische Nachlässigkeit der Menschen noch auffallender sichtbar werden. Zeugen dieser Behauptung sind die asiatischen und africanischen Völker; zum Theil die Juden, wie sie bisher waren. Die kräftigen Naturen, durch deren Bewegung Länder umgekehrt, und plötzliche Veränderungen in allen Verhältnissen zur

Wirkung kommen, sind durch Noth, Druck und inneren Misklang gebildet worden. Es hat ihnen früh an Liebe gefehlt; darum können sie härter, strenger und rücksichtloser handeln, als wir, ihre durch sanfte Affecten unserer Erzieher weich gewöhnten Bewunderer. Aber je schöner das Wetter, desto gewisser ist der Sturm; er ist unausbleiblich, wenn die Schwüle anhält. Wer sich in unsern Tagen am sichersten hielt, ist von den Leiden der Zeit aufs schrecklichste getroffen worden. Wer seine Gewohnheiten leicht umzutauschen versteht, wer sie nicht für unumgängliche Bedingnisse seines Daseins hält, an dem sind die Wetter ohne starken Schlag vorübergegangen. Verwöhnung ist Mord an Freiheit, an Kraft, an Tugend.

Nur gewaltsamer Weise kann der Verwöhnte aus seinem Zustande aufgescheucht werden. Er wird sich seiner ungerechten Sorglosigkeit nicht eher bewußt, als wenn ihn die Strafe schon bei den Armen hält. Dann, statt sich aufzuraffen, und mit geschärftem Blicke nach innern, ihm selbst beiwohnenden, Hülfsquellen zu spähen, sieht sein verwöhntes blöde Auge nichts als Wildniß, Grauen und Verzweiflung um sich her. Wer vor wenig Jahren noch Mäßigkeit, Entbehrung, Häuslichkeit, Rechtlichkeit, Reinheit des Herzens, Einfalt der Sitten und des Geschmacks, Rückkehr zu der Weise der Alten, und dergleichen abgelebte Tugenden predigte, der ward für einen steifen unmodischen Gesellschafter gehalten, und wie ein Aberwitziger verhöhnt. Jetzt wünscht man, die Tugenden in höchster Eile verschreiben zu können; die neue Rüstung preßt die entnervten Muskeln zusammen, und niemand kommt den Schreienden zum Beistande. Denn das eiserne Schicksal ergreift alle Gegenden Europas, eine stärker, die andere schwächer; und unter den Klagenden ist Hamburg nicht die geringste.

Wie sollte sie es auch sein? Der Hamburger findet sich selbst nicht wieder in seiner eigenen Stadt. Sie ist nicht die alte mehr

er muß sich mit ihr verjüngen, und windet sich schon im Voraus vor den Schmerzen, die seine Wiedergeburt begleiten werden. Die Vortheile seiner neuen Verhältnisse sind ihm noch nicht praktisch bekannt. An Hoffnungen und Gedanken mag er sich nicht weiden; er, dem das Reale von jeher so viel, und die Idee so wenig galt. Von dieser Seite macht sich der Hamburger vor Andern kennbar; hieraus entspringen seine meisten Eigenschaften, Vorzüge und Schwächen. So war er von Alters her beschaffen; die letzte Generation ist nur im höchsten Grade dazu gebildet, verfeinert und ausgeschliffen. Den Kindern sind die Zähne stumpf geworden von den Herlingen, die ihre Väter gegessen haben (Hesekiel 18, v. 2). Die bösen Säfte ziehen sich auf die wundeste Stelle.

Zu dieser Ansicht der Dinge, zu dieser Meinung, des Lebens Reiz im Leben selbst zu finden, diente dem Hamburger vorzüglich seine Lage, Wirksamkeit und Verfassung. Er war durch diese gleichsam von der übrigen Welt geschieden; seine nahen, wie die fernen, Umgebungen waren ihm national und politisch fremd. Seine Stadt machte den einzigen Staat aus, um den er sich als Hamburger zu bekümmern hatte. Zwar war sie, als Reichsstadt, mit dem vormaligen römisch-deutschen Reiche in Verbindung; aber dieses lockere Band ward ihm nur selten auf Augenblicke fühlbar; er sah dessen Oberhaupt nie, merkte nie dessen Einwirkung. Ihm gefiel seine freie Verfassung mit Recht besser, als die seiner Nachbaren, deren Beschränktheit er zuweilen gewahr ward. So lebte er sich mit ganzer Seele in seinen Wohnort ein, war zwar der Sprache und Abstammung nach ein Deutscher, in seinen Neigungen aber, in seiner Denkart bloß ein Hamburger. Man hat ihn manchmal verspottet, daß er sich unterwand, die Zahl aller Lebenden in Hamburger und Ausländer (Butenminschen) einzutheilen. Anderswo wäre er freilich lächerlich damit

gewesen; in seiner Stadt war der Ausdruck ganz der Natur seines Wesens gemäß. Eng mag man diese Begriffsart nennen, der Kosmopolit ist nicht damit zufrieden. Aber es gingen Tugenden aus ihr hervor, deren sich nicht alle deutsche Städte in gleichem Grade zu rühmen haben. Den überwiegenden Patriotismus der Hamburger erkennt man allenthalben als unbestritten an; selbst der Spötter, der ihre Selbstbehaglichkeit und Ostentation zu rügen Ursache zu haben glaubte, that dies mit verzogenem Munde, und hätte gern seine witzigen Einfälle gegen jene beglückenden Eigenschaften vertauscht. Im Gefolge derselben waren: Wetteifer, rastlose Thätigkeit, Achtung für die öffentliche Meinung, und was damit verwandt ist. Der Ausartungen aber sind nicht wenige; sie machen eine sehr dunkle Seite des hamburgischen Charakters aus.

Es gab in Hamburg keinen Rang, keinen Vorzug, der Geburt willen. Wer verständig, fleißig und brauchbar war, konnte alles werden, alles erstreben. Doch mußte er sich zeigen, seine Nützlichkeit darthun, sich Freunde und Fürsprecher erwerben. Hatte er Fähigkeiten, die man zum Besten der Stadt brauchen konnte; waren seine Talente für Hamburg berechnet: so konnte er seines Erwerbes, seiner Erwähnung und Anstellung ziemlich sicher sein. Nur in seltenen Fällen tauchte das stille Verdienst auf. Man sah Gelehrsamkeit, Wissenschaften und Künste, über die Achsel an, wenn sie nicht laut wurden, sich nicht in den Dienst des Gewöhnlichen schmiegen wollten. Die Freude des Gelehrten an seiner Wissenschaft, als solcher, abgesehen von den daraus entspringenden baaren Vortheilen, begreift der Hamburger nicht. Den Uebungen im Denken, bloß zur Erweiterung des Geistes und zur Berichtigung allgemeiner Ideen, kann er seinen Beifall nicht geben. Er schenkt ihn nur den Bemühungen, die ihm, seiner Vaterstadt, den Gewerben, Nutzen gewähren. Denn er berechnet nicht allein Geld, sondern

auch Zeit und Anstrengung, zu Zinsen. Alles kommt ihm verkehrt und thöricht vor, wobei er seine Rechnungsart nicht anwenden kann. Den Werth der Menschen und Dinge stempelt der Kaufmann. Dies ist der Hamburger in vollkommenem Grade; wer auch keine eigentlich kaufmännischen Geschäffte treibt, gewinnt doch von Jugend auf, oder, wenn er hier nicht gebohren wäre, mit der Zeit unvermerkt eine gleiche oder ähnliche Ansicht. Daher wird der Reichthum übermäßig geschätzt; Geld und Credit zu haben, sind unerläßliche Pflichten für jeden aufstrebenden Sinn. Man kann das Geld nur achten, insofern es als Mittel zu guten und großen Zwecken dient. Als Zweck selbst genommen, ist es verächtlich, unzulänglich und lästig. Das erkennt der hiesige Ausdruck: Mittel, für Geld gebraucht, an. Ein bemittelter heißt ein reicher oder wohlhabender Mann. Wenn nur nicht so viele trübherzige Menschen den Begriff falsch verständen! Sie verwechseln das zu Bewirkende mit dem Wirkenden, und vermühen ihr Leben, um zu häufen, was weder ihr noch Anderer Leben froh macht. Es gehört zu den tadelhaften Seiten ihrer Mitbürger, solchen Leuten äusserlich mehr Achtung zu bezeigen, als ihr innerlicher Werth verdient; und sie begnügen sich mit dieser Ehre, weil ihnen der Schatten für den Körper gilt. So erzwingt das Geld in Hamburg, was dem nützlichen Biedermann oft versagt wird, der zwar Talente zur Schau trägt, aber mit keinen Bankposten aushelfen kann.

Es giebt wenig Beispiele von Familien, die mit geerbtem Gelde durch mehrere Generationen fort Figur gemacht haben. Es scheint schwerer zu sein, ein erworbenes Vermögen ohne Thätigkeit und Vermehrung lange zu erhalten, als durch Eifer, vom Glück begünstigt, den Grund dazu zu legen. Die einmal zum Charakter gewordene Geschäfftigkeit, wenn sie sich aufs Durchbringen wirft, ist ebenso stark und rasch im Zerstören, als sie sonst im

Aufbauen war. Man hat, mitten unter den Mustern der gierigsten Habsucht, Familien gesehen, die durch den zwecklosesten Aufwand, mit denselben Bemühungen, wodurch sich Andere bereicherten, sich in höchst schlüpfriger Eile zu Grunde richteten; die erst für ihr baares Wohlsein zu arbeiten anfingen, als ihnen die Armuth ihre dürre Kehle wies, und manchmal wieder so viel erwarben, als sie im Beginn ihrer Laufbahn besessen hatten. Man kann kaum eine Stadt nennen, wo der Fleiß so hoch geschätzt, und der Faulenzer weniger geachtet würde. Dieser rege Trieb, dieses auf praktische Nützlichkeit gegründete Ehrgefühl zeigt sich in allen Ständen. Wer nichts thut, bleibt unbemerkt, ungeehrt, allein gelassen. Was einer in sich selbst sei, kümmert Niemanden. Daher streben auch die Ungeschäfftigen wenigstens nach dem Scheine, und machen gern die Miene, als ob sie große Dinge ausrichten wollten. Aber sie täuschen nicht lange. Der Hamburger ist geneigt, den Stab über die Sachen zu brechen, die einst geschehen sollen; über das Gethane urtheilt er allerdings, und eben nicht mit Ungunst. Desto eingreifender ist der Fluch der jetzigen unglücklichen Periode, kaum verderblicher durch das, was sie dem Bürger wirklich an Habe genommen, als durch die Unthätigkeit, wozu sie ihn, durch die Lähmung des Handels, wider seinen Willen gezwungen hat. Der Kaufmann ist des Verlierens nicht ungewohnt; der Verlust aber pflegte seinen Fleiß zu spornen, und spannte seine Einbildungskraft, das Eingebüßte mit Wucher auf andern Wegen wieder beizutreiben. Er behielt die Selbstachtung, die aus dem Bewußtsein der lebendigen Wirksamkeit entspringt; daß er den Zufällen nicht gebieten könnte, lehrte ihn die Erfahrung in seinem Geschäffte. Traf ihn ein böses Schicksal: so gab er sich nach leichtem Murren zufrieden, beruhigt durch eine innere Stimme, daß er es nicht durch Trägheit verdient hätte. Jetzt thut es seiner Empfindung

am wehesten, daß er bei der aufgezwungenen Unthätigkeit allmälig die Gewohnheiten des Fleißes und den belohnenden Sinn für zweckmäßiges Wirken zu verlieren Aussicht hat.

Da man in Hamburg in allen Klassen vom Erwerbe lebt, und, wie gesagt, der fleißige Erwerber, zumal wenn er dabei zu einigem Vermögen gelangt, die Achtung seiner Mitbürger neben der erwähnten Selbstschätzung mit sich zieht: so ist es kein Wunder, wenn sich das Bewußtsein seiner Persönlichkeit in dem äussern Benehmen des Hamburgers zu erkennen giebt. Rein findet sich die Tugend der Bescheidenheit überall selten; sie ist meistens verstellt, und nur ein Deckmantel des feinen Stolzes. Sie wird als Maske gebraucht und nothwendig an Örtern, wo man von der Gnade der Hoheit abhängt, und sich durch untergeordnete Eigenschaften Gönner erschleichen muß. Nirgend war das von jeher weniger der Fall, als hier. Der Staat hatte tüchtige Bürger, nicht Höflinge nöthig. Wohlhabenheit und Brauchbarkeit standen in Hamburg an der Spitze. Das Licht mußte auf dem Leuchter, nicht hinter dem Schirme stehen. Die Selbstverleugnung mag auch hier als häusliche Tugend ihren Werth haben; im Verwaltungsfache, im Stadtleben hat sie wenig Boden gefunden. Daher ist dem rechten Hamburger ein fester, gerader, urtheilender Blick eigen. Daher künstelt er nicht an den Ausdrücken, wägt die Worte nicht, sondern pocht oft seine Meinung uneingehüllt heraus. Er kann Widerspruch leiden, das ist ihm nicht neu; der einzelnen Autorität aber setzt er Verstandeshohn entgegen. Grimassen sind ihm zuwider; öffentliche Tartüffe, selbst vom geistlichen Stande, verabscheut sein gerader Sinn. Da nie ein Fürstenhof hier war: so konnten weder die Artigkeiten noch die Ziereren solcher Institute dem Hamburger zu Gesicht kommen, und seiner Lebensart die Feile ansetzen. So blieb ihm denn das kecke altdeutsche Wesen,

vom allgemeinen Zeitgeiste und den Einflüssen der Geselligkeit und des Luxus gemildert. Die herkommenden Ausländer haben bei ihrem ersten Auftritte die Aeußerungen dieses rohen Selbstgefühls, in unserer Sprache Patzigkeit genannt, gewöhnlich beobachtet, und dadurch beleidigt, mehrmals, ungeachtet vieler ihnen hier angebotenen anderweitigen Gemüsse in üppigen Zirkeln, einen widrigen Eindruck zurückgenommen. Empfunden hat wenigstens Jeder diese Eigenheit des hamburgischen Charakters, wenn ihm auch der Grund nicht durchaus klar geworden ist. Viele Anekdoten, wahre und falsche, gehen im Auslande auf Kosten der Hamburger herum; obgleich ihren hanseatischen Brüdern, den Lübeckern und Bremern, ein Theil derselben mit aufgebürdet wird. Verhaßt sind sie keinesweges dadurch geworden; sie gelten nur für Originale.

Der feine Tact im Schicklichen ist daher in Hamburg nie so zart ausgebildet worden, und konnte nie zu der Delicatesse gelangen, wie in Städten, wo von oben her der Ton angegeben wird. An allen deutschen Höfen, und den von ihnen abhängenden kleinen und großen Städten herrscht ein allgemeiner Drang nach dem Höhern, nach höhern Würden, höhern Namen. Was der Einzelne von seiner geistigen Überlegenheit über Andere sich mehr einbildet, als in sich selbst wahr weiß, sieht er gern ausser sich anerkannt, um desto weniger daran zweifeln zu dürfen. Wenn ihm sein Landesherr einen höhern Titel ertheilt: so glaubt er seine Verhältnisse zu demselben gewachsen, glaubt die Sitten der Vornehmern sich aneignen zu müssen, tritt süßlich und leise auf, damit er auf dem glatten Hofboden weiter komme. Allerdings werden auf diese Weise die Manieren verfeinert; man lernt fühlen, welche Ehrerbietung, welche Schonung man einander schuldig ist. Doch sind solche Auszeichnungen selten mit baarem Gewinn verbunden; ja, sie erfordern oft noch Anstrengungen der Kasse. Weit entfernt

aber, daß diese Anstrengungen den Ehrgeizigen abschrecken, spornen sie vielmehr seinen Eifer; er findet in der Luft wieder, was er auf der Erde verloren hat. Das Ideale ersetzt ihm das Reale mit Wucher. Weil er indessen doch mit seinem Hausgesinde leben, sich auch vor Leuten von gleichem Range zeigen, und die Untergeordneten blenden muß: so giebt ihm die Noth das traurige Mittel an die Hand, zu borgen, was er nicht bezahlen kann. Sein Rang verbietet ihm, manchen, von gemeinen Leuten betretenen, sicheren Weg einzuschlagen, um aus der Klemme zu kommen, und seinen Gläubigern gerecht zu werden, die gewöhnlich auf einer niedrigern Stufe des Ranges stehen, und das Ideale desselben nicht zu schätzen wissen. Durch die Aegide desselben aber sichert er sich vor ihrem Ungestüm, hinter ihr verpanzert er sich, und drückt die gesetzliche Forderung seiner Mahner mit Trotz zurück. In diesen Verhältnissen liegt ein besonderer Grund, aus welchem sich die vermehrte Unsittlichkeit, Falschheit, der trügerische Glanz, die Störungen des Gewissens, und manche Kabalen an Höfen und in titelsüchtigen Gemeinden erklären lassen.

Wenn also der Hamburger rechtlicher, freimüthiger und moralisch glücklicher, als Andere, sein konnte: so hatte er es dem Umstande zu danken, daß ihm, nach seiner Verfassung, die Vortheile des Ranges, die Gebilde der Titelei, weniger als jenen einleuchteten. Dem Adel ward keine besondere Ehre eingeräumt, dem bloßen Titel fast gar keine. Wer mit einem solchen keine ganz eigene Absicht hatte, der prahlte nicht damit, sondern verbarg ihn lieber, zumal wenn sein Augenmerk weniger auf die Fremden, als auf seine Mitbürger gerichtet war. Doch waren von dem Vorurtheil der Geburt einige Familien nicht frei; vornehmlich solche, die am liebsten unter sich lebten, und ihre Lebensart als allgemeine Richtschnur ansahen. Mit ihren Stammtafeln haben sich wol wenige

Hamburger gerühmt: dem Alterthum der Geschlechter ist nicht viel abzutrotzen; desto mehr den Stadtwürden. Man wähnte schon mehr zu bedeuten, wenn man einen Vetter im Senat, einen Onkel unter den Oberalten hatte. In dem Falle war man von Familie, und konnte durch Einwirkung der Verwandtschaft leichter zu einer Versorgung gelangen, einen vornehmern, das ist, dreistern Ton annehmen, war mehr gesucht, bedient, höflicher angesprochen. Der hiedurch entstandene falsche Glanz aber blendete nicht weit, und hatte höchstens auf die geringe Classe sichtbar wirkenden Einfluß. Nur zu oft hatten die geburtstolzen Familien Ursache, sich ihrer ungeschickten oder verunehrten Mitglieder zu schämen; wenn die Erhabenheit ihres Geschlechts geprüft werden sollte: so mußte man mehrere Namen und Umstände verkleiden, oder nicht zu kennen scheinen.

Nach dem ursprünglichen Charakter der alten Hamburger zu urtheilen, den man noch in ihren entarteten Nachkommen nicht verkennen kann, war ihnen falscher Glanz und Flitterschmuck von Herzen zuwider. Dies sieht man in ihren Gesetzen, öffentlichen Einrichtungen, Gebäuden, man liest es in ihrer Geschichte. Sie waren den einstmaligen Holländern viel ähnlicher, als sie es späterhin geblieben sind. Der Schein war ihnen nichts, sie sahen nur auf Brauchbarkeit. Dauerhaft mußte sein, was sie stifteten, baueten, anzogen. Es war ein Sprichwort: Wer Gold auf dem Kleide hat, trägt keins in der Tasche. Der Putz ihrer Weiber war derb, nicht vielartig, geschmacklos, theuer, und bezahlt. Nur bei festlichen Gelegenheiten zeigten sie sich damit; im Hause waren sie nicht viel besser gekleidet, als ihre Mägde. Sie nahmen damals keine fremde Besuche an; einem Verwandten waren sie in ihrem häuslichen Anzuge gut genug. Die Männer machten es ebenso. Den Tag über hatten sie in oder außer dem Hause zu thun. Des Abends kamen sie in

kurzen Überwürfen bei einem Kruge Bier oder Wein zusammen, um über den Lauf der bösen Welt, der guten Stadt und der werthen Familie zu klügeln. Nur bei Hochzeiten und Amtsschmäusen prunkten beide Geschlechter mit ihren Kleinoden. Da man den Kopf nicht mit weit hergeholten, gelehrten oder galanten, Materien beschwerte: so konnte man leicht auf einander Acht geben, sich die Eigenschaften, wie die Vermögensumstände, ablauschen. Da war in der öffentlichen Meinung der Proceß demjenigen bald gemacht, der darauf ausging, die Augen bloß zu bezaubern, ohne einen gediegenen Rückhalt im Beutel zu besitzen. Keiner durfte dem Stadtgespräch über sich ungestraft trotzen; sein bürgerliches Wohl und Wehe hing zu sehr davon ab. Man brach bald den Stab über Leute, die übermäßigen Aufwand machten; und hielt, wegen der Ungewißheit der Dinge, selbst die Reichen kaum dazu berechtigt. Aus vielen gesammelten Erfahrungen wußte man, wie oft das Vermögen des Sparsamen weit ergiebiger ausgefallen war, als man vermuthet hatte; und daß häufig die Umstände derer, die man wegen ihres geführten Luxus für reich gehalten, nach ihrem Tode zu unbedeutenden Summen herabgeschmolzen waren. Wenn die alten Hamburger sich ökonomisch einrichteten: so mochte wol ihre gewöhnliche Sparsamkeit darum nicht immer eine Tugend zu nennen sein. Mancher hinterließ mehr, als er beabsichtigt hatte, weil er mehr erwarb, als er verzehren konnte. Er fürchtete sich nur, Aufsehen zu erregen. Er scheute die Schalkszungen mehr, als er sich an den Freuden des Genusses weidete. Es war dem rechten Bürger das höchste Lob, unbescholten zu sein, und nichts gethan zu haben, was ihm verdacht werden konnte. Man verdenkt es mir doch nicht? pflegte der Hamburger seine Freunde zu fragen, wenn er etwas unternehmen wollte, worüber der Beifall seiner Mitbürger noch bezweifelt werden durfte. Nirgendswo hat man vielleicht auf das

Urtheil seines Wohnorts so viel Werth gesetzt, als hier. So lange die Hamburger diesem städtischen Charakter treu blieben, theilten sie ihn ihren Kindern mit. Allmälig änderte sich die Denkart bei den Bewohnern großer Häuser; in den kleinern findet man noch unverächtliche Spuren eines Sinnes, der vor Zeiten allgemein war.

Unter den Ursachen, die eine solche Veränderung hervorgebracht haben, steht wol der unschuldige Trieb, den Aufenthalt auf dem Lande zu geniessen, oben an. Immer in einer eng gebaueten Stadt zu leben, in welcher sich so viele Dünste versammeln und die Luft verunreinigen, kann der Gesundheit nicht zum Vortheil gereichen. Die nächsten ländlichen Umgebungen waren, bei der Vermehrung der Menschenzahl im Innern, bald von Leuten besetzt, die ihr Eigenthum zur Erzeugung von Lebensmitteln nutzten, woraus sie ihren Unterhalt zogen. Man mußte sich also in einiger Entfernung ansiedeln, wenn man nicht unter Hütten und Häusern versteckt sein, und, ungestört vom Pöbel, die Glückseligkeit einer Landwohnung empfinden wollte. Sich seinen Kohl selbst zu bauen, hatte der Kaufmann zwischen den Mauern nicht gelernt; arbeiten wollte er auch nicht, wo er Erholung suchte. Bequem hatte er sich zu Hause gewöhnt; wenn er sich auf dem Lande nicht ebenso einrichtete: so mußte ihm der Aufenthalt lästig werden. Er fing hier Launen, bekam Grillen, entwarf Luftschlösser, und riß sie wieder um, in der unthätigen Stille, woran weder sein Ohr noch sein Gemüth gewohnt war. Wer das Land baut, wer sich mit Wissenschaften beschäfftigt, der kennt diese verdrießliche Öde des Geistes nicht. Wie hätte sie der Kaufmann überwinden sollen, den nur das Gewühl der Stadt ansprach? Er mußte ein Surrogat dafür haben. Dazu wurde ihm der lange Weg aus der Stadt und in die Stadt lästig. Zu seinen täglichen Verrichtungen im Comptoir, auf den Speichern, auf der Börse, brauchte er kein Reitpferd. Wenn er eins anschaffte:

so diente es nur ihm persönlich; für seine Familie war noch nicht gesorgt. Alles hin- und hertragen zu lassen, verursachte Unlust und Kosten. Man mußte ein Fuhrwerk haben. Seine Handelsgeschäffte durfte der Hausherr nicht vernachlässigen; nur an Sonntagen, nur an wenig Wochentagen war ihm ein beschränkter Aufenthalt auf dem Lande vergönnt. Die Familie blieb gern draussen; Ordnung, Erziehung, weibliche Ökonomie erlaubten das nicht anders. Er fuhr also am Abend aufs Land, und kehrte am Morgen in die Stadt zurück. Das Fuhrwerk, das ihn holte und brachte, reichte nicht für die zahlreiche Familie hin. Für ihn war die Kutsche, für die Kinder der Stuhlwagen. In Nothfällen, bei Reparaturen war es gut, mehrere Wagen zu haben; das machte Remisen nothwendig. Anfangs spielte der Kutscher die Rolle des Dieners mit; weil er aber nach Pferden roch und die rechte Gewandtheit nicht hatte: so sah sich Madame nach einem besondern Menschen zu diesem Zwecke um. Das Gesinde vermehrte sich, die vornehme Familie brauchte Raum, das Landhäuschen ward zu klein. Es ward also größer gebaut, oder man bezog ein anderes, daß die passenden Eigenschaften hatte. In wie viele Ausgaben mußte man willigen, um die ersehnte Ruhe auf dem Lande zu genießen, und sie sich wieder zu rauben! Man blieb nicht auf halbem Wege stehen.

Der Mensch vergißt nicht wohlzuthun und mitzutheilen, wenn er dadurch bei Andern einen Eindruck von seinem Wohlsein hinterlassen kann. Wer nur eine Rose in der Hand hat, hält sie dem Angetroffenen vor die Nase, und lächelt dazu. Ohne Gesellschaft giebt es keine Freude; das verschlossene Bewußtsein reicht nur bei seltenen Gemüthern hin. Zuerst wird ein Kind, ein Spielgenoß der lieben Kleinen, auf eine Nacht mit auf den Garten genommen; dann wollen auch die Vettern und Basen gern einmal sehen, wie man sich in der Einsamkeit auf dem Lande befinde. Dazu muß

man doch ein Paar Gastbetten haben; sie werden angeschafft. Warum sollen sie ungebraucht da stehen? Bald wird es zur Lebensordnung, am Sonnabend immer Freunde aufs Land zu nehmen, und man wird ihrer im Fortgange der Zeit so gewohnt, daß man sich nicht mehr allein behelfen kann. Am Montage fällt auf der Börse nichts Sonderliches vor; man verweilt also bis zum Dienstage. Die Fremden bleiben auch; den weiten Gang in die Stadt zu Fuße darf man ihnen nicht zumuthen. Für ihre Gefälligkeit und Unterhaltungsgabe will man dankbar sein, und kocht reichlicher zu. Der städtischen Sparsamkeit kann hier nicht gedacht werden; diese gehört für Arbeitsame: wo Freude herrschen soll, da muß nicht geknausert werden. Aber es macht Langeweile, immer dieselben Gesichter zu sehen. Man spricht sich aus, man entdeckt Fehler, man wird sich lästig. Der Reiz des Neuen zieht an, Mannichfaltigkeit ergötzt. Man hätte gern zur Gesellschaft jenen angenehmen Mann bei sich. Aber er ist verheirathet, seine Tochter ist Braut eines heitern jungen Mannes, der bei seiner Schwester lebt und sich ungern von ihr trennt. Man muß sie zusammen, und was sonst noch daran hängt, einladen. Es sind Leute von Geschmack; Speisesaal, Tafel, Geräth, alles muß anständig sein. Man zimmert, man malt, man sortirt, man kauft ein. Aus Vorsorge, und weil man einmal dabei ist, weil Ueberfluß nicht schadet, wird alles größer, schöner, geräumiger angeordnet, als der nächste Zweck eben fordert. Der Hausherr verschiebt die Mütze; er hatte sich eine Ausgabe von 4000 Mark gefallen lassen; jetzt kostet die Posse schon über 7000, und ist noch nicht fertig. Man tröstet ihn damit, daß er dann auch völlig eingerichtet sein und in langer Zeit nichts nachzuschießen haben werde. Er kennt dergleichen Beruhigungen schon, und äussert sich misvergnügt über ihre Haltbarkeit; allein seine Sorgen werden durch ein Declamatorium aus dem

Stegreif, und durch eine treffliche Mahlzeit weggeschwemmt. Es währt nicht lange, da überströmen Garten, Lauben, Tische und Schlafzimmer von Gästen. Vorbereitung, Zurichtung und Abräumung erfordern Hände, des Kommens und Gehens ist kein Absehen, es hallt wieder von unauslöschlichem Getöse. Auf vollen Magen schläft sich's gut, den dumpfen Rausch von gestern verweht die frische Morgenluft auf der Fahrt zur Stadt. So hat der Hamburger in seinem abgelegenen Aufenthalte die lebendige Stadt, an deren Unruhe er gewohnt ist, auf dem Lande wieder; mit dem Unterschiede, daß er hier verzehrt, was er dort erwarb. Seinen Zweck hat er freilich verfehlt; er trägt kein gesammeltes Gemüth, keinen Geschmack für Einsamkeit und Einfachheit, kein gereinigtes Blut, keine gestärkten Nerven davon.

Es kommen Handelsfreunde und Correspondenten aus andern Gegenden, zum Teil weit her, nach Hamburg. Sie reisen zur Beförderung ihres Geschäffts; ein sicherer Nebenzweck ist, die Solidität der hiesigen Kaufleute kennen zu lernen, mit denen sie in Waaren- und Geldverhältnissen stehen. Sie besuchen das Comptoir, legitimiren ihre wichtige Sendung; man will ihnen eine Verbindlichkeit erzeigen, und ladet sie zu einer Partie auf dem Garten ein, wo man schon ausserdem, oder besonders für sie, eine Gesellschaft veranstaltet hat. Sie sehen die niedlichen Einrichtungen, die wohlgeputzten Damen, die glänzenden Equipagen, thun sich gütlich an der reich besetzten Tafel, finden sich bald in den ungezierten Ton, zu Folge dessen man sie weder zurücksetzt, noch ihnen schmeichelt, überschlagen den etwanigen baaren Werth ihres hamburgischen Correspondenten nach der Masse des Vorgefundenen und reisen voll großer Begriffe über seinen Reichthum und seine kaufmännische Fähigkeit ab. So wächst sein Credit in die Ferne; man vertraut ihm Geld, Waaren und Geschäffte an; und da sich sein

Gewinn durch den Wachsthum seiner Thätigkeit mehrt: so kann er den ohne vielen Verstand gewagten Aufwand leicht bestreiten, und thut sich im Herzen etwas zu Gute auf eine Verschlagenheit, zu der er ganz unschuldig gekommen war.

Bis hieher ist auch der Staatswirth mit der Hauswirthschaft unsers Kaufmanns zufrieden. Er hat seinen Mammon nicht vergraben, sondern Andere Theil daran nehmen lassen. Kunst und Faustfertigkeit sind durch ihn in Bewegung gesetzt worden; mancher Blößling, der von den zufälligen Ereignissen des Tages seine Nahrung erwartete, hat bei ihm sein Brot verdient. Seht, wie seine Diener und Kutscher in ihren Staatslivreen strotzen! Wie sauber seine Mägde angezogen sind! Wie munter sich Krämer und Höckin[1] beeifern, ihm die theuern Ingredienzen zu seinem Gastmahle zu liefern! Wie viele Leute stehen unmittelbar oder seitwärts in seinem Solde! In wie manchem Hause wird von seinem Ueberflusse das Nothwendige herbeigeschafft! Sie erfreuen sich seines Segens, nicht wie unwürdige Bettler; nein, ihre eigene Betriebsamkeit, der seinigen analog, giebt ihnen ein Recht dazu. Schon fangen sie selbst an, von weiterem Eigenthume zu träumen, und hoffen, ihre Nachkommen zu Männern zu erziehen, die es einst ihrem Wohlthäter an Reichthum, Aufwand und Mittheilung gleich thun sollen. Lauter erfreuliche Folgen eines wohl verwendeten Luxus! Kann man sein Geld besser gebrauchen, als wenn man selbst die Annehmlichkeiten des Lebens dafür genießt, und seine Mitbürger, ohne sie zu erniedrigen, zum Mitgenießen einladet? Kann man seinen Haushalt klüger führen, als indem man den Strom der Genüsse zu einer neuen Quelle des Erwerbes macht?

[1] Höckin = Hökerin.

Unverwerflich wäre jede lobende Zustimmung, wenn hier die Rede von reichen oder reich gewordenen Individuen wäre, die man bei ihren Namen nennen und sie aufzählen könnte. Es ist überhaupt der Fluch der meisten Gesammtschaften, das, was einzelne ausgezeichnete Mitglieder in ihnen thun, zum Ton des Ganzen werden zu lassen. Man starrt das mit Tausenden glänzende Facit an, ohne die Berechnung der Aufgabe durch jede Einheit verfolgt zu haben. Man sah mit Erstaunen, daß kluge oder glückliche Kaufleute wie Verschwender lebten, und ihren Reichthum und Credit dabei vermehrten. Bei genauerer Beobachtung fand man die Möglichkeit und Art aus, wie es damit zuging. Weil es Einzelnen geglückt war, den Schlüssel zum Reichwerden und frohen Leben zugleich entdeckt zu haben: so wähnte der Troß, er würde sich durch Nachahmung ihrer zu einer gleichen Höhe des Wohlseins aufschwingen. Statt aber, wie jene, bei stillem Erwerbe durch Sparsamkeit anzufangen, und sich von dem Ueberflusse allmälig weiter zu helfen; statt sich die Arbeitsamkeit zum ersten Ziel zu zu setzen, und, mit einstweiliger Entsagung des Ueberflüssigen, den Reichthum und seine Süßigkeiten als das letzte Ziel, als den höchsten, vielleicht ausbleibenden Lohn für ihre Anstrengungen zu betrachten: fingen die Nachahmer mit Verbreitung des Wohllebens und Glanzes an, setzten ihre wirklichen Habschaften aufs Spiel, in Hoffnung, sie vielfach vermehrt wieder zu gewinnen. Freilich ist der Kaufmann dem Glücke so gut unterworfen, als der Spieler von Profession. Aber bloßes Spiel ist der Handel nicht. Wer ihn nicht mit Ernst und Sorgfalt, mit Kenntniß und Vielseitigkeit, oft unter ängstlichem Nachdenken, treibt, der kann, durch die Gunst des blinden Glücks zuweilen großen Gewinn erlangen, ist aber des gelingenden Fortgangs darum nicht im geringsten sicherer. In diese Zeit, wo m so zum Nachahmen und Selbstbetruge gestimmt war, fällt

zugleich die Periode der allzu raschen Erweiterung des hamburgischen Handelsverkehrs, aus politischen Ereignissen herstammend, zu welchen die französische Revolution den Grund legte.

Hier ist der Ort nicht, die Verhältnisse zu bestimmen, die diesen Gang der Dinge herbeiführten. Genug, daß Hamburg sich auf einmal in eine Lage gebracht sah, die den Verkehr und die Thätigkeit ausnehmend begünstigte. Nicht allein die alten, soliden Handelshäuser sahen ihre Geschäfftigkeit vermehrt, sondern es entstanden täglich neue, die nur Lust und Eifer zu zeigen brauchten, um sich bald in reger Wirksamkeit zu sehen. Junge Leute, die kaum die ersten Grundsätze ihrer Wissenschaft begriffen hatten, setzten sich als Kaufleute nieder, warben um Bekanntschaften, wagten Glück und Ehre. Unter dem Drange des Gewerbes erstarben Sorglichkeit, Nachfrage und Mistrauen. Der Credit war allgemein, das Zutrauen war unbegränzt. Es wurden überall größere Unternehmungen, als vormals, gemacht; oft mußte man seine Theilhaber aufs Gerathewohl aufraffen; zu umsichtigen Erkundigungen war keine Zeit. So kamen Leichtsinn und Unordnung zur Herrschaft. Diesen Fehlern konnten nur äußerst wenige entrinnen, und in Kurzem sank die Kraft des hamburgischen Charakters, zu dessen Bildung Jahrhunderte gedient hatten. Jetzt ward dem Glanze, dem Wohlleben, der Verschwendung gefröhnt. Der Luxus, dessen Uebermaß sonst nur in einzelnen Theilen mächtig gewesen war, nahm überhand in allen Artikeln, die zur Annehmlichkeit und zur Verschönerung gehörten. Jeder maß mit einer größern Elle sich selbst und seine Bekannten. Kohlfelder und Sandheiden wurden zu Prachtgärten, die gesundesten Beine ruhten in Kutschen aus. Man bewirthete Freund und Nichtfreund, nicht nur mit den leckersten Speisen, mit weit hergeholten Weinen; man that es auch in neumodischen Sälen, nach jeder Foderung der Kunst und des

flüchtigen Geschmacks aufgeschmückt. Wer sich gestern, es seinen Nachbaren zuvorzuthun, gefreut hatte, fand heute seinen Besieger, der morgen wieder durch einen neuen Usurpator im Reiche der Ueppigkeit verdrängt wurde. Dies Unwesen erstreckte sich durch alle Classen, zum Handwerker, zum Aufwärter hinunter, und ergriff die Landleute. Da Jeder besser leben wollte, als sonst: so mußte Jeder für seinen Antheil an der öffentlichen Thätigkeit besser bezahlt werden. Alles wurde von Jahr zu Jahr theurer, vieles dem bescheidenen Biedermanne unerschwinglich, dessen Ansprüche an ein mittelmäßiges Wohlsein vormals nicht unbillig gefunden waren. Aber mit der Theurung vermehrte sich der Hang zum Vergnügen, die Zersplitterung des Gewonnenen. Man war in einem Zauberkreise befangen, zu dessen Eingange die Spur vertreten war. Alles war durch Verwöhnung geblendet: Hausherr, Hausfrau, Kinder und Gesinde. Sie waren nur mit einer steigenden Progression des Verbrauchens bekannt; von einer sinkenden wollte Keiner hören. Lauter Folgen des durch einzelne Thatsachen bewährten Sophisma: daß Illusion die Realität beförbre.

Schrecklich aus ihren Träumen erwacht sind diese seichten Köpfe, die das Größte (nach ihrer Vorstellungsart) wollten, und nach den leichtesten Mitteln haschten. Um sich auf ihrer erflogenen Höhe zu behaupten, um den erborgten Schimmer umzubehalten, mußten sie bei der eintretenden Klemme Wege einschlagen, die jeder Rechtschaffene verabscheut. Sie mußten ihrem moralischen Gefühl entsagen, ihr Gewissen an den Zaum der Nothwendigkeit legen. Dem gegebenen Worte, der kaufmännischen Abrede, dem Herkommen und den Gesetzen, ja, dem strenge verpönten Handelsbanne ward getrotzt; die verborgensten Schleichpfade wurden aufgesucht, um eine maskirte Ehre zu retten, die längst in sich zur Schande geworden war. Ihr Fall reißt ihres Gleichen Viele in

den Abgrund; und die nicht ihres Gleichen sind, haben sich doch vor der Rückwirkung nicht sichern können. Denn im Handel hängt jedes besondere Gespinnst mit allen Theilen des Ganzen zusammen.

Auf diese Weise, durch wahnsinnige Nachahmung und strafbare Wagnisse, haben die Hamburger den uralten Ruhm ihrer Vorfahren verscherzt. Der Luxus hat sie entnervt, das Beispiel hat sie verderbt, ihr angeerbter Stolz auf arbeitsame Mittelmäßigkeit ist gewichen. Der Industrie im kleinlichen Sinne ist genug da, mehr als zu viel. Flittern aber bedecken nicht, Zuckerwerk giebt keine Nahrung. Der falsche Glanz ist enthüllt, die angebetete Göttin ist eine gemeine Dirne. Bei diesem grauenvollen Zustande ist der einzige Trost, daß das Übel nicht von langer Zeit herrührt, daß die Ursachen desselben den Bessern wohlbekannt sind, und daß der jetzige Zeitpunkt alle Gemüther, die sich noch zu sammeln vermögen, zur Entwöhnung und Vereinbarung auffodert. Wer sich nicht aufrichtet, der geht unter. Es ist nicht die Frage, ob man wolle; der gebietende Ruf tönt: du mußt!

Um dieser Vereinbarung zur Wiedererweckung des ausgearteten Bürgersinnes und der daran gepfropften Tugenden neue Kraft zu verleihen, müssen Glaube, Liebe und Hoffnung, müssen die Grundsätze der Religion in den Herzen erneuert werden. Die Stadt Hamburg gehörte vom Anfange der Reformation her zu den eifrigsten Bekennerinnen des Protestantismus, besonders des lutherischen. Die hiesigen Geistlichen kämpften ritterlich in den vergangenen Jahrhunderten für die Reinheit und Lauterkeit des göttlichen Worts. Da, nach der Verkehrtheit der Menschen, über Inhalt und Form des Gottesdienstes die Meinung getheilt ist, und immer Parteien entstanden sind, die gegen ihre Widersacher stets zum Kampfe bereit stehen: so kann man in Zeiten, wo solche Kriege entbrennen, nicht gleichgültig bleiben, sondern man muß seine Partei tapfer vertheidigen,

oder von ihr ausscheiden und zu einer andern übertreten. Es ist ein nicht wegzuschaffendes Unheil, daß, wie bei allen menschlichen Dingen, auch in Religionssachen der Neutrale lau wird, und ein Bekenntniß bald nicht mehr achtet, das ihm unbestritten bleibt, dem er weder Mühe noch Zeit zu widmen braucht. Hievon überzeugt, eiferten jene hamburgischen Prediger, je nach den äussern Ereignissen, bald gegen die Katholiken und Reformirten, bald gegen die Pietisten, Socinianer, Arianer und Deisten. Den ungelehrten Zuhörern leuchteten ihre Beweise ein; erfreut über ihre Bündigkeit, weil sie die Widerleger nicht zugleich hörten, glaubten sie im Besitze der allein selig machenden Religion zu sein. Eigentliche Verfolgung ihrer Gegner im Großen kann man den lutherischen Hamburgern nicht wohl Schuld geben; dazu waren sie zu ohnmächtig, durften keine Nation beleidigen, und standen mit allerlei Religionsgenossen in Handelsverkehr. Aber sie litten, zufolge ihrer Rechtlichkeit, auch unter den Ihrigen keine Abweichung von den eingeschärften Lehrsätzen des Lutheranismus; dieser sollte ihnen und ihren Nachkommen unverfälscht erhalten werden. Kurz, die Hamburger waren orthodox, und hingen mit Wärme an ihrer Religion. Bis in die neuern Zeiten sind sie dieses geblieben. Sie verabscheuten Voltaire's Schriften, und widerstrebten mit aller Macht dem räsonirenden Gegaukel des Berlinismus. Hätten doch die Laien bei dieser Benehmungsart ausgedauert! Hätte doch jeder beharrt bei Racans Gesinnungen:

Bien que Dumoulin en son livre
Semble n'avoir rien ignoré,
Le meilleur est toujors de suivre
Le prône de notre curé.
Toutes ces doctrines nouvelles
Ne plaisent qu'aux folles cervelles;
Pour moi, comme une humble brebis,
Je vais où mon pasteur me range,

Et n'ai jamais aimé le change
Que des modes et des habits.

Aus allen seinen Fehden mit irrgläubigen Secten war der unbiegsame, doch sanguinische Erdmann Neumeister mit Ehre entkommen, und hatte seine Zuhörer von der Vollgültigkeit ihrer Meinung um desto fester überzeugt. Der in seine Fußtapfen getretene Melchior Goeze hingegen griff seine Amtsbrüder und Mitlutheraner wegen ihrer Heterodoxie an, und ward bei seiner cholerischen Schwäche, zwar nicht ihr Opfer, denn er schrieb immer fort; aber seine Partei errang keine Siegeskränze, und wurde bis zu dem Grade entkräftet, daß sie zuletzt an sich selbst verzweifelte. Seiner beissigen und hämischen Verfahrungsart hat man einen Theil der Abnahme an der innern, religiösen Ueberzeugung zuzuschreiben. Seine Gegner waren theils beliebtere, theils unweit scharfsinnigere Männer. Sie zogen die Aufmerksamkeit des erst kürzlich zum Lesen gewöhnten Publicums an sich durch die Schärfe und Kühnheit ihrer Beweisgründe, gewürzt mit Scherz und Spott; Waffen, die bei dergleichen Untersuchungen noch wenig gegebraucht waren, und ihrer eigentlich auch unwürdig sind. So drängte sich die Heterodoxie in Hamburg hervor, die zwar anfangs mit Ernst angefochten, doch bald unter der vornehmen Classe tolerirt, und endlich so allgemein wurde, daß die Gespräche über die Religion ganz aufhörten, weil jeder den Andern aus Höflichkeit schon für heterodox halten mußte. Selbst die Kanzeln schwiegen von dieser Materie, und nun hörte auch bei dem gemeinen Manne der Eifer auf.

Selten sucht ein Laie, der in seinen von Kindheit auf eingesogenen Religionsbegriffen irre gemacht wird, späterhin, wo ihm Muße und Gelegenheit fehlen, sich von andern und bessern zu

überzeugen; er thut im geschäfftigen Leben lieber auf alle Theorie Verzicht, zufrieden, wenn er sich im Praktischen unverderbt erhalten kann. Es ist ihm genug, ein rechtschaffener Mann zu sein, es sei nun um Gottes oder um seiner Ehre willen. Aber das Ehrgefühl bindet nur von aussen, das Gewissen fesselt das Innere. In Zeiten des Krieges, der Ungerechtigkeit, der Verarmung, wo die Gesetze taub sind, wo die rohe Sinnlichkeit sich ihrer Ausbrüche nicht mehr schämt, da kann nur der Gewissenhafte sich gleich bleiben, der bloße Mann von Ehre hat seine Stütze verloren. Die Moralität des Haufens beruht auf nichts, als auf Religion. Das alte Luthertum ist untergraben, die sogenannte freiere Untersuchung hat es in seinen Grundfesten durchlöchert, man predigt und achtet wenige der Glaubenssätze mehr, worauf es beruhte. Mit dem kalten Deismus kann sich ein Volk nicht behelfen. Die Mystiker unsers Zeitalters behaupten sich nicht bei einer Nation, die ihren Verstand angebaut wissen, nicht mit Phantasmen umgeben sein will. Daß die Toleranz nicht gefährdet werde, will der Zeitgeist, wollen die heutigen Monarchen. Aus dem Secteneifer, aus der blinden Anhänglichkeit der Parteien kann sich nicht mehr, wie vordem, der Trieb zum religiösen Handeln entwickeln; die Rotten sind nicht mehr nothwendig, damit, wer rechtschaffen ist, offenbar werde. Wenn eine Volksreligion zur gläubigen Einigung der Gemüther bestehen soll (und wer wird dies leugnen?): so kann sie in Zeiten, wie die unsrigen sind, nur durch eine weise Zusammenschmelzung der weiland glühenden, jetzt ganz abgekühlten Systeme zu Stande gebracht werden. Der Geist des Christentums ist dieser Ansicht der Dinge nicht zuwider; er will die Schafe aller Ställe in einen allgemeinen Pferch gebracht wissen. So kann allein in ganz Europa, in Frankreich und Deutschland, und besonders in Hamburg, unter einer vorsichtigen Leitung, der Eifer für die Religion, und

mit derselben die Moralität mit ihren schönen Folgen hergestellt werden, und die Zukunft beseligen.

In den höhern, reichen, gebildeten Volksclassen kann das Gefühl für Ehre auf eine Zeitlang die Religiosität scheinbar ersetzen, ohne daß deßwegen der Abgang häuslicher und öffentlicher Tugenden sichtbar würde. Ein anständiges Betragen ist bei ihnen Sitte, eine rechtschaffene Verfahrungsart wird zur Gewohnheit. Auch ihre Verirrungen sind mit dem Schleier des Wohlstandes bedeckt; ihre Laster sind mit der feinen Lebensart durchwebt, deren Gehalt das gröbere Auge nicht durchschauen kann. Selbst bei den Mächtigen hemmt die Scheu vor dem Volke die Wildheit der Leidenschaften. Diese Ehre, diese Scheu, diesen Anstand kennt der gemeine Mann nicht; wenn keine Stimme im Innern, wenn keine Furcht vor himmlischen oder höllischen Gewalten ihm den Muth lähmt: so werden seine Triebe bald unbändig, und er zerreißt alle Bande der Sittlichkeit. Bis dahin ist es zwar in Hamburg noch nicht gekommen, weil die alte Sitte den neuern noch nicht überall Platz gemacht hat, die Düsterkeit des Kopfs den Pöbel feige macht, und die disciplinarische Form des Staats geblieben ist. Was den ungemein zahlreichen Haufen der niedern Volksclasse in Hamburg auszeichnet, ist seine unersättliche Gierigkeit. Da in einer theuern nordischen Stadt Jeder erwerben muß, und der Staat keinen Müßiggängern, die nur mit den Gliedern arbeiten können, das Futter reicht: so bemüht sich alles um Gelegenheit, es zu verdienen. Unter Verdienst versteht der Hamburger nicht sowohl den angemessenen Lohn für ein ausgerichtetes Werk, als seinen baaren Gewinn, er mag in richtigem oder falschem Verhältnisse mit der gethanen Arbeit stehen. Der Kaufmann sagt: An diesem Artikel hab' ich in einer Viertelstunde tausend Mark verdient; und sein Lakei prahlt mit seinem

schönen Verdienst in seines Herrn Hause an Trinkgeldern. So macht es der Arbeitsmann, der Tagelöhner, der kleine Handwerker. Alle lauern auf dergleichen Verdienst, und befriedigen sich nicht mit einem geringen Lohne für ihre geringen Handreichungen. In keiner Stadt, wo man deutsch spricht, sind die Foderungen dieser Leute unverschämter, als hier. Der Reisende, der Ausländer, der Unbekannte, wird von ihnen bis aufs Blut geplündert. Besonders kennbar sind solche, die zu gewissen Innungen, Brüderschaften oder Quartieren gehören, und gemeinschaftliche Liegestellen und Trinkgelage haben. Bei ihren Freuden und Genüssen sieht man den Luxus in seiner schändlichsten Grobheit und Schändlichkeit vorwalten. Bei den Aermsten dieser Classe richtet der verderbliche Branntwein heillose Verwüstungen an; die Reichern können ihre Ergötzungen nicht ohne Wein halten. Vor Zeiten gab es unter ihnen wohlhabende Leute, die es durch Arbeitsamkeit und Ersparung wurden; jetzt haben Üppigkeit, mangelnder Verdienst und hohe Besteuerungen jeden Aufflug unmöglich gemacht, und manche fristen sich kaum vom Hungertode.

Die merkwürdigste Epoche zur Erregung dieser Gierigkeit, und in der Verderbniß der niedern Classen, ist die Ankunft der französischen Emigranten in Hamburg. Sie waren größtentheils Adlige, die einen Theil ihres, aus den Klauen des wüthenden Pöbels und der noch ärger rasenden Machthaber in Frankreich, geretteten Vermögens mitbrachten; aber weder den Werth des Geldes im Allgemeinen, noch die hiesigen Preise der Bedürfnisse kannten. Man hatte ihre schwache Seite bald ausgefunden, da man sie vom Anfange her, halb mit Neugier, halb mit Verachtung betrachtete. In der Hoffnung, nächstens wieder in ihr liebes Vaterland zurückzukehren, ließen sie sich ihre hiesigen Ausgaben nicht reuen, und warfen ihr Geld willig hin. Man foderte ihnen den Preis des

Gelieferten nicht doppelt, sondern oft ganz unverhältnißmäßig ab. Ihr Gedränge wuchs so stark an, daß den Einwohnern der Stadt der Raum fehlte. Das Miethgeld für Häuser und Zimmer stieg bis ins Unbegreifliche; es war von Vielen nicht zu erschwingen und wohnhafte Bürger mußten um der Ankömmlinge willen die Stadt verlassen. Die Spaziergänge und öffentlichen Vergnügungsörter waren gedrückt voll von ihnen. Der letztern wurden täglich neue angelegt, mit schweren Kosten eingerichtet, und die Eigenthümer befanden sich wohl dabei. Da die Emigranten, durch ihre Menge, ihren Stolz und ihre Einfalt, Schuld an der überwiegenden Vertheurung waren: so ließ man sie dafür büßen. Ihr mitgebrachtes Gold ward in Hamburg zu Silber, ihr Silber zu Kupfer. Der Übermuth, mit welchem sie sich bei ihrem ersten Auftritte angekündigt hatten, wich bald der Überraschung und dem Erstaunen darüber, daß sie sich an einem Orte befänden, wo weder ihrer Geburt noch ihren Ansprüchen, wo kaum ihrem Gelde eine flüchtige Achtung widerfuhr.

Wenn aber je die Emigranten Ursache hatten, mit ihrem Aufenthalte in Hamburg unzufrieden zu sein: so haben sie sich auch bitter dafür gerächt. Nicht genug, daß durch sie der Werth des klingenden Metalls verringert, und die Preise in eine Verwirrung gebracht wurden, die noch nicht wieder aufgehört hat; ihr Werk ist auch die Zuchtlosigkeit unter der dienenden weiblichen Classe. Indessen haben sie nur angefangen, was nach ihrem Weggange durch die einquartierten fremden Soldaten und Heeresbeamten zur Vollendung gediehen ist. Der beste Ruhm einer hamburgischen Dirne war vormals ihre Ehrbarkeit. In keine gute Familie ward eine andere aufgenommen, als die sich in Kleidung, Manier und Umgang als ehrbar zu erkennen gab. Durch das Wörtchen drall, welches ihr vorzüglich zukam, beschrieb man

eine solche, die eng und züchtig angezogen war, und unter dem charakteristischen kleinen weissen Häubchen, das jetzt gar nicht mehr zu Gesichte kommt, etwas Nonnenhaftes hatte. Herrschaften, die das Recht des Vorschreibens hatten, duldeten keine andere. Ein großer Teil der hier dienenden Mägde kam aus der Fremde: aus dem Holsteinischen, Meklenburgischen, Hannöverischen. Wie sie ankamen, mußten sie ihre Landestracht ablegen, und das hamburgische Häubchen aufsetzen. Die aus Hannover, als die putzsüchtigsten, thaten dies am ungernsten, und waren auch die ersten, welche die Erlaubniß erhielten, in der Tracht ihrer Heimath zu bleiben. Da sie lockender gekleidet waren, und einen freiern Blick mitbrachten: so bemächtigte sich ihrer die Hand der Verführung am ersten. Es war schon ein Zeichen der Ausgelassenheit vor dreissig Jahren, daß ihr Beispiel so leicht wirken, und aus andern Ursachen gesuchte Dirnen erklären durften, daß sie einen angebotenen Dienst nicht annehmen würden, wenn man ihnen nicht, sich nach hannöverischem Schnitte zu kleiden, verstattete. Ihre Damen, die zu der Zeit der sogenannten Aufklärung anfingen, den Vorurtheilen ihrer Großmütter tapfer zu entsagen, erlaubten nicht nur diese, sondern auch viele daraus herfließende Neuerungen. Da nun die Ehrbarkeit nicht länger von aussen bemerkt und gelobt wurde: so schrumpfte bald ihr kleiner innerer Bestand zusammen, die hamburgischen Mägde wurden in nicht völlig einer Generation das Gegentheil von ihren Vorfahrinnen, und es entwickelten sich aus einer gering scheinenden Vergünstigung Laster, die nicht ebenso schnell wieder gedämpft werden können. Die nothwendig daher erwachsenden Ausschweifungen und Zügellosigkeiten darf die Feder nicht zeichnen; sie sind aber keine Kleinigkeit, wenn man bedenkt, daß so verwöhnte Mägde Weiber und Mütter werden, und das unhintertreibliche Übel in die stammhafteste Menschenart überpflanzen.

Blind rennen sie dem wilden Schicksal entgegen, zum Theil nicht so wohl aus Wollust, als um in einer Sprache, die sie nicht verstehen, Mamsellen genannt zu werden; der Titel einer Jungfer kommt ihnen altfränkisch vor, und hat die Bedeutung verloren.

Unschuldig an diesem Sittenverderbniß sind die vornehmeren Classen, ist selbst die Obrigkeit nicht. Der äussere Gottesdienst, als die dem gemeinen Manne vorzüglich sichtbare Handlung der Religion, ward auffallend vernachlässigt. Längst hatte der Gebrauch es dem gebietenden Theile einer Familie zur Pflicht gemacht, am Sonntage die Morgenpredigt zu besuchen; das Gesinde ging in die Mittags- oder Nachmittagspredigt. Es war so ganz herkömmlich geworden, daß sich nicht leicht die Herrschaft von diesem Zwange loszählte; die Untergeordneten des Hauses wurden hart angelassen, wenn sie die Kirche einmal versäumt hatten, und ihnen mit Entlassung gedroht, wenn sie das Wort Gottes nicht heiliger hielten. So viel auch in einem Hause zu arbeiten sein mochte, und dessen war bei der Pedanterie in Säuberung und Polirung der Gefäße oft ziemlich viel: so wäre doch eine Familie für heidnisch erklärt worden, die dem Gesinde zum Kirchenbesuche die Zeit nicht hätte vergönnen wollen. Während der oben gedachten kampfreichen Periode unter den Geistlichen gewannen ihre Kanzelreden einen besonderen Reiz und Nachdruck, weil immer einer dem andern widersprach, oder doch zu widersprechen schien. Man ging also aus Liebhaberei zu ihnen, je nachdem man sich mehr zu der alten, oder zu den neuen Lehren hinneigte. Dadurch kam man allmälig von dem einfältigen Zwecke des Kirchengehens, der frommen Erbauung, ab; man ereiferte oder ergötzte sich in Streitigkeiten, die den Theologen Schande machten, und das Heil der Kirche nicht beförderten. Als diese nun aufhörten, so ging es den Kanzelvorträgen, wie den Zeitungen nach einem Frieden; ihr Pikantes verlor sich. Man fand

orthodoxen Prediger altmodisch und seicht, die heterodoxen schal und kraftlos. Die anspruchlose Frömmigkeit war gewichen, Beifall und Zuversicht fehlte den Gläubigen. Man glaubte, das Recht der Kritik an Predigern, wie an Schauspielern, üben zu müssen. Weil man aber hier weder klatschen noch zischen durfte: so entzogen sich die jüngern Glieder der Familien den Kirchenbesuchen zum Theil oder ganz; und da die ältern sahen, daß ihr Beispiel bei ihren aufgeklärt sein wollenden Kindern nicht fruchtete: so erschlafften sie auch. Wenigstens hielt man nicht mehr für Pflicht, was sonst für unerläßlich gehalten war. Woher hätte das Gesinde die Kraft nehmen sollen, bei seinem meistens nicht recht eingelernten Christenthum standhaft zu verharren? Es beharrte bei dem Rechte, Sonntags Nachmittags einige Stunden feiern zu dürfen; und da ihm dieses aus Gründen der Gewohnheit nicht versagt wurde: so nahm es das Gesangbuch unter den Arm, ging an der Kirche her, machte Klatschbesuche, und erwarb schlechte Bekanntschaften.

Bis zu diesem Zeitraume war der Samstagsabend als Zubereitung zu der morgenden Feier, als Rüsttag, betrachtet worden. Man reinigte sich und seine Umgebungen, aß, eine Stunde früher, als an andern Tagen, einen leichten Bissen, und begab sich eher zur Ruhe, um bei Zeiten aufstehen zu können. Diese Vorkehrungen waren nicht mehr nöthig, wenn man die Sonntagsfeier nicht mehr für Pflicht hielt. So entstanden die regen Sonnabendgesellschaften, welche die Voraltern für schwere Versündigung gehalten hätten. Sie wurden schwelgerischer, und währten später in die Nacht hinein, weil sich wegen eines frühern Abzuges Niemand mit den Geschäften des folgenden Tages entschuldigen, weil Jeder ruhig ausschlafen konnte. Die Nichtfeier des Gottesdienstes ward dabei schon vorausgesetzt. In die Kirche kam nur, was keine Schmäuse

zu geben, nicht dabei zu erscheinen vermochte. Diese munkelten zwar von Sabbatschändern und Atheisten; aber man hatte verlernt, sich an die Volksmeinung zu kehren. Man verlachte den Rigorismus, schalt Vorurtheil alles, was der Freiheit des Wohllebens Eintrag thun wollte. Doch muß man freilich auch gestehen, daß förmliche Religionsspöttereien in Hamburg nie gut geheissen worden sind. Es blieben noch unverkennbare Spuren der Scheu vor dem Heiligen. Der praktisch gewöhnte Blick der Gereiften sah wohl, wohin die Entartung führen würde; aber Jedermann bekannte sich für zu schwach, dem eindringenden Strom Einhalt zu thun. Nicht einmal die Kanzeln erdonnerten mehr von Strafgerichten über die rohen Sünder.

Nie fühlte man sich munterer, als am Sonntage zu Abend. Den stillen Tag hatte man größtentheils in Schlaf und Ruhe verbracht; man sehnte sich nicht nach ähnlichen Scenen von voriger Nacht zurück. Jetzt fing man an zu bedauern, daß es in Winterabenden an öffentlichen Lustbarkeiten gebräche. Das Theater war verschlossen, weil die Alten das Schauspiel an Sonn- und Festtagen verboten hatten. Auch während der Fasten hatte nicht gespielt werden dürfen. Nur müßige Leute waren in den ersten fünf Wochentagen Zuschauer des Bühnenscherzes gewesen; wer des Abends Geschäffte hatte, kannte diese Ergötzung nicht. In alten Zeiten scheuchte der Bann der mit umgreifender Autorität bekleideten Geistlichen die Frommen von dem Altar Thaliens zurück; späterhin, da man unter des verehrten Gellerts Schriften auch Lustspiele und Schäferopern fand, verlor der Bann seine Wirkung. Die Neigung zum Schauspiel ward erst recht aufgereizt durch Goezens unzeitige Verdammung einiger unbedeutenden Dramen aus den Papieren eines hamburgischen Geistlichen. Er urtheilte ohne Sachkenntniß, Billigkeit und Geschmack. Es entstand ein lebhafter

Federkrieg, aus welchem die Laien nicht viel lernten, und am Ende das Resultat zogen, daß das Schauspiel etwas ganz Unschuldiges wäre. Viele meinten sogar, die Moralität dadurch befördert zu sehen. Für den gemeinen Mann, hieß es damals, möchte es mitunter schädlich sein; aber er würde nicht hineingehen, weil es ihm zu geistig und zu theuer wäre. Man ahndete nicht, daß andere Umstände andere Gewohnheiten erschaffen. Um solche Mittelbürger, die sich von ihrem Fleiße nährten, und selten einen Abend abmüßigen konnten, öfter als gewöhnlich ins Theater zu locken, hatten schon längst die Unternehmer desselben um die Erlaubniß angehalten, in der Fastenzeit eine Woche spielen zu dürfen, da doch die beiden ersten Tage dieser Woche, als das Carneval beendigend, die lustigen Handwerksbursche seit undenklicher Frist hineingezogen hatten. Nach langer Überlegung und öftern abschlägigen Antworten ward die Erlaubniß ertheilt. Weiter ward um die zweite, und nachdem diese nach häufig vergeblichen Bitten erlangt war, um die dritte Woche angehalten; bis dieses Calenderfest dem Schauspiel keine Gränzen mehr setzte. Daß die Väter der Stadt das Schauspiel auch am Sonntage zugestehen würden, hofften noch weder die Spieler, noch der profanere Theil des Publicums. Vor dem Aufkommen der Sonnabendgesellschaften verbrachten die Reichen den Sonntagsabend mit dem Kartenspiel und dem Vergnügen der Mahlzeit, da sie den Morgen ihre Religionspflicht erfüllt zu haben glaubten. Was der nüchterne Mittelbürger, der uneingeladene Fremde, der isolirte Hagestolz, was Knaben und Mädchen, Gesellen und Handlanger, bisher gewünscht und in Geduld entbehrt hatten, ward nun auch denen fühlbar, die an der Verwaltung der Ordnung unmittelbar wirkten, oder mittelbaren Einfluß auf die Verwalter besaßen. Einen leeren Abend hatten auch diese geschäfftigen ernsten Männer auszufüllen. In ihren Reihen saßen neben solchen, deren

Alter sich natürlich zur Strenge paarte, manche, deren Bildung in eine jüngere Periode gefallen war, wo man sich der Humanität befliß und von freien Menschen nichts als Gutes ahndete. In jovialischen Stunden schwebte ihnen die Wahrheit nicht vor: daß die Sittlichkeit des Volks den Gesetzen wenig, der Gewohnheit fast alles verdankt. In einer solchen Stunde wurde der Sonntagsbann über das Schauspiel aufgehoben. Die modischen Theoretiker waren entzückt über diesen Beschluß. Man hatte, nach ihnen, einen starken Vorschritt in der Aufklärung gethan; jetzt würde das Volk, meinten sie, seiner geistigen Kraft erst recht froh, seine Sittlichkeit erst veredelt werden. Die Praktiker waren fast vom Gegenteil überzeugt; sie bauten nicht auf die Heilsamkeit der Früchte der Aufklärung, ihre Experimente im Kleinen hatten ihnen das Trügliche der Geistesveredlung des Haufens durch Ergötzungen gezeigt. Der Erfolg bewies, daß sie durchaus Recht hatten. Anstatt daß das Theater das Volk gebessert, es zu einer höhern Stufe der Aufklärung und Sittenverfeinerung geführt hätte; hat vielmehr der Einfluß der ungebildeten Masse das Theater erniedrigt, es vergröbert und sittenloser gemacht. Seit länger als Menschengedenken hat Hamburg keine schlechtere Bühne gehabt, als nach der gestatteten Freiheit, sie am Sonntage zu öffnen.

Hier ist der Ort nicht, die Ursachen anzugeben, warum mehr Schlimmes als Gutes aus dieser Verfügung hervorgehen mußte. In einer Schilderung der Dinge, wie sie sind, braucht nicht mit begriffen zu sein, wie und warum sie unter andern Umständen anders hätten sein müssen. So viel ist aus diesem, wie aus mehrern Versuchen, offenbar worden, daß in protestantischen nordischen Städten nicht durch die Phantasie auf die sittliche Verschönerung des groben Menschenschwalls zu wirken sei. Auf vernünftige Vorstellungen, von der Kanzel oder in Edicten, horcht

der Hamburger gern, hat wenigstens den guten Willen, jeden wohlgemeinten Rath zu befolgen. Seinem ursprünglichen Charakter sagt der Ernst, die Würde, das sinnige Nachdenken, der Ruf an sein Gemüth und Gewissen vollkommen zu. Aber daß der Mensch ein Narr, ein Spiel des Zufalls und seiner verkehrten Neigungen sei, wie ihm die Bühne lehrt, ist seinen Begriffen weit fremder, seinen Neigungen weit verderblicher, als unter südlichen Nationen, deren Beschaffenheit sie zum Spielen, Scherzen und Necken von selbst einladet. Für einen Narren will er nicht gehalten sein, seine wilden Neigungen meint der echte Hamburger durch Vernunft und Scheu vor seinen Mitbürgern beherrschen zu können. Daß Zufall, Glück und Verhältnisse über ihm walten, und seine Begierden einschränken, lehrt ihm das Leben mehr als die Bühne. Wenn er sich ein Verhängniß machen will: so spielt er Karten. Kein sehr löblicher Zeitvertreib, zu dessen Beschönigung man indessen sagen will, daß er dem Kaufmann am angemessensten sei, da sich ihm darin die schroffe Seite seines Geschäffts in Bildern darstellt.

Das Kartenspiel befördert unedle Begierden, ist mehr eine Schule der List als des Verstandes, macht andere Vergnügungsarten schal, und trocknet das Herz aus. Von der Richtigkeit dieser Vorwürfe überzeugt, pflegen selbst Leute, die gern spielen, es als Entschuldigung anzuführen, daß sie es nicht aus Habsucht, sondern bloß der Gesellschaft wegen thäten, in welcher man doch nicht immer sprechen, hören, vorlesen und musiciren könne. Daß die Spielsucht in Hamburg weit getrieben worden, ist nicht zu leugnen; doch vielleicht nicht weiter, als in andern nordischen Städten, wo ein langer Winter und häufig schlechtes Wetter dem Geschäfftlosen den Genuß der freien Luft untersagen. Man trifft oft mit Leuten zusammen, deren Unterhaltung nicht anspricht. Politische Gespräche geben Anlaß zu Streitigkeiten, machen schwermüthig, sind verboten.

An Stadtbegebenheiten stundenlang zu haften, ist des Mannes von Ehre unwürdig. Die neuere schöne Litteratur ist fast durchaus den Weibern heimgefallen, und unter ihnen nur einigen, die sich vor ihren unbelesenen Schwestern kaum zu athmen getrauen. Schwerlich wird also das Kartenspiel ausgerottet werden; es scheint in Hamburg lange heimisch gewesen zu sein. In manchen Häusern spielt alles, vom Hausherrn bis zur Köchin. Höchst unbedachtsam läßt man die Kinder an den gesellschaftlichen Partieen Theil nehmen; Vater und Mutter, Lehrer und Freunde spielen mit. Wer darf tadeln, was so ehrwürdige Personen wöchentlich oder täglich treiben? Wenn man solchen Kindern das Kartenspiel verbietet, so sehen sie das Verbot für ungerecht an, werden desto gieriger darauf, und spielen heimlich. Eltern, die das Letztere fürchten, untersagen es nicht. Daher giebt es in Hamburg in den ersten Häusern halbwüchsige Knaben und Mädchen, die im Homber und Whist alle Finten kennen, und ihr Spiel meisterlich zu führen verstehen.

Überhaupt waltet hier im Erziehungswesen eine Schlaffheit und Unsicherheit, die aus dem steigenden Luxus und dem Verfall der alten Regeln leicht zu erklären ist. Die vormalige Strenge hat einer übertriebenen Weichheit Platz gemacht. Sowohl die Gegenstände als die Normen des Unterrichts sind ganz verändert. Im Allgemeinen beifällig oder verwerfend darüber abzuurtheilen, würde unbillig sein. Nichts ist wichtiger, als die Erziehung; nichts ist schwerer, als eine durchgängige Befolgung der dahin gehörigen Vorschriften, denen überdies die Einheit mangelt, da sie an der Zerstückelung des ersten Begriffs der Erziehung kränkeln.

Der Hauptstreit ist über die Frage: ob man zum Menschen oder zum Bürger erziehen solle. Darüber stritten die Alten nicht. Sie wollten ihre Kinder zu Christen und brauchbaren Leuten

erzogen wissen. Der Mensch, dachten sie, wird in sich fertig; den Bürger bilden Noth und Pflicht. Man muß rechtschaffen sein aus Furcht vor Gott; man muß etwas Nützliches gelernt haben, um sein Brot zu verdienen. Wer arm ist und Knochen hat, muß schwere Arbeiten treiben: es giebt deren leichte für Leute mit schwachen Gliedern; sie mögen ihren Kopf mehr anstrengen. Wer reich ist, der setze seine Mitbürger in Nahrung und regiere sie. Für den Müßiggänger giebt es keine Regel, als die, kein Müßiggänger zu sein. Aus dem Zustande eines Jeden fließen seine Foderungen und Obliegenheiten, seine Tugenden und Gebrechen; gewissenlose, ungläubige, unredliche Menschen wollen wir gar nicht. Geschöpfe dieser Art nannten sie Unchristen, wobei sie weder an Türken noch Juden dachten. Wie der Vater unterrichtet war, so unterrichtete der Schulmeister (ein Wort, das man nie hätte verächtlich werden lassen sollen) seinen Sohn auch. Nach der Einschärfung der Lehren und Pflichten des Christenthums aus Luthers Katechismus und einem beigeordneten Himmelswege, schrieb er Buchstaben nach, und trieb arithmetische Übungen. Konnte er außerdem, aus den Lehrstunden eines Candidaten, noch etwas Geographie und Geschichte, und, je nach den Erfordernissen der Zeit, von einem Sprachmeister gelehrt, Spanisch, Französisch oder Englisch in den Kopf bringen: so ward er zur ersten Theilnahme an Handelsgeschäfften reif erklärt, und lernte weiter durch praktische Übungen, was ihm zum Fortkommen nöthig war. Wer sich der höhern Anschauung widmen, und seiner Vaterstadt in einem Facultätsfache nützlich werden wollte, der besuchte die lateinische Schule, das Johanneum. Es stand dem Armen, wie dem Reichen, offen. Wer für eine Klasse tüchtig gefunden, den mußten die Vorsteher derselben unentgeltlich aufnehmen und unterweisen. Wen seine Dürftigkeit nöthigte, nebenher noch etwas zu erwerben, der mußte

sich auf Musik legen, auf den Kirchenchören und bei Leichenbestattungen mitsingen, wobei er sich einige Thaler verdiente. Der Unterricht beschränkte sich auf die Kenntniß der Alten, zu deren Heiligthum man stufenweise drang. Neben der Religion ward nicht viel mehr, als Geographie und Geschichte, gelehrt. Was den Kaufmann zu bilden dient, war nur in spärlichem Grade vorhanden, und nicht vorzüglich. Die untern Klassen gaben eine Art Bürgerschule ab, doch unter steter Einschärfung der lateinischen Anfangsgründe. Man machte sich, nach Verhältniß des Zwecks, etwas zu viel mit der römischen Grammatik zu thun, weil die Lehrer und thätigsten Scholarchen Gelehrte von Profession waren, und die erste Leitung der künftig Studirenden zu verwalten hatten. Im Johanneum sind größtentheils die ersten Männer der Stadt gebildet worden, Litteratoren und Schriftsteller erwachsen, und mancher geringere Bürger hat den Grund zu seiner nachmaligen Biederkeit und Brauchbarkeit darin gelegt.

Lange war das Johanneum unter den deutschen Lycäen berühmt, und verfiel allmälig wie andere. Dies geschah seit der öffentlichen Erscheinung Basedows, eines gebohrnen Hamburgers von unruhigem Kopfe und seltsamer Geistesform. Er mochte aus seinen Knabenjahren her vom Schulzwange und dem Vokabellernen unbequeme Erinnerungen empfunden haben; darum verwarf er beide, erklärte die Schulen für Kerker und Staupsäulen, wollte vollkommene Freiheit im Lernen und Realstudien einführen. Die grämlichen Orbile widersprachen ihm; er gewann dafür die sanften Herzen der Mütter, die das lodernde Feuer seiner Darstellungen ergriffen hatte. In einer großen Schule, die manchen störrigen, wilden und groben Jungen beherbergt, müssen nothwendig die Einrichtungen herber sein, als sich für zarte junge Gemüther und weiche Mutterkinder schickt. Ohne unermüdlichen Zwang, ohne

Strafgesetze besteht eine solche Stiftung nicht. In kleinen, leicht übersehbaren Räumen, wo sich nur sanft erzogene Kinder in mäßiger Anzahl befinden, reicht man mit gelinden Maßregeln der Zucht in Liebe und Verträglichkeit aus. So entstanden die Institute, wo in mehrern Fächern unterrichtet, und die moralische Erziehung, kein Gegenstand einer großen gemischten Schule, berücksichtigt werden konnte. Je mehr sich die Lehrer an der Stadtschule gegen Neuerungen sperrten, desto gefügiger waren die Inhaber der Institute. Wer noch in diesen etwas zu vermissen glaubte, oder von der häuslichen Erziehung ausschließliche Begriffe hegte, der hielt seinen Kindern einen Hauslehrer. Es war eine Wohlthat für die Candidaten des Predigtamts, deren Zahl sich ausserordentlich vervielfältigt hatte. So viele Häuser, so viele Systeme der Erziehung; in den Instituten wurden die verschiedenartigsten Stoffe und Formen des Unterrichts wenigstens auf die Probe gebracht. Man pries sich glücklich in der Menge der vorhandenen Hülfsmittel, ohne zu bedenken, daß gerade dadurch die Wahl schwer gemacht wurde. Es gab Eltern, die, durch Lectüre und Empfehlungen verführt, wenigstens alle Jahre eine neue Methode versuchten. Dies wirkte zum Schaden der Köpfe und Herzen der Kinder. So viel ist gewiß, daß die Einheit und Beharrlichkeit im Erziehen darunter litt, und der junge Hamburger keinen Charakter gewann, zu einer Zeit, wo viel Neues zusammentraf, und man also auf gemeinschaftlichen Zusammenklang des Innern höchst aufmerksam hätte sein müssen. Der Trost, daß es anderswo in Deutschland nicht besser erging, befriedigt hier weniger als dort, weil Hamburg in sich einen geschlossenen moralischen Verein bildete, und der Stadt von aussen her nicht geholfen ward, wenn sie nicht Mittel in ihrem eigenen Schoße gesammelt hatte. Auch in monarchischen Staaten kann ein eingewurzeltes Verderbniß

nicht durch einen Machtbefehl von oben ausgerottet werden; wenn aber die Oberhäupter klar sehen: so können sie wenigstens durch Vorsichtigkeit im Wählen, und durch Versetzung der minder Tauglichen in paßliche Stellen, deren sie sehr viele zu ihrer Disposition haben, negativ solchen Übeln schneller vorbeugen, denen die Ohnmacht einer einzelnen Stadt, die gerade durch ihre Beschaffenheit einseitig im Urtheilen werden muß, nicht gewachsen ist.

Zu der Zeit, da im Fache der Erziehung eine Unzahl von neuen Ideen auf die Bahn gebracht wurde, und des Schreibens über Pädagogik kein Ende war, blieben die Vorsteher und Lehrer der öffentlichen Hauptschule in Hamburg an der alten Methode haften. Dies geschah theils aus Eigensinn, theils aus Unvermögen. Die bessern Köpfe unter ihnen mußten sich nach der einmal gültig befundenen Einrichtung bequemen, wenn sie nicht von ihren Collegen angefeindet sein wollten. Einige waren ganz unfähig, hatten nie über ihre Bestimmung nachgedacht, und waren nur in ihre Stellen eingeschoben, weil ihre Gönner ihnen dieselben eben verschaffen konnten. Ihre Schüler, die vorher entweder in einem guten Institut, oder von einem Hauslehrer unterrichtet, und bloß aus einer Art Patriotismus von ihren Vätern in die höhere Schule geschickt waren, merkten bald die schlechtere Unterrichtsform, da ihnen die Vergleichung offen stand. Sie beklagten sich erst stiller, und allgemach immer lauter über die Unwissenheit, Trägheit und Unmanierlichkeit ihrer Lehrer. Nach einem Verlaufe von Jahren ward diese Beschwerde allgemein, und den Lehrern so oft vorgerückt, daß sie endlich selbst daran glauben mußten. Sich zu bessern hatten sie die Kraft nicht; die es etwa thaten, denen fehlte es an Aufmunterung, denn man schickte ihnen wenig Schüler, nur arme, nur verwahrloset, zu, bei denen keine Ehre einzulegen war. Den Privatinstituten blieb, aus Überzeugung oder Vorurtheil, der

Ruhm, daß nur in ihnen wohl unterrichtet und erzogen würde. Das Publikum untersucht nicht; es hält sich in seinem Urtheil an die meisten Stimmen, oder wird von Schreiern geleitet, die eben zufällig das größte Übergewicht haben. Ob das Johanneum damals so gar schlecht gewesen, ob manches gerühmte Institut seiner Pflicht Genüge gethan habe, kann jetzt nicht mehr geprüft werden, weil die Meinung in dem vor Augen liegenden Erfolge ihr Siegel aufgedrückt hat.

Dieser Erfolg besteht in einer gänzlichen Veränderung der äußerlichen Verwaltungs- und Lehrformen des Johanneums. Im zweiten Theile dieses Buches S. 376 ff. ist die jetzige Einrichtung für den Zweck ausführlich genug angedeutet worden. Die Schule ist wieder hergestellt zu der Absicht, weshalb sie ursprünglich errichtet wurde, als Bildungsanstalt für künftige Gelehrte. Man kann nicht leugnen, daß Hamburg seit geraumer Zeit den Ruhm verloren hatte, tüchtige Philologen in seinem Schoße zu erziehen. Die Hauptneigung der Einwohner zu Geschäfften anderer Art, der Eifer für kaufmännische Thätigkeit, die Liebe zum baaren Gewinn, dadurch entstandene Beispiele und Gewohnheiten, hatten den Trieb nach Gelehrsamkeit, wo nicht erstickt, doch eingeschläfert. Vermittelst der Bemühungen der öffentlichen gelehrten Werkstatt aber wird jener Ruhm wieder, wie in vormaligen Zeiten, aufblühen, und aus dem kaufmännischen Hamburg werden literarische Männer hervorgehen, die auf deutschen Universitäten als Professoren glänzen und die Musen ihrer Vaterstadt von Kathedern herab verherrlichen werden. Für die Bildung zum Menschen und Bürger, für die eigentliche Erziehung, für den weitern Unterricht in besondern Fächern der Wissenschaften, werden die Privatinstitute wol nöthig bleiben; welches auch von manchen Hamburgern gefühlt wird, die auf eine sorgfältige Aufsicht und Ausbildung ihrer

Kinder, besonders von der moralischen Seite, Bedacht nehmen und etwas darauf verwenden wollen. Man hat Unrecht, von einer allgemeinen Hauptschule alles zu erwarten; der Gegenstände des Wissens sind zu viele, die Menge der Lernenden ist zu groß, als daß die Disciplin durch alle hingreifen, als daß die Aufmerksamkeit auf jeden immer in gleichem Grade gerichtet sein könnte. Es geschieht gewiß viel Gutes; darum muß man das Mangelhafte ertragen. Zur Vollkommenheit gelangt man nur durch Annäherung.

Ohne Vorurtheil betrachtet, hat indessen schon lange der Mangel an Gesammtbildung der jungen Hamburger weniger auf dem fehlerhaften Unterrichte in den Schulen, als auf der häuslichen Erziehung beruht. Man hat Beispiele genug von Vätern, die bloß durch unverdrossenen Fleiß und Glück, ohne alle wissenschaftliche Auszierung, reich und angesehen wurden. Was an ihnen selbst versäumt worden, wollten sie pflichtmäßig ihren Kindern zuwenden. Man kann seinen Kindern keinen bessern Schatz hinterlassen, als eine gute Erziehung: dieser Spruch schwebte auf Aller Munde. Um dahin zu gelangen, versah man sie frühzeitig mit Lehrern, überhäufte sie mit Lehrstunden aller Art. Ein Unterweiser jagte den andern, wie ein Keil den andern drängt. Ebenso jagten sich die Vorkenntnisse in den Kopf, und wieder heraus. Vor lauter Zuhören, Auswendiglernen und Einüben, konnten sie nicht zu der Kraft und Fertigkeit kommen, sich die erworbenen Kenntnisse anzueignen, sie fruchtbar werden zu lassen, und irgend einen Keim von Selbstgedanken darauf zu pfropfen. Das Ohr empfing, die Hand ward geläufig, aber im Gehirn spiegelten sich nur matte Bilder. Die Arbeit wurde ohne Fröhlichkeit gethan; Empfindungen und Entschlüsse blieben schlaff und ohne Spannung, wie die farblosen Gesichter. Die Väter erstaunten; sie waren in ihrer Jugend ganz anders, frische, rüstige Buben waren sie gewesen. Sie begriffen

nicht, daß sie im Freien gelebt, die Dinge selbst, statt ihrer Symbole, angeschaut, und die umgebende Welt in ihren Denkkreis aufgenommen hatten; indem ihre Söhne ihr Dasein in Buchstaben vereinzelten, und Regeln zum Gebrauch von Dingen lernten, die ihnen in der Natur nie vorgekommen waren. Ihre Religion ward zur Formel, ihre Moral zu Sentenzen; Liebe, Freundschaft, Patriotismus, Floskeln der Rede, ihr Herz erfuhr die Bedeutung derselben nicht. Nach vollbrachten Jugendjahren zerstürmten sie in der ihnen ganz neuen Welt ihre Gesundheit und ihr Vermögen, oder blieben auf der väterlichen Hufe sitzen, ihre eigene Weisheit verehrend, für das Beste ihrer Mitbürger unnütz, kaum brauchbar. Man forsche in den Annalen der Stadt, ob es unter diesen Stubenweisen viele giebt, die sich der Bürgerkrone würdig gemacht haben. Die verdientesten Männer um Hamburg sind fast immer solche gewesen, die ihre Jugend wenig unter Büchern zugebracht, dafür aber auch einen lebendigen Sinn für das Gute bewahrt hatten. Man erkennt diese Männer an dem Muthe, womit sie sich auch im Unglücke durch das Labyrinth des Lebens zu winden verstehen; jenen, die nur an Einem Faden einhergehen, zerreißt mit dem Faden der Schnellblick auf andere Wege. Die Schwierigkeit des Weiterkommens liegt in der Gewöhnung an die geebnete Fahrstraße.

Eine andere Verkehrtheit der häuslichen Erziehung entsteht aus dem Gewirre der großen Haushaltungen, wodurch den Eltern die Aufsicht über ihre Kinder verloren geht. Der geschäftige Vater überträgt seine Pflichten der Mutter, die dieser Arbeit nicht gewachsen ist. Die Mutter hat selbst in ihrem Kreise zu viel zu sorgen. Das Hauswesen, Schmäuse, Besuche, Lectüre, Unpäßlichkeiten, rauben ihr die Zeit und nötige Sammlung des Gemüths. Wie oft kommt der Vater mit zerstreutem Kopfe und ungelenken Neigungen von seinem Bureau! Sie muß den Unaufgelegten

schonen, darf ihn nicht um Rath fragen, ihm nicht vorklagen, ihn nicht um Beistand ersuchen, wann mit seinen Söhnen etwas vorgefallen ist, das auf schlimmere Folgen deutet. Auch sein stilles Vergnügen an Sonntagen, wo er sorgenlos die Woche vergessen will, mag ihm ihr weiches Herz nicht verbittern. Sie fürchtet die Schärfe seiner Züchtigungen an ihren Lieben, deren Unfug ihr lästig wird, die sie aber nicht leiden sehen kann. Auch billigt sie die übermäßige Hitze des Vaters nicht, und erschrickt selbst vor seinen Aufwallungen. An manchen Thorheiten ist sie durch voreilige Erlaubniß, durch eigene Unachtsamkeit, durch schiefe Maßregeln, gleichsam mitschuldig. Sie sieht ein, daß sie Vorwürfe verdient hat, muß also die Untersuchung, die Aufklärung scheuen. So steht nicht selten eine sonst wackere Frau mit einem wunden Gewissen zwischen Mann und Kindern, hat schlimme Dinge zu verheimlichen, die sie nicht begangen hat, muß beschönigen, was Strafe verdient, und gleitet stufenweise von der durchaus nöthigen Aufrichtigkeit ab, bis die Folgen so sichtbar werden, daß sie aller Welt, nur dem eingewiegten Vater zuletzt, ins Auge treten. Er fällt alsdann aus den Wolken, begreift nicht, wie es habe zugehen können, forscht, erfährt, hadert, tobt. Wenn er zur Überredung gutmüthig genug ist: so läßt die Frau alle verborgenen Springfedern ihrer weiblichen Verschlagenheit spielen, und besänftigt ihn für Augenblicke. Dergleichen Auftritte wiederholen sich so lange, bis am Ende Argwohn, Mistrauen, Haß und Widerwille die heiligen Familienbande im Innern auflösen, und man sich noch glücklich schätzt, nur dem Publikum nicht in seinem verächtlichen Zustande preisgegeben zu sein. Indessen sind diese und ähnliche Verhältnisse so oft wiedergekehrt, daß die meisten hamburgischen Väter an der Sicherheit aller pädagogischen Systeme für ihre Kinder zweifeln. Daher heißt es hier gewöhnlich: Man mag für

seine Kinder thun, was man will; es hilft zu nichts, wenn sie nicht selber wollen. Als ob Eltern ihren Kindern diesen Willen nicht anerziehen könnten. Zu viele Eltern verwechseln hier das Geld, das ihnen ihre Kinder kosten, mit der edlen Kunst, auf ihren Verstand und ihr Herz zu wirken.

Meistens übersehen die Mütter für die Moralität ihrer Kinder das Schädliche, was in ihren eigenen Häusern verborgen ist. Über einen Punkt haben sich wol alle Damen der Stadt die Hände gegeben; es ist nämlich keine, die leiden will, daß sich ihre Kinder auf der Gasse herumtreiben. Eben diese Furcht vor den Folgen einer solchen Unart war vormals das Haupthinderniß, warum man sie nicht ins Johanneum, oder nach einer stark besuchten Schule schickte. Es gehen zu viele grobe Jungen dahin, sagte man. Kinder machen leicht Bekanntschaft, theilen sich bald ihre Denkart, ihre Ansichten, ihre Redensarten mit. Nichts wird schneller aufgefaßt, als niedrige Sprecharten, als Pöbelwitz, der gewöhnlich den gemeinten Gegenstand recht stark trifft, und gleich verstanden werden kann. Die Gassenspiele der Kinder des sogenannten gemeinen Mannes haben für alle Kinder etwas Anlockendes. Es werden im Ganzen kleine körperliche Geschicklichkeiten dazu erfordert, die zu zeigen es eben keiner sonderlichen Voranstalten bedarf. Hände und Füße werden in Bewegung gesetzt, das Auge zur scharfen Wahrnehmung gewöhnt. Wer das Schusser- (hier: Läufer)spiel recht inne hat, der muß ein besserer Billardspieler, ein besserer Schütze werden, als Andre. Jedem Knaben leuchtet das ein, jeder nähme gern Antheil an den Gassenfreuden, wenn es ihm erlaubt wäre. Aber es ist den sogenannten Messieurs scharf eingebunden, nie solche Spiele mitzumachen, sondern ohne Zögerung kalt vorüberzugehen, wo sich die Buben tummeln. Zu

tadeln ist ein solches Verbot nicht. Schade nur, daß der junge Herr, dessen Seele sich noch nicht über das Bubenmäßige zu erheben weiß, und sich vielleicht nie darüber erheben wird, nichts dabei gewinnt. Indem die gemeinen Buben in frohem Sinne, unter lautem Jubel, ihre Jugendkräfte an einander versuchen, thätig und leidend die rohen Glieder schmeidigen, und mit sprudelndem Blute das Feuer der Gesundheit durch alle Gefäße treiben; sieht ihnen der vornehme Bube aus einem geschlossenen Fenster neidisch zu, oder lernt verhaßte Vocabeln, oder gähnt vor Langerweile, oder jagt im Speicher nach Ratten, bindet Katzen an, macht Fliegengalgen, und schießt mit Kirschensteinen. An eine solche Fehlthätigkeit schließt sich oft eine Seite des werdenden Charakters an, und der unkundige Beobachter weiß späterhin nicht, aus welchen Ursachen er sich im Menschen manche seltsame Neigungen erklären solle, zu deren Anlegung kein erkennbarer Grund gewesen zu sein scheint. Anzurathen ist demungeachtet die Vermischung der erzogenen Kinder mit unerzogenen in Hamburg nicht. Das große Gewühl der Stadt, das beständige Tragen und Fahren in den engen Gassen setzt die ungewöhnten, häufig myopischen Kinder zu vieler Gefahr aus, wenn man auch die dadurch beim Umgange beförderte Unsittlichkeit nicht in Anschlag bringen wollte. Man kann nichts, als die Kinder solcher Eltern beklagen, denen die Gelegenheit fehlt, sie auf freie Plätze in der Luft gehen zu lassen, wo ihr körperliches Befinden gedeihen, und ihr Gliederbau stark und gelenk werden kann. Glücklicher sind dagegen die Bewohner kleiner Städte, aus welchen man in wenig Sprüngen auf eine Wiese kommt. Hier ergeht, tummelt sich und spielt die ganze Stadtjugend in lustigem Ungestüm durch einander; man fragt nicht viel, wer vornehm, wer gering sei. Für sorgliche Eltern ist der Sammelplatz leicht zu übersehen, die Kinder bleiben in der Un-

schuld, und wegen eines unbedachten platten Ausdrucks wird kein Aufheben gemacht.

Warum die Mädchen nicht mehr, wie ehedem, vorzüglich zu Haushälterinnen und Gehülfinnen erzogen werden, davon liegt der Grund in dem Nachahmungseifer der Weiber, und in ihrer Sucht zu glänzen. Das Weib unserer Zeiten hat zum Theil seine Bestimmung verlernt; die daraus herfließenden Übel sind aber in Hamburg nicht einheimisch, sondern von aussen her eingewandert. Vielleicht hat man sich hier gerade am längsten gegen die Verbildung gesperrt, und steht noch in manchen hieher gehörigen Rücksichten den Bewohnern kleiner Residenzen und mittelmäßiger Städte nach. Es ist an mehren Orten selten, eine Frau von guter Geburt zu finden, die den Markt, die Küche, die Nadel, und zugleich den Umgang versteht. Hamburg hatte ihrer sonst in Fülle, und noch jetzt sind sie nicht ganz selten. Nur seitdem der Umgang vielseitiger geworden, und das gesellschaftliche Gespräch Gegenstände in sich gesogen hat, deren Namen vor Zeiten in diesen Cirkeln kaum genannt wurden: schämen sich die kunstlos erzogenen, unbelesenen Damen, an der Unterredung keinen Theil nehmen zu können. Sie horchen mit scheinbarem Interesse nach den sonderbaren Worten und Behauptungen hin, und fangen Verdruß über ihr nothwendiges Stummsein. Es ist eine unglückliche Bemerkung, die aber zu nahe liegt, als daß man sie nicht machen müßte: die Personen des sanftern Geschlechts hassen und beneiden ihre Schwestern brennender, als die Männer unter einander thun. Ein artiges Frauenzimmer, das den Männern gefällt, und sich mit ihnen über den Inhalt gedruckter Bücher, über Kunst, Geschmack, über Verse, Zeichnungen und Tonsetzung unterreden kann, macht sich in Einem Abend alle gegenwärtigen Personen ihres Geschlechts zu Feindinnen. Es ist die Schwachheit ehrgeiziger Väter, wenn

ihnen ein Knabe von besondern Fähigkeiten und früher Geschicklichkeit vorkommt, zu wollen, daß ihre Söhne gerade eben so werden sollen, wenn es gleich die Natur ganz anders bestimmt hat; bei den Müttern ist, besonders gegen ihre Töchter, die Schwachheit noch überwiegender. Ihre Reizbarkeit wird desto stärker angefunkt, je mehr Schmeicheleien sie die jungen Männer an einem kunstfertigen Mädchen verschwenden sehen. Denn sie halten die Schmeicheleien für wahr, und opfern ihnen ihre Ruhe und Besonnenheit, Bescheidenheit und Sitte. Da sie, vermöge ihrer ganzen Beschaffenheit, weniger richtig zu urtheilen, als lebhaft zu empfinden fähig sind: so gelingt es ihnen bald, treffliche Kunstanlagen in allen ihren Töchtern, oder wenigstens in einer zu entdecken, um deren Vernachlässigung es Schade wäre. Jetzt sucht man die berufensten Meister im Musiciren und Malen auf, um der angehenden Virtuosin ihre Talente mitzutheilen; man läßt ihr Unterricht in Wissenschaften einflößen, die zu durchdringen ihr Geist unvermögend ist, und die ihr aufs allerhöchste einige Zungenfertigkeit gewähren. Was eigner Kopf und Studium nicht hervorbringen, wird durch Eitelkeit und Unverschämtheit ersetzt. Apollo wendet sich um, wenn er, wider Minervens Willen, das schmächtige Musenkind sich zur vollendeten Tragödiantin aufblähen sieht, und in einem hohlen Gekeiche, Declamation genannt, unverständliche Sylben herquäken hört; die Plastik erstarrt, wenn man sie einladet, das schreiende Attitüdenspiel zu bewundern, mit welchem die abgeputzte geniale Zauberin ihr inneres Strafgefühl und ihre äußere Achtung in Gefahr stellt. Die hamburgischen Bürgerstöchter sind nicht zu Künstlerinnen und Poetinnen geeignet; in ihrer angeerbten Natur, in ihren Umgebungen widerspricht allzu viel. Nur höchst wenige dürfen sich einer wahrhaften Begeisterung rühmen; einer Gabe, die weniger beglückt, als sie klippenreich ist.

Am geehrtesten bleiben doch in Hamburg die Frauen, die zur Führung der Wirthschaft, zur Wahrnehmung der häuslichen Verrichtungen die fähigsten und geduldigsten sind, ohne auf sich anzuwenden, was Göckingks Nandchen von sich schreibt:

Für einen Mann zu kochen und zu spinnen,
Unseliger Beruf!
Wenns der nur ist, wozu mit diesen Sinnen,
Mit diesem Geist mich die Natur erschuf.

Diese und andre ähnliche Eitelkeiten und Possen werden durch die gesellschaftlichen Zusammenkünfte erregt und zur Reife gebracht. Man lebt in Hamburg nicht gern allein, man befriedigt sich nicht an dem Umgange mit seinen Hausgenossen. Seine, oft in der Stadt zerstreut wohnenden Verwandten ein oder einige Male im Jahre bei sich zu haben und zu bewirthen, ward von jeher unter Leuten, deren Vermögensumstände es erlaubten, wenn nicht für Pflicht, doch für anständig und zweckmäßig gehalten. Man nannte es die Familie haben. Die Glieder derselben theilten diese angenehme Last unter sich, die Bekanntschaft der von gleichem Blute Abstammenden ward dadurch unterhalten, und ihr allgemeiner Charakter behielt etwas so Ähnliches, wie die Gesichtszüge. Wer zu einer solchen Familie gehörte, mußte die Ehre derselben behaupten helfen, und durfte nicht weit von der Heerstraße der darin herrschenden Meinungen abweichen. Manche niederträchtige Handlung blieb ungethan, manchen unedlen Trieb übte der Hegende nicht aus, weil er sich vor der Ahndung der Familie fürchtete, und nicht aus ihrem Cirkel verbannt sein wollte; denn das war die unausbleibliche Folge nach den Grundsätzen der ehrsamen Alten. Fremde zog man in der Regel nicht zu diesen Stammfesten; es war kein Platz für sie neben der zahlreichen Sippschaft, und ihre exoterischen Äusserungen waren unwillkommen. Dieser lange Zeitraum des gesellschaftlichen Lebens der Hamburger umfaßt zugleich

den des hier herrschenden Nepotismus, vermöge dessen man vor allen Dingen strebte, seinen Vettern und Neffen zu den ergiebigsten Ämtern zu befördern, oder durch Heirathen und andere Verbindungen ihr Glück zu machen. Bei diesen Mahlen war daher häufig die Rede von offen stehenden Stadtwürden, und von den Mitteln, sie einem unter den engern Bundesgenossen zu verschaffen. Der Nepotismus hat fortgedauert, obgleich jene Anstalten, die Familienpfeiler zu stützen, allmälig aus den Fugen gewichen sind. Vielseitigkeit ist an die Stelle der Eingeschlossenheit getreten, die Einverständnisse haben der Gleichgültigkeit Platz gemacht. Man findet Brüder, die nicht mit einander umgehen; nahe Verwandte, die sich mit dem Hute von ferne grüßen. Dies geschieht aber nicht, weil sie sich hassen oder Mistrauen hegen; der Zufall hat bloß bewirkt, daß sie in divergirende Linien des Umgangs gerathen sind, und in keinen gesellschaftlichen Berührungspunkt kommen. Wo die Familienschmäuse noch nicht ganz in Abgang gefallen sind, da suchen doch nur die ältern Mitglieder ihr Labsal darin, die jüngern beschreiben sie als frostig und langweilig, und entziehen sich ihnen offenbar oder unter Vorwänden.

Längst sind die üppigen Gastmahle der Hamburger im In- und Auslande bekannt gewesen, und zum Sprichwort geworden. Man wußte dem Fremden nicht besser gütlich zu thun, als indem man ihn zu einer von Comus und Bacchus gesegneten Tafel einlud, wo er schmackhafte Seltenheiten antraf, die ihm in seinem Vaterlande nicht vorgekommen waren. Zur Unterhaltung vor Tische bot man ihm ein Kartenspiel, und ließ ihm die Freiheit, sich zum Gespräche diejenigen Personen zu wählen, deren Physiognomie seinem Urtheil am besten zusagte. Stolz oder Blödigkeit hielten ihn oft ab, von dieser Freiheit einen glücklichen Gebrauch zu machen. Daher der ausländische Ausspruch über die hamburgischen Gesell-

schaften: daß man darin den Leib zwar herrlich mäste, aber dem Geiste zu wenig Nahrung gebe. Dieser Tadel trifft die spätern Zeiten weniger, wie sich überhaupt, seit der Verbreitung des Epikuräismus, mehrere große Städte jetzt in jenen Ruhm Hamburgs getheilt haben, und reichbesetzte Tische überall Mode geworden sind, wo man sich über das Nothwendige emporgeschwungen hat. Es ist ein großer Irrthum der Ausländer, wenn sie glauben, daß der Luxus der Hamburger auch in ihrem alltäglichen Leben die Schranken der Mäßigkeit überschreite; es giebt reiche Familien, deren gewöhnlicher Mittagstisch nicht über ein oder zwei Fleischgerichte hinausgeht. Nur wenn sie Gäste bitten, wird mehr, nicht selten zu viel, angerichtet. Was die hamburgischen Tische vor vielen an andern Orten auszeichnet, ist die leckerhafte Zubereitung der Gerichte, worauf, bei der Leichtigkeit, an einem Handel treibenden Wasserplatze die mancherlei Ingredienzen zu haben, von langen Zeiten her raffinirt worden ist. In diesem Zustande mundet dem Schmecker fast jede Schüssel, und er setzt oft zu Gunsten seines Gaums seine Gesundheit aufs Spiel. Dazu kommt noch die nicht mehr neue Methode, sich unter einander für bloße Tischgenossen zu halten, und auf Ansprüche des Standes, Ranges und Alters nur flüchtige Rücksicht zu nehmen. Wer sich von anderswo beliebten Cerimonien und dem Gefühl einer gewissen Schicklichkeit in der Wahl und Paarung der Gäste noch nicht loszureißen gelernt hat, der wird unter Hamburgern bei Tische nicht immer ein seiner Stimmung angemessenes Vergnügen genießen. Man soll hier nicht zu wählen verstehen, heißt es. Vormals mochte das seine Richtigkeit haben. Damals gesellte sich gern Gleiches zu Gleichem; bekannte und ähnliche Menschen hatten sich eine Innenwelt gemacht, aus deren Gebiete sie nur mit Unzufriedenheit hinüberstreiften. Was damals ausser dem Charakter der Gesellschaft lag, erregte

Widerwillen. Jetzt aber, da Alles an der Aussenwelt hängt, und den Sinnen mehr, als dem Gemüthe dient: glätten sich die schroffen Seiten der Charaktere ab; man zeigt sich nicht mehr, wie man ist, und manche haben nicht einmal etwas zu zeigen. Darum ist es nicht mehr ganz wahr, was Hagedorn, nach seiner Beobachtung in frühern Zeiten, von der verwirrten Auslesung der Eingeladenen in Hamburg unter frommen Wünschen sagt:

Die Wissenschaft, ein Gastmahl anzustellen,
Wo zwanzig sich, so wie durchs Loos, gesellen,
Geliebte Stadt! die war dir längst bekannt;
Allein die Kunst, drei, die von gleichen Sitten
Und Herzen sind, auf Ein Gericht zu bitten,
Die fremde Kunst wird Reichen nie genannt.
O stolzes Geld, ach hättest du Verstand!

Wenn man gleich nicht leugnen darf, daß Eitelkeit, Prunksucht und die Unfähigkeit, ohne fremde Gesellschaft mit dem Umgange der Seinigen sich zu begnügen, an dergleichen, jetzt immer mehr eingehenden, Gastereien Ursache waren: so kann man doch nicht umhin, einzugestehen, daß eine freundschaftliche Gesinnung der Wohlhabenden gegen ihre Bekannten, und die Lust, ihnen einen Mitgenuß von ihrem Wohlsein zuzuwenden, Antheil daran gehabt hat. Der Hamburger ist gutherzig und dienstfertig; ob es schon sein Äusseres nicht immer zu erkennen giebt. Das bezeugen so viele milde Stiftungen, es bezeugt die unausgeschrieene Wohlthätigkeit zahlreicher guter Häuser. Die mehrsten haben ihre besondern Armen, die ganz oder zum Theil von ihnen versorgt werden. Selbst in den niedern Klassen wird es für hartherzig gehalten, einen Dürftigen ungetröstet, d. h. unbeschenkt, gehen zu lassen. Ich habe doch ein Gotteslohn dafür! sagt die selbst arme Wasserträgerin, indem sie den sauer erworbenen Dreiling einem noch ärmern Weibe mitteilt. Diese Gutherzigkeit und Fertigkeit im Geben hatte vormals die Leichtigkeit des Verdienens zum Grunde. Der Fleissige

ward reichlich, wenigstens billig, bezahlt; seine Brauchbarkeit verschaffte ihm Gönner, die ihn nicht ohne Arbeit liessen. Nach Anleitung der Religion betrachtete er seine Fähigkeiten wie ein von Gott anvertrautes Pfund, dessen Zinsen ihm für die Ewigkeit wuchern sollten. Ihm war das Geben geboten, und sein Herz stimmte mit diesem Gebot überein. Auch fürchtete er den Zorn höherer Mächte, die ihm sein Talent, und mit ihm die Früchte desselben, zu rauben vermochten. Er gab, und glaubte, sich dadurch in seinem Glücksstande befestigt zu haben. Je religiöser ein Volk ist, desto mehr thätige Liebe beweiset es den Armen. Wären auch keine andern Zeugnisse von der Gottesfurcht der alten Hamburger da: so würde schon der allgemeine Trieb zur Wohlthätigkeit, und die praktische Darlegung dieser edlen Tugend dafür sprechen.

Es konnte nicht anders zugehen, durch den immer weiter fressenden Krebs der Armuth und Bettelei mußte die Wohlthätigkeit der Hamburger gemisbraucht werden, und am Ende ermüden. Ganze Schaaren von Unglücklichen, Faulenzern, Landstreichern, zogen auf immer, oder doch für eine Zeitlang, hieher, und heischten Hülfe. Die umliegenden, ja manche ferne, Gegenden spieen ihre bedrängten Einwohner aus, um sich hier, an der vermeinten Quelle des Überflusses, zu sättigen. Aus dem gar zu benachbarten Altona, wo man wohlfeiler lebte, wanderten am Morgen die Züge ein, durchbettelten den Tag über die Stadt, und eilten am Abend zurück, in ihrer Wohnung den Vorrath zu verzehren, der ihnen hier gespendet war. Die Krämer und kleinen Schänkwirthe (Krüger) mußten täglich ein Häufchen der kleinsten Silbermünze (denn Kupfer verprägte Hamburg nicht) anwenden, um die widrig aussehenden, und das Geschäfft störenden Bettler aus dem Hause zu halten; Andere gaben kleine Brötchen und Brätsel (Schnurrkringel). An Sonnabenden war das Gedränge fürchterlich, weil der Sonntag vor der Thüre

war, an welchem die Laden nicht geöffnet wurden. Dann war wieder nicht aus den Thoren zu spazieren; alle Zugänge der Stadt waren mit Lazarillos belegt, deren Anblick und durchdringendes Flehen die Freude an der Natur vergällte, die man zu genießen ausgegangen war, und dagegen das menschliche Elend in seinen wahren und erheuchelten Gestalten aushalten mußten [1]. Was man nur an Verzerrungen und ekelhaften Anzügen ersinnen konnte, war bis zur Carricatur dargestellt. So belagert waren auch verschiedene Gegenden des Stadtwalls. Selbst am Abend, bis in die sinkende Nacht, hatte man keine Ruhe in den Gassen. Die Bettelvögte fingen der Überlästigen nicht wenige ein; es waren so viele, daß man sie wieder loslassen mußte. Oft ging die Theilnahme der Gliederstarken im Volke so weit, daß sie die fortgeschleppten Landstreicher aus den Händen der Bettelvögte befreiten, und diese mishandelten. Das Unwesen war sehr hoch gestiegen, als man ihm ein Ende zu machen beschloß, und dazu einen Plan erfand, der ursprünglich nur in dem patriotischen wohlthätigen Hamburg gefaßt, und was mehr ist, zu Stande gebracht werden konnte. Die Verfassung der hamburgischen Armenanstalt liegt aller Welt vor Augen, ist in vielen Ländern treu oder schwach nachgeahmt worden, und wird als historisches Denkmahl der Stadt immer die höchste Ehre bringen, wenn auch die Zukunft will, daß nichts von ihr übrig bleibe, weil einst der Staat eine vollkommnere Einrichtung für das Wohl seiner Bürger getroffen haben, und keiner mehr zu betteln brauchen wird. Welch eine Menge Geld das Bedürfniß der Armenanstalt den Einwohnern gekostet, wie unendlich vielem Elende dadurch abgeholfen worden, mit welcher Uneigennützigkeit, Treue und unermüdlichem Fleiße die allermeisten Vorsteher und Pfleger

---

[1] (Verwirrung in der Konstruktion.)

derselben ihr nur durch das Bewußtsein belohntes Amt verwaltet, soll hier nicht geschildert werden; gerade darum nicht, weil die reinste Tugend durch Lob nicht ins Licht gestellt, sondern gleichsam befleckt wird.

Hiemit aber haben die Hamburger den Gipfel ihrer Wohlthätigkeit noch nicht erreicht; einige verfolgen diese Eigenschaft über das Ziel hin. Rühmlich bekannter, verdienstvoller Männer Witwen und Waisen speisen sie nicht mit dem spärlichen Gnadenbrote von Almosen ab. Nach dem Tode eines solchen Mannes, wenn er notorisch arm gestorben, wird gewöhnlich eine Subscription zum Besten seiner Hinterlassenen eröffnet, und von seinen Freunden und Verehrern, nach Maßgabe der Umstände, mehr oder weniger reichlich beigetragen. Dies ist besonders der Fall mit den Witwen der Prediger, die man aus der Fremde hierher berufen hatte. Gewöhnlich sind diese Leute ohne Vermögen, oft nicht einmal schuldenfrei hieher gekommen, haben keine Verwandte hier gefunden, und sich einzig durch ihre Beredsamkeit, durch ein musterhaftes Leben, und die Künste der Geselligkeit, beliebt gemacht. Da man durch den Herruf ihre anderweitige Laufbahn unterbrochen, und sie nicht immer in ein sehr einträgliches Amt versetzt hatte: so war man gewisser Maßen verbunden, nach ihrem frühzeitigen Tode ihre Familie nicht darben zu lassen. Wider alles Vermuthen sieht sich oft eine solche Witwe durch übermilde Unterschriften in einen Stand versetzt, dessen sie sich bei ihres Mannes Lebzeiten nicht getröſten konnte. Man hat Beispiele von Damen dieser Klasse, die nicht allein ihre Kinder nach vornehmer Norm erzogen, sondern auch in ihren Kleidern und Umgebungen Glanz und Luxus gezeigt haben. Sie sind dafür freilich zum Stadtgerede, und ihre allzu freigebigen Gönner getadelt worden. Genug zum Beweise, daß

die Gutherzigkeit und Wohlthätigkeit der Hamburger bis über das Maß der Tugend hinaustreten kann.

Seit einiger Zeit ruft man die Stadtprediger nicht mehr vom Auslande, wie sonst der gewöhnliche Fall war. Damals war es etwas Unerhörtes, einen Candidaten des Predigtamts unmittelbar in ein hiesiges Pfarramt treten zu sehen. Die Sitte, auswärtige Prediger zu wählen, war vor Alters den Hamburgern nicht besonders eigen; sie hat nur hier länger gedauert, als anderswo. Zu und bald nach den Zeiten der Reformation, wo das Religionswesen das höchste Interesse gewährte, war es für die erst neuerdings evangelisch gewordenen Gemeinen unumgänglich, ihre Pfarrer vom Auslande her, vorzüglich aus Sachsen, zu verschreiben, und sich desfalls nach gelehrten Fremden zu erkundigen, die das Wort Gottes rein und lauter vortrügen. Man traute seinen gelehrten Landsleuten nicht alle die Kenntnisse, den Eifer und Verstand zu, wodurch sich Andere in der Ferne berühmt gemacht hatten. In seinem Vaterlande gilt der Prophet nicht. Wo will er das Ungewöhnliche hernehmen, fragen seine Mitbürger, da wir doch die Gewöhnlichen sind? Wie anderswo, so auch in Hamburg. Man wählte fremde Stadtkinder hierher, und die hiesigen nach andern Orten. Die protestantischen Lehrer waren damals auf steten Wanderungen begriffen. Späterhin legte sich das lebhafte Interesse nach dem Neuen allenthalben; in Hamburg blieb es auch nicht, wol aber die Gewohnheit, wie sich Büsch ausdrückt, die gelehrten Waaren von aussen her zu verschreiben. Es gab innere Ursachen, die die Gewohnheit begründeten. Jede aufstrebende Familie wollte bei der Erledigung eines Pfarramts ihren Sohn, Vetter oder Günstling dazu befördert wissen; das gab zu Chicanen und Streitigkeiten Anlaß, woran bald alle Muhmen und Klätscher Theil nahmen. Dieser Anstoß ward vermieden, sobald

man einen Fremden aufnahm, dessen Gastpredigt gefallen hatte. Welches Redners Organ gut ins Gehör fällt, darüber konnte eine hamburgische Gemeine, so gut wie jede andere, urtheilen; wer aber unter mehrern der Orthodoxeste wäre, dies zu ermessen, hielten sich die Kirchgeschwornen nicht für lehrkundig genug. Die Vorfahren machten kein Hehl daraus, daß sie zum Absprechen in wissenschaftlichen Dingen nicht befugt wären; diese Bescheidenheit war an ihrer Stelle, und schändete sie nicht. Endlich gesellte sich Stolz dazu. Es gab allenthalben unzufriedene Prediger, denen ihre Ämter nicht genügten; habsüchtige Prediger, die ihren Nahrungsstand hier zu verbessern hofften: sie warben durch Freunde, Briefe und gedruckte Schriften um die hamburgischen Pfründen. Oft war die Zahl dieser Werber so groß, daß die Wähler davor erstaunten; bis man zuletzt für ausgemacht ansah, daß in Deutschland jedes Kanzelredners höchstes Augenmerk wäre, Prediger in Hamburg zu werden. Von der Zeit fingen sie an, die einheimischen Candidaten so tief zu verachten, daß sie sie kaum zu Landpfarrern auf dem hamburgischen Gebiete gut genug hielten. Sie kamen von diesem Irrthum erst allgemach zur Besinnung, als mehrere von ihnen Gewählte sich nicht einstellten, sondern an ihrem Orte blieben; als sie höchst mittelmäßige Wahlen gethan, und Leute hieher gerufen hatten, nach deren Gleichen sie nicht so weit zu schicken brauchten; und als ihnen spät die Augen über das Schicksal der einheimischen Candidaten aufgingen, die nirgend wohin berufen wurden, weil in den meisten Ländern ausschließliche Einrichtungen zur Beförderung der Eingebohrnen gemacht waren. Indessen hat mancher rechtschaffene Mann, der sich der geistlichen Beredsamkeit gewidmet hatte, sein Leben in Gram und Ärger zubringen müssen über die Blindheit seiner Mitbürger, die ihn nicht für so fähig hielten, eine Kanzel zu besteigen, als einen dreißig

Meilen Entfernten, den er einst auf der Universität über die Achsel angesehen hatte. An den wenigen Landpfarren konnten sich die Zurückgesetzten nicht erholen; wenn sich eine solche Pforte öffnete, so drängte sich ein Haufe darnach, und nicht immer erhielt sie der Würdigste. Vetterschaften und Verschwägerungen entschieden ganz besonders bei der Besetzung. Auch von dieser Seite ist also die Klage der Gelehrten gerecht, daß ihr Stand in Hamburg zu wenig geachtet worden ist.

Die Treuherzigkeit und eigene Laune der Hamburger bewährt sich unter andern durch den Gebrauch und die Beibehaltung des sassischen oder plattdeutschen Dialekts, der freilich von Jahr zu Jahr allmälig immer mehr von der hochdeutschen Schriftsprache verdrängt, aber doch im Ganzen erst spät ausgerottet werden wird. Es ist Schade darum, daß dieser Dialekt nicht früher seine Stärke und Lebendigkeit allgemein hat zeigen, und die übrigen Mundarten aus sich hat verbessern können. Wer das Urdeutsch der ersten Germanen wiederfinden will, hat es größtentheils im Sassischen zu suchen. Auch ist es viel weicher und reichhaltiger, als das Meißnische, das sehr unfruchtbar erscheinen würde, wenn es nicht an einer Seite vom Oberdeutschen, an der andern vom Sassischen borgte, und beides in sich aufnähme. Das Sassische wird in Hamburg und Lübeck wol am reinsten gesprochen, und scheint, gerade darum, weil es fast nicht mehr geschrieben wird, gleich mehrern asiatischen Sprachen, weniger Umwandlungen unterworfen gewesen zu sein, als das Hochdeutsche; denn dieses ist, nach Beschaffenheit der Zeiten und Provinzen, oft sehr verändert, und bis zur Unverständlichkeit verdreht worden. Ein Plattdeutscher kann die in seinem Dialekt zu Lübeck 1533[1] gedruckte Bibel vollkommen

[1] Nicht, wie in Lessings Collectaneen zur Literatur (s. Werke, 15. Band, S. 348) steht, im Jahr 1534. Bugenhagens Vorrede ist „tho Lubeke MDXXXII des Dinstedages na der Pascheweke" unterschrieben. Diese plattdeutsche Bibel

so gut verstehen, als das heutige Gespräch mit seinem Nachbar. Das Hochdeutsch des gemeinen Mannes in Hamburg ist eigentlich gar keine Sprache. In den gebildetern Ständen sucht man das Hochdeutsche so rein und schön, als möglich, zu sprechen. Es giebt Frauenzimmer, die in Vermeidung der Sprachfehler als Muster auftreten können; und die Richtigkeit des Ausdrucks bezeichnet hier mehr, als manche andere Eigenschaft, die wohl unterrichtete und belesene Dame. Vor mehr als zwanzig Jahren hielt man das Gesinde an, gegen die Kinder sich, statt des plattdeutschen, des hochdeutschen Dialekts zu bedienen; wodurch ein barbarisches Gemengsel entstand. Vor noch längerer Zeit befahl man gar den Nachtwächtern, die Stunden hochdeutsch abzurufen. Sie gehorchten, riefen aber so verkehrt, daß man die Sprachreform einstellen mußte. Seitdem hat man dem gemeinen Manne seinen Dialekt gelassen, und läßt die Kinder mit dem Plattdeutsch anfangen, weil man entdeckt hat, daß, wer zu einem weichen Dialekt gewöhnt ist, in der Folge leichter zur Pronunciation aller europäischen Sprachen gelangen könne. Dies trifft ein, und Beweise von der Unfüglichkeit eines harten Dialekts sind die Meißner, Thüringer und Franken, deren Französisch man nur mit Mühe, deren Englisch man gar nicht versteht. Etwas undeutlich und accentlos wird indessen das Hochdeutsch im Ganzen von den Hamburgern herausgehaspelt, und der Hörende nicht selten erinnert, daß der Landesgebohrne nicht in seiner ursprünglichen Mundart mit ihm spreche.

---

wäre also nicht, wie Eschenburg bemerkt, ein halbes, sondern über zwei Jahre früher fertig gewesen, als Luthers hochdeutsche, von Hans Luft zu Wittenberg gedruckte, deren Privilegium vom 6. August 1534 datirt ist. Darum konnte die lübeckische wohl mit einigem Rechte Ovum ante gallinam natum genannt werden.

Es mag wol hundert Jahre sein, daß in Hamburg nicht mehr Plattdeutsch gepredigt wird.

Man könnte die Charakteristik der Hamburger noch durch mancherlei Canäle verfolgen, und die Behauptungen durch Beispiele, aus einzelnen Vorgängen geschöpft, aufstutzen. Aber was von Individuen gilt, ist darum nicht von Gesammtheiten wahr. Die Hamburger waren damals einander noch mehr gleich, als sie der Entstehung ihres gemeinschaftlichen Zusammenlebens näher waren. Andere Zeiten und Verbindungen haben andere Meinungen, Denkarten und Sitten eingeführt. Man erkennt die Hamburger, wie sie in dem Patrioten vor hundert Jahren geschildert worden, nur noch an einigen flüchtigen Schlagschatten in ihren Nachkommen wieder. Die Kennzüge der Bewohner einer einzelnen Stadt lassen sich nicht in einen Brennpunkt bringen, wie die einer unüberwundenen Nation, deren rege Natur sich in starken Äusserungen ausspricht. In Hamburg haben sich schon lange, besonders aber seit den letzten zwanzig Jahren, unzählige Ausländer zusammengehäuft, deren Sitten und Lebensart sich weniger nach den vorgefundenen bequemt, als diese mit den ihrigen vermischt haben. Der Augenblick, in welchem der Verfasser schrieb, ist vielleicht der letzte, wo es noch vergönnt war, das Wesen des bisherigen Hamburgers aufzufassen, und in ein schwaches Licht zu stellen. Er hat in seiner Schilderung nicht schmeicheln, sondern alles so treu darstellen wollen, als es ihm unter den Umständen möglich war. Er hat nicht durch Anderer Augen gesehen, sondern die seinigen selbst geöffnet. Wenn er mehrer Fehler, als Tugenden, erwähnt: so liegt der natürliche Grund darin, daß jene mehr in die Augen fallen, und diese selten unvermischt sind. Doch hat er auch den Tugenden gerne Gerechtigkeit ertheilt; er hat den Fleiß, Patriotismus, die angestammte Rechtlichkeit und Wohlthätigkeit der Hamburger, als

Nationalvortrefflichkeiten gerühmt. Daß er im ganzen den Pinsel straff halten und manchen grellen oder komischen Zug, der sich einmengte, mit Ernst überwischen sollte, hat ihm der Geist und Drang der Zeit geboten. Möge nach funfzig Jahren ein anderer Beobachter auftreten, und dieses Gemälde in den meisten Strichen herunterwürdigen! Möge er dann seinen Zeitgenossen nichts als gegründete Bevormundung zollen und die Nachkommen warnen, nicht in die Gebrechen ihrer Großeltern hinabzusinken!

Eine Morgensprache und Höge des Reepschläger-Amtes in Hamburg im Jahre 1621.*

Von

Th. Schrader.

Frohen Mutes mögen wohl die Genossen des Reepschläger-Amtes zu Hamburg im November 1621 den herannahenden Festtagen, welche alle Amtsbrüder bei Gelegenheit der jährlichen Höge zum festlichen Mahle vereinigen sollten, entgegen gesehen haben, denn gerade damals hatten die Hamburger wenig Ursache düsteren Auges in die Zukunft zu blicken. Fern im Süden des Vaterlandes begannen erst die Verwickelungen sich vorzubereiten, welche Deutschland dreißig Jahre lang zum Schauplatz eines verheerenden Krieges machen sollten, und es konnte kaum der Gedanke aufkommen, daß der 1618 begonnene und im November 1620 durch die Schlacht am weißen Berge beendete böhmische Krieg in

* Überall, wo in den Anmerkungen nicht ausdrücklich auf andre Quellen Bezug genommen ist, liegen dieser Schilderung die im Besitze des Herrn J. H. Siegeler befindlichen, von 1606—1757 reichenden Rechnungsbücher des Amtes zu Grunde. Auch die sonstigen Bücher und Urkunden des Amtes, welche ohne nähere Angabe citiert sind, gehören zum Inhalt der von Herrn Siegeler bei Aufhebung des Amtes übernommenen Amtslade.

seinen weiteren Folgen auch unsre Nachbarschaft in starke Mitleidenschaft ziehen werde. Die Wolken aber, die Hamburgs engeren Horizont auf kurze Zeit getrübt hatten, schienen gänzlich beseitigt. Eine uralte Streitigkeit mit Lüneburg wegen des Gammerdeiches, die im Februar 1620 zu einem Einfall des Herzogs Christian in die Vierlande geführt hatte, war durch einen Vergleich,[1] in welchem beide Parteien sich verpflichteten, die Entscheidung des Reichskammergerichtes abzuwarten, vorläufig erledigt worden. Auch der Streit mit Dänemark wegen der Reichsunmittelbarkeit der Stadt schien einem glücklichen Ende entgegenzugehen, denn das Reichskammergericht hatte im Juli 1618 ein Urteil gefällt[2], in welchem ausdrücklich anerkannt war, daß Hamburg unmittelbar zum Reiche gehöre, und am 22. Januar 1621 waren die alten Handelsprivilegien der Stadt und ihre Stapelgerechtigkeit aufs neue vom Kaiser bestätigt worden.[3] König Christian IV. hatte zwar die Revision des Prozesses beantragt und zugleich durch allerhand Chikanen den hamburgischen Handel belästigt, sogar mit bewaffneter Macht das hamburgische Gebiet bedroht, aber auch mit ihm war im Juli 1621 ein Vergleich[4] geschlossen worden, durch welchen sich Hamburg verpflichtete, der vom König nachgesuchten Revision keine Hindernisse in den Weg zu legen und bis zur Entscheidung über dieselbe den status quo aufrecht zu erhalten, wohingegen der König versprach, der Stadt „hinführo mit allen Gnaden gewogen zu verbleiben". Durch solche Scheinkonzessionen die Streitigkeiten mit den Nachbarn kurze Zeit hinzuhalten, hatte man in Hamburg guten Grund, denn mit raschen Schritten näherte sich die 1615 begonnene

---

[1] Dr. W. Fleischfresser, die politische Stellung Hamburgs in der Zeit des dreißigjährigen Krieges (Programm der höheren Bürgerschule, Hamburg 1883) S. 10 ff.

[2] Das. S. 8. — [3] Das. S. 15. — [4] Das. S. 20.

Neubefestigung der Stadt ihrer Vollendung[5]; war sie fertig gestellt, so konnte Hamburg mit Recht für eine uneinnehmbare Festung gelten und allen Anfeindungen der Nachbarn getrost entgegensehen.

Unter solchen Umständen mag fürwahr ein Gefühl stolzer Sicherheit die Brust des hamburger Bürgers heben, den wir uns vorstellen, wie er am Nachmittag des 19. Nov. 1621 mit Weib und Kind hinauszieht durch das alte nun bald überflüssige Ellernthor, um draußen das Fortschreiten der Befestigungsarbeiten zu beobachten und zuzusehen, wie der starke Ring der Wälle anfängt auch die bisher außerhalb der Thore belegene Gegend am rechten Alsterufer zu umziehen.[6] Freilich greift eine Umwälzung von solchem Umfang auch in manche Privatinteressen störend ein, und so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß der Gevatter Reepschläger, der unserem Bürgersmann auf dem Steinweg begegnet, gar verdrießlich dreinschaut und sogleich ein langes Klagelied anstimmt über die neuen Reeperbahnen, die der Rat dem Amte angewiesen hat und die, wie er sich eben überzeugt hat, nur auf einem langen unbequemen Wege von seiner Wohnung aus zu erreichen sind. Bisher hatte man alles hübsch dicht beisammen gehabt; in der Johannisstraße, Bohnenstraße, auf dem Hopfenmarkt[7], kurz in der Umgebung des alten zwischen Zollenbrücke und Trostbrücke belegenen Hafens wohnten die Meister und ihr Gewerbe betrieben sie zwar außerhalb der Stadt, aber doch in erreichbarer Nähe, denn ihre Bahnen lagen unter den von ihnen sorgfältig gepflegten und vermehrten grünen Bäumen des Eichholzes[8] und im Winter fanden

[5] Das. S. 8, 9.

[6] Nach Gaedechens, Historische Topographie der freien u. Hansestadt Hamburg, S. 137, begann man 1620 mit dem Wall an der Nordwestseite der Stadt.

[7] s. Anm. 19.

[8] Vgl. Rüdiger, Die ältesten hamburgischen Zunftrollen Nr. 43a, 2.

sie mit ihrer Arbeit ein behagliches Unterkommen in den städtischen Ziegelhäusern (Teilhüsern) auf dem benachbarten Teilfeld. Und der Ziegelmeister war ein guter Freund der Reepschläger, denn er bekam für diese Vergünstigung ein jährliches Salarium von 3 Reichsthalern[9] und außerdem gab es manche Gelegenheit zu wichtigen Beratungen mit den Älterleuten wegen der vom Amt zu bezahlenden nächtlichen Bewachung der Ziegelhäuser und wegen Reinigung derselben.[10] Zu solchen ernsten Gesprächen aber gehörte notwendig ein Krug guten hamburger Biers und ein Imbiß und daß beides nicht von „Meister Adolf", sondern vom Amt bezahlt wurde, verstand sich von selbst.[11] Nun aber soll die Ziegelei ganz aufgehoben werden[12] und die Reeper sollen ihr Gewerbe fortan in einer öden Sandwüste vor dem „butersten Milrendhor"[13] betreiben, wo erst ein Abbild des alten Eichholzes durch Anpflanzung junger Bäume[14] geschaffen

---

[9] 1606 beträgt des Teilmesters salarium nur 4 ℳ 2 ß = 2 ℛ; von da ab erhält er 3 ℛ, welche 1608 mit 6 ℳ 3 ß, 1609 mit 6 ℳ 15 ß, 1614 mit 7 ℳ berechnet werden.

[10] 1613: von dat korte Teilhues rein tho makende 1 ℳ; 1614: Wechtergeldt in den Teilhusen aver winter 40 ℳ, von Vastelavent beth 14 Dage na Paschen 5 ℳ.

[11] 1613: mit dem Teilmester vordrunken 10 ß; 1614: mit Mester Adolf, do wi de wechters mededen in den Teilhusen, vorunkostet 3 ℳ 4 ß.

[12] 1624 ging die Ziegelei ein (Gaedechens a. a. O. S. 141; über die Verlegung der Reeperbahnen das. S. 138).

[13] Bis 1624 wird jährlich ein Trinkgeld für die Schließer am Scharthor und am Ellernthor verzeichnet; 1625 und 1626 wird außerdem das „buterste Millernthor" erwähnt. Herrn Hauptmann Gaedechens verdanke ich die Mitteilung, daß nach Herstellung der neuen Umwallung der Verkehr zwischen Altstadt und Neustadt nicht sofort freigegeben wurde, sodaß während mehrerer Jahre die Bewohner der Neustadt nach Thorschluß weder in die Altstadt, noch nach der späteren Vorstadt St. Pauli gelangen konnten.

[14] In einer Eintragung zum Jahre 1679 wird erwähnt, daß wegen der durch die Dänen drohenden Belagerung die Bäume in der Reeperbahn umgehauen seien, „allso daß nur wenig junge Bäume dafon sint bestehen geblieben."

und durch Erbauung einer „Dröge“[15] der notwendige bedeckte Raum zum Trocknen der Taue hergestellt werden muß.

Solchen Klagen vermag unser Meister Schneider oder Schuhmacher, dem die unbestimmte Vorstellung, von einer mit der Vergrößerung der Stadt wachsenden Kundschaft vorschwebte, nur schwache Trostgründe entgegenzustellen, und schon beginnt er selber an der Ersprießlichkeit der bevorstehenden Veränderung zu zweifeln, da kommt ihm unerwarteter Sukkurs durch zwei jüngere Reepermeister, welche mit fröhlichem Gruß das ernste Gespräch der beiden Alten unterbrechen. Es sind die beiden „Sammler“ Joachim Rickborn und Hans Ehlers. Das ganze Jahr hindurch haben sie unverdrossen die mancherlei Beiträge, welche in die Büchse des Amtes fließen, einkassiert, nun aber sind sie im begriff ihr Werk dadurch zu krönen, daß sie als Schaffer[16] die nötigen Vorbereitungen zu dem großen Festmahl treffen, mit dem nach alter Sitte das Rechnungsjahr des Amtes geschlossen werden soll. Das ist ein zwar schwieriges aber nicht so trockenes und undankbares Geschäft, wie das Einsammeln der Strafgelder, welches ihnen, außer vielem Aerger, nur die übliche „Ergötzlichkeit“ von je einem Thaler

---

[15] Die „Dröge“ lag in der Gegend der jetzigen Silbersackstraße. Die neu angefertigten Taue mußten über die von Hamburg nach Altona führende Straße dorthin transportiert werden; da sie im frischen Zustande nicht gerollt werden durften, waren manchmal an 100 Mann erforderlich, um ein solches Tau in seiner ganzen Länge über die Straße zu tragen. Um Störungen des Transportes zu verhüten, war das Amt befugt, die Straße an beiden Enden durch Schlagbäume (die häufig in den Rechnungen erwähnt werden) zu sperren. Im Jahre 1671 erbaute man jenseits der Heinestraße die später zum Tanzlokal umgewandelte „neue Dröge“. (Mitteilung des Herrn Siegeler.)

[16] Daß die jährlich ernannten beiden „Sammler“ bei der Höge als Schaffer fungierten, ist anzunehmen, da die Schaffer in den Rechnungsbüchern des Reeperamtes nur einmal (1667) erwähnt werden, und (nach Rüdiger 9 à 3) es auch sonst vorkommt, daß die Schaffer die Strafgelder einzusammeln haben.

einbringt.[17] Mit Hülfe der jüngsten Meister haben sie soeben die bestellten 10 Tonnen Bier in das Haus des worthaltenden Ältermannes geschafft und durch eingehende Prüfung[18] sich überzeugt, daß dieser Stoff weder den alten guten Ruf des hamburger Bieres, noch die Fröhlichkeit der Amtsbrüder gefährden werde. Da erscheint ihnen denn alles im rosigsten Licht, und die unbehagliche Stimmung ihres älteren Kollegen ist ihnen schier unbegreiflich; was wollen auch die kleinen mit der Verlegung des Arbeitsplatzes verbundenen Unbequemlichkeiten bedeuten gegenüber dem blühenden Zustande ihres Gewerbes, welches mehr und mehr die Fesseln des Handwerks abwirft und die Bahnen der Großindustrie zu wandeln beginnt. Und während die alten Meister noch fernab von den neuen Reeperbahnen im Mittelpunkte der Altstadt wohnen, sind die jüngeren bereits dem von der Alster zur Elbe hinabstrebenden Hafenverkehr gefolgt und haben sich ihr Heim mit Vorliebe an den Kajen gegründet[19], wo als einer der ersten Bewohner der neuen Straße schon 1584 Ludolf Gerkens sich ein stattliches Haus erbaut hat, an dessen Beischlägen das Wappen des Amtes mit den drei liegenden Wirbeln prangt.[20] Wer es nicht glauben will, mag sich

[17] Joachim Rickborn 1 ℛ = 3 ℳ 6 ß; Hans Elers 1 ℛ = 3 ℳ 6 ß vor ehre truwe denste de se im jhar gedhan.

[18] 1635: mit den Jungesten vordrunken, da sie das Bier einbrachten, 2 ℳ; verzehret, da wir des Abendts das Bier pröfeden, 2 ℳ (vergl. 1606, 1608, 1640).

[19] Nur von 1628—1642 sind die Adressen der Amtsbrüder, bei denen die Höge gehalten wurde, angegeben, nämlich: Hans Ledebuhr, Kajen; Diedrich Kruse, Bohnenstraße; Diedrich Meyer, Kajen; Harmen Twivell, Kajen; Johann von Geldern, Kajen; Christoph Samradt der Jüngere, Johannisstraße; Laurenz Wiegers, Johannisstraße; Christoph Samradt der Ältere, Hopfenmarkt.

[20] Das Haus Binnenkajen 37, dessen »series possessorum« ich der Güte des Herrn S. Benjamin verdanke, ist zuerst 1584 an Ludolf Gerkens, 1613 an Johann Ledebuhr, 1632 an Jochim Ledebuhr & Consorten, später noch an andere Reepschlägermeister zugeschrieben worden. Nach Gaedechens (S. 103) wurde die Straße Kajen um 1562 erbaut.

nur selber das Haus Binnenkajen No. 37 ansehen, dessen arg verwitterte Wappenschilde noch heute von dem Reepschlägermeister, der diesen Bau aufführen ließ, erzählen.

Die beiden Schaffer sind übrigens sehr eilig, denn sie haben noch mancherlei für das bevorstehende Fest zu besorgen; wir wollen sie daher mit weiteren Fragen über die Verhältnisse des Amtes nicht aufhalten und uns lieber am andern Morgen rechtzeitig zu der der Höge vorangehenden „gehegten Morgensprache" einfinden, in welcher man alles, was das Amt angeht, mit gebührendem Ernst verhandeln und erledigen wird.

Am Morgen des 20. November 1621, Punkt 8 Uhr, finden wir die Amtsbrüder, 20 an der Zahl [21], im Kirchensaal des Marien-Magdalenenklosters vollzählig versammelt. Die Stuhlsetzerin hat den Saal gereinigt und aufgeräumt und dafür 1 ℔ und für das Aufschließen desselben die üblichen 4 ß erhalten.[22] Die Amtsbrüder haben ihre Feiertagskleider angethan, denn wenn auch die Reepschläger es nicht, wie andre Ämter, für nötig erachtet haben [23], eine bezügliche Strafbestimmung in ihre Rolle aufzunehmen, so verlangt doch solches auch bei ihnen die Sitte. Kurz nach 8 Uhr treten die beiden Morgensprachsherren ein, nämlich die „ehrenvesten, hoch- und wohlweisen Herren" Herr Hans Schoushusen und Herr Dierk Moller, letzterer in Vertretung seines verhinderten Kollegen Herrn Caspar Reder.[24] Das hübsche Herkommen, die Herren des

---

[21] Die Zahl der Meister, welche die Zulage bezahlen d. h. unter welche der die Einnahme übersteigende Teil der Kosten der Höge repartiert wird, beträgt 1606: 28, 1612: 29, 1617: 25, 1618: 23, 1620: 22, 1623: 22, 1628: 22, 1630: 20, später meistens 20 oder 21, höchstens 25.

[22] 1614: der fruwen in S. Marien-Magdalenen kerken 1 ℔; den Karcken-Sal up tho schlutende 4 ß.

[23] Vgl. Rüdiger 9a, 31; 16, 23.

[24] Vgl. das „Tüchenissen-Bok" der Reepschläger.

Rats durch die vier jüngsten Meister abholen zu lassen[25], ist längst in Vergessenheit geraten und so erscheinen denn die beiden Ratsmitglieder nur in dem bescheidenen Geleit eines Reitenden Dieners, der dafür vom Amte ein Gratial von 6 ß erhält.[26] Die Älterleute begrüßen die Herren und geleiten sie zu den am oberen Ende des Tisches stehenden hohen Lehnstühlen, in denen sie würdevoll Platz nehmen. Durch diesen feierlichen Akt ist die Sitzung eröffnet, denn wer erscheint, „nachdem die Herren sitzen gegangen", muß Strafe zahlen.[27] Ihnen zunächst setzen sich die Älterleute, nämlich der worthaltende Ältermann Matthias Samradt und seine Kollegen Matthias Dreyer und Peter Fischer; der vierte Ältermann, Dierk Elers, ist im Laufe des vergangenen Jahres gestorben. An die Älterleute reihen sich die übrigen Amtsbrüder nach den Jahren ihres Eintritts in das Amt[28], zu unterst die Jüngsten, die erst im Jahre 1615 das Meisterrecht erworben haben. Auch der Amtsschreiber begiebt sich auf den ihm angewiesenen Platz, um das Protokoll zu führen. Mit neugierig mißtrauischen Blicken wird er von den Amtsbrüdern betrachtet, denn er nimmt heute zum ersten Male den Sitz ein, den lange Jahre Joachim Röding innegehabt hat, und ungern vermißt man den alten Herrn der immer so selbstbewußt die ihm jährlich zukommenden drei Reichsthaler als „des Notarii Joachimi Roedings salarium" gebucht hat. Im vergangenen Jahre ist auch er mit Tode abgegangen; interimistisch hat sein Sohn das Amt verwaltet[29], dann aber hat man ihm in der Person des Hinrich Brase einen Nachfolger gegeben, welcher durch Empfang

[25] Vgl. Bodemann, Zunfturkunden d. St. Lüneburg. S. 220.
[26] 1621: dem dener: 6 ß.
[27] Vgl. Rüdiger 3,16; 12,23; 17,14.
[28] Vgl. Bodemann, S. 6, 220.
[29] 1621: Joachimen's Rodingk Sohne : 2 ℔.

eines Handgeldes von 2 Thalern das Amt übernommen hat[30] und heute die ersten Proben seiner Kunst ablegen soll. Mit dieser Kunst hatte es nun freilich nicht viel auf sich, denn gleich in der ersten Rechnung Brases finden sich Korrekturen, wie sie sonst in dem ganzen sich über 60 Jahre erstreckenden Rechnungsbuche nicht vorkommen, und drei Jahre später hat er eine so konfuse Abrechnung geliefert, daß das Amt ihn entlassen und einen gewissen Markus Selck an seine Stelle gesetzt hat. Selck war nun freilich ein gebildeter Mann, der nicht nur eine wunderschöne Handschrift schrieb, sondern die Bücher sogar in hochdeutscher Sprache führte; seine Rechnungen sind auch klar und übersichtlich, aber in einer der heute üblichen Buchführung nichts nachgebenden summarischen Kürze abgefaßt, so daß sie für uns nicht annähernd so interessant sind, wie die verworrenen Eintragungen seines Vorgängers.

Er mag weidlich Angst geschwitzt haben, der gute Hinrich Brase, als nun alle sich gesetzt hatten und Matthias Samradt sich wieder erhob um in althergebrachter Weise die Morgensprache zu „hegen". Solche Hegung darf man sich nicht als ein bedeutungsloses Hersagen eingelernter Formeln vorstellen, sondern muß sich daran erinnern, daß diese Formeln aus Zeiten stammen, in denen geschriebene Gesetze noch etwas Seltenes waren und daher mehr als in unseren Zeiten die Not es erheischte, dem gesprochenen Wort durch bestimmte Redewendungen einen rechtsverbindlichen Inhalt zu geben. Die vier Worte „die Sitzung ist eröffnet", mit denen heute der Vorsitzende des Gerichts den ganzen Inhalt der Zivil- oder Strafprozeßordnung als bindende Norm den folgenden Verhandlungen zu Grunde legt, wurden damals ersetzt durch ein Zwiegespräch zwischen dem Worthalter und einem die Volksgemeinde

[30] 1621: dem schriver Hinrich Brase gegeven pro arrha 2 ₰, is: 6 ℔ 12 ß.

repräsentierenden Mitglied der Versammlung. So war es im Gericht (noch bis Anfang dieses Jahrhunderts in unserem Niedergericht) und so auch in der Morgensprache der Ämter, die ein wenn auch mit beschränkter Kompetenz ausgestattetes Gericht darstellte. Über alle Vergehen gegen die Amtsgesetze, außerdem auch über Beleidigungen der Amtsbrüder gegen einander, stand dem Amt die Entscheidung zu, dagegen aber war dasselbe verpflichtet von etwaigen zu seiner Kenntnis kommenden Kriminalvergehen dem Rat Mitteilung zu machen.

So richtete denn der worthaltende Ältermann an einen vorher von ihm benachrichtigten Amtsbruder das Wort und sprach, nachdem er dazu die Erlaubnis der Morgenherren erbeten hatte[31]: Ich frage Euch, ob es wohl so ferne Tages ist, daß ich mag eine Morgensprache hegen und halten, nachdem ich des von den ehrenvesten, hoch- und wohlweisen Herren Urlaub habe? Der Amtsbruder antwortet: Nachdem Ihr von den ehrenvesten, hoch- und wohlweisen Herren Urlaub habt, so ist es wohl so ferne Tages, daß Ihr möget eine Morgensprache halten und hegen. Alsdann der Worthalter: So thu ich wie mir zu Rechte gefunden ist und hege hier eine Morgensprache, Gott zu Lobe und zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit, zum ersten, zum andern und zum dritten Male. Ich frage Euch, was soll ich gebieten und verbieten in dieser gehegten Morgensprache? Darauf der Amtsbruder: Ihr sollet

[31] Die Hegungsformeln der hamburgischen Ämter sind nicht überliefert; dagegen haben wir die noch im vorigen Jahrhundert angewendeten Hegungsformeln des Niedergerichts zu Hamburg (Jacobj, Geschichte des Niedergerichts) und die Formeln der Lüneburger Schneider (1552) und Bäcker (um 1600). Alle diese Formeln stimmen fast wörtlich überein; wo kleine Abweichungen vorkamen, habe ich die im Niedergericht und daher mutmaßlich auch in den hamburgischen Ämtern gebräuchliche Fassung vorgezogen (vgl. übrigens die auf denselben Quellen beruhende Schilderung einer Morgensprache in dem Roman von Rüdiger, „Siegfried Bunstorfs Meisterstück“.)

verbieten Unlust und Scheltwort und daß Niemand des andern Wort halte, er thue es denn mit unserer Herren und der Werkmeister Willen. Endlich der Worthalter: So verbiete ich Unlust und Scheltworte und daß Niemand des andern Wort halte, er thue es denn mit Urlaub der Herren. — So jemand etwas zu werben hat, der trete vor!

Damit ist das Zeichen zum Beginn der eigentlichen Verhandlung gegeben und es folgt, als erstes und wichtigstes Geschäft, die Aufnahme der neuen Meister. Auch hierbei kommen feierliche Formeln zur Anwendung, werden symbolische Handlungen vorgenommen, welche dem Gerichtsverfahren entlehnt sind. Wie früher das Eigentum eines Grundstücks durch die gerichtliche Auflassung oder — nach hamburgischem Sprachgebrauch — Verlassung erworben wurde, so wurde auch dem neuen Meister das Amt aufgelassen[32], nachdem er alle sonstigen Vorbedingungen der Aufnahme erfüllt hatte.

Es sind diesmal vier Bewerber, welche das Amt eschen, d. h. den Antrag auf Aufnahme stellen: Joachim Smidt, Johann Lüdemann, Joachim Swarte und der Meisterssohn Joachim Gerkens. Nach alter Sitte müssen sie ihren Antrag dreimal wiederholen, aber nicht mehr, wie vor Zeiten, in drei verschiedenen Morgensprachen, denn das früher nur den Meisterssöhnen zustehende Recht, diese Formalität in einer einzigen Morgensprache zu erfüllen, genießen jetzt alle neu eintretenden Meister.[33] Alle ohne Unterschied haben auch ihr Meisterstück liefern, nämlich aus selbst gesponnenem

---

[32] Vgl. Bodemann, S. 15, 16.

[33] Nach dem Zeugnißbuch wird schon 1596 sowohl von Meisterssöhnen als von Fremden das Amt in e i n e r Morgensprache dreimal geescht. Die Rolle von 1711 bestimmt in Art. 1 ausdrücklich, daß in dieser Hinsicht zwischen Meisterssöhnen und Fremden kein Unterschied gemacht werden soll.

Garn eine Schmiete und eine Schoote[34] von vorgeschriebener Länge und Dicke herstellen müssen. Diese schwierige Probe hat vor einigen Tagen im Eichholz in Gegenwart der Älterleute stattgefunden. Der worthaltende Ältermann, der allverehrte Matthias Samradt, hat wegen einiger Leibesschwachheit, die in seinem zunehmenden Alter ihre Erklärung findet, hinausgefahren werden müssen, was dem Amte einen Kostenaufwand von 1 ℔ verursacht hat[35]; hoffentlich aber hat ihn seine Leibesschwachheit nicht verhindert, wacker mitzuzechen, als die Älterleute in der Bude das Resultat der Meisterarbeiten erwarteten und dabei nicht weniger als 4 ℔ verunkosteten.[36] Während dessen hatten die beiden Schaumeister die Examinanden kontrolliert, indem sie neben ihnen auf der Bahn herschritten; nachdem sie dann das vollendete Meisterstück besichtigt und ausgemessen[37], hatten sie den Älterleuten berichtet, daß die Arbeit zwar genügend sei, um die Aspiranten zum Amt zuzulassen, aber doch nicht völlig der gestellten Aufgabe entspreche, indem z. B. Joachim Gerkens eine schlechte Smiete geliefert hatte, die ein Viertel vom Daumen zu dick und zu strack[38] war, während die Schoote sich als ein Viertel vom Daumen zu dick und einen Fuß zu kurz ausgewiesen hatte. Daß jedes Meisterstück derartige kleine Mängel aufwies, war unvermeidlich

[34] Vgl. das „Zeugnißbuch" und Art. 4 der in der Lade befindlichen Abschrift der Rolle von 1711. „Schoote" ist das zum Befestigen des Segels dienende Tau, „Schmiete" oder „schmiedweise geschlagenes Tau" ein Tau, welches an dem einen Ende dicker ist als an dem anderen (vgl. Röding, Allgemeines Wörterbuch der Marine). Bei einer Ausfahrt, welche die Älterleute einige Tage vor der Probe machten, wurden die Maße des Meisterstücks bestimmt. (Mitt. des Herrn Siegeler.)

[35] dem kutscher de Mattias vorede: 1 ℔.

[36] by dem Meisterstücke: 4 ℔.

[37] Die Dicke der Taue maß man noch in diesem Jahrhundert mittels eines Stückchens Pergament, in welches die Älterleute ein Loch geschnitten hatten. (Mitteilung des Herrn Siegeler.)

[38] Zu strack = zu gestreckt, nicht fest genug.

und den Älterleuten durchaus nicht unerwünscht, denn dadurch erhielten diese Ursache, nach alter guter Sitte den Aufzunehmenden zu erklären, daß zwar ihr Meisterstück nicht unsträflich ausgefallen sei, daß man aber Gnade für Recht ergehen lassen und sie gegen Zahlung einer angemessenen Strafe zum Amte zulassen wollen. So geschah's auch diesmal, jeder der vier Geprüften mußte „wegen seines untüchtigen Meisterstückes" drei Tonnen Bier, d. h. 21 ℳ, Strafe zahlen und wurde dann zur Erwerbung des Amtes zugelassen. In der Morgensprache müssen sie nun noch, mit Ausnahme des Meistersohnes, entweder durch Vorlegung eines Geburtsscheines oder durch zwei unverdächtige Zeugen, welche sich dabei auf ihren Bürgereid beziehen, beziehungsweise — wenn sie hier fremd sind — einen besonderen Eid leisten, ihre eheliche Geburt nachweisen, und nachdem sie dann „der Herren Willen gethan", d. h. die der Stadt zukommende Abgabe, das Meistergeld, erlegt haben, werden sie als neue Amtsbrüder zugelassen und nehmen ihren Platz am Ende des Tisches ein. Die Erfüllung ihrer sonstigen Verbindlichkeiten gegen das Amt, nämlich die Spendung einer Tonne Bier, eines Bratens und des dazu gehörenden Brotes, bleibt gelegener Zeit vorbehalten.[39] In bunter Reihe mit der Aufnahme der neuen Amtsbrüder erfolgt auch die Einzeugung von Amtsschwestern (Amptssüsteren). Um nämlich der Vorteile des Amtes, insbesondere des Rechtes das Geschäft nach des Ehemanns Tode fortzuführen, teilhaft zu werden, mußten auch die Frauen der Amtsbrüder ihre eheliche Geburt nachweisen. Alle diese Zeugnisse wurden zum ewigen Gedächtnis in einen riesigen Folianten „des Amptes der Reep-

[39] Es scheint, daß der Braten meistens in natura gespendet worden ist, doch wird auch manchmal der entsprechende Betrag in barem Gelde entrichtet, so 1609: 4 ℳ 4 β, 1629 und 1641: 7 ℳ. Für Brot wird der feste Satz von 8 β, für die „Kosttonne" oder „Bräutigamstonne" der jeweilige Marktpreis einer Tonne Bier bezahlt.

schleger Tücheniſſen-Bock", welches 1607 begonnen und bis 1827 fortgeführt ist, eingetragen. Die erste Eintragung des uns hier interessierenden Jahres 1621 lautet z. B.: „Cordt Heitmans Fruwe Elisabeht is van Jasper Kruese, dem Vader, alhir gewesenen borger, und van Cillie Kruese, der Moder, alhir echt und recht gebahren; tuegen Hinrich Gerkens undt Carsten Perßen, beide borger alhir, by ehren borgerlicken eeden". In dem poetischen achtzehnten Jahrhundert wurde den Frauen bezeugt, daß ihre Mutter „vor Jungfer in fliegenden Haaren zu Chor gegangen" sei. — Außer der genannten Frau Heitmann wurden noch Peter Rosins Frau, Catrina, und Joachim Horns Frau, Anna, der Ehren des Amtes teilhaftig gemacht. Dann schritt man zur Wahl eines Ältermanns an Stelle des verstorbenen Dierk Elers; gewählt wurde der im Jahre 1605 in das Amt aufgenommenes Hans Ledebuhr, damals Eigentümer des schon erwähnten Hauses Binnenkajen 37.

Nun folgen Verhandlungen über Fragen, die fast in jedem Jahr auf der Tagesordnung der Morgensprache standen. Namentlich hat eine ganze Reihe von Amtsbrüdern Bestellungen im Betrage von mehr als 30 Schiffspfund von Kaufleuten angenommen und ausgeführt, ohne der „Cumpanie", wie das Amt mit Rücksicht auf seine genossenschaftliche Organisation schon in der Rolle von 1375 häufig genannt wird, davon Anzeige zu machen.[40] Solche Bestellungen sollten nämlich pro rata unter die Amtsbrüder verteilt werden und wurden sogar, wenn eine derartige Verteilung nicht thunlich,

[40] Im Jahre 1613 muß Matth. Dreier 3 ℔ Strafe zahlen „wegen dessen, dat he baven 30 Schip-℔ einem Manne gemaket und dem Ampte nicht angesecht." In Art. 14 der Rolle von 1711 heißt es: „Wann hinführo bei einem oder andern Amtsbruder Kaufmannsgut, welches verschickt werden soll, bestellet wird, derselbe Amtsbruder soll schuldig sein, es beim Amte zu melden um die Arbeit pro rata zu distribuiren und auszutheilen, doch daß der Amtsbruder, bei dem es bestellt ist, vor aller Austheilung 10 S.-℔ zu verarbeiten zu Voraus haben soll."

unter ihnen ausgewürfelt[41], diese löbliche Einrichtung war aber denjenigen Amtsbrüdern, deren Geschäft sich größeren Zuspruchs erfreute, natürlich sehr unangenehm und so kam es denn, daß nicht weniger als acht Meister in dieser Morgensprache „wegen Koepmans gudt" in $^{1}/_{2}$ Tonne Bier = 3 ß verurteilt werden mußten, unter ihnen auch der eben zum Ältermann erwählte Hans Ledebuhr. Gegen andere Meister wird Klage erhoben, weil sie den billigen und schlechten Altenländer und Winsener Hanf und nicht „uprechtig Königsbarger oder Rigisch Gudt" verarbeitet haben[42]; namentlich wird geklagt, daß ein gewisser Hans Warneken hier einen Handel mit Altenländer Hanf etabliert habe und es wird einhelliglich beschlossen, daß niemand solchen Hanf von ihm kaufen soll, bei Strafe einer Tonne Biers.[43] Ein Meister hat auch, wie er nicht leugnen kann („welckes he möten bekennen"), mit Leinen hausieren lassen,[44]

---

[41] Nach einer hinten im ältesten Rechnungsbuch befindlichen Eintragung wurde 1628 beschlossen, daß um ein bei Christoffer Samradt bestelltes Tau das ganze Amt spielen solle, „und die vier so die högesten ogen hadden, die scholden dat Tauw maken."

[42] 1617: Hinrich Eisenbarch betalet wegen Oldelander Warck tho spinnende 3 ß; 1622: Dierk Koster gifft Straffe vor ein tow von Winser gudt gemaket; 1627: Johann von Geldern zur Strafe, daß er Oldelander Hanf für Arbeitslohn verarbeitet: 12 ß. In einem Auszug aus den Morgensprachsprotokollen, welcher sich in der Mandaten-Sammlung der Kommerz-Bibliothek (Bd. I, fasc. 1276—1498) befindet, wird zum Jahre 1623 erwähnt, daß Hans Warnecke und andere haben „underschiedlich guth und nicht uprechtig Königsberger oder Rigisch guth vom Amt bearbeiten lassen."

[43] Zur Rechnung von 1627 ist die Bemerkung eingetragen: „bei vorhergehender Rechnung haben die Älterleute und gantzes Ambt einhelliglich dahin geschlossen, daß Keiner von den Ambtsbrüdern Macht haben soll, von Hanß Warnecken inß künftig einigen Altelander Hanf zu kaufen bei Strafe einer Tonne Biers."

[44] 1612: Ladewich Wittenborch hefft laten mit lienen huseren, welckes he möten bekennen, hievör will he tho Johannis 1613 betalen, watt sick geböret, nömlik 2 ß.

was schon 1605 verboten worden ist[45] und muß dafür bezahlen „wat sick gehöret, nömlik 2 ℔."

Ferner muß Hermann Twivell 3 ℔ Strafe bezahlen, weil er einen dritten Knecht gehalten hat.[46] Zwei Knechte waren nämlich nur erlaubt und blos die Älterleute haben 1581 das Recht erlangt, drei Knechte halten zu dürfen.[47]

Im übrigen hat man in der hohen Morgensprache wenig Ursache sich mit dem Verhältnis der Meister zu den Gesellen zu beschäftigen, denn alle zehn Jahre kommen die Älterleute der fünf wendischen Städte (Hamburg, Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund) in Lübeck zusammen und revidieren die gemeinsame Gesellenordnung, die dann sauber auf Pergament geschrieben und in den Laden der Ämter aufbewahrt wird.[48] Also ist 1595 zu Wismar beschlossen und seitdem gehalten worden. Die Reise der Alten nach Lübeck zu Himmelfahrt 1615 hat dem Amte einen Kostenaufwand von 40 ℔ 3 ß verursacht.

Nun gilt es noch einige Meister zu strafen, welche ihre Amtsbrüder beleidigt oder durch ihr Benehmen die vorige Morgensprache gestört haben. Pawell Bosche muß bezahlen, tho bröke, dat he sick unnutte gemakett: 2 ℔, Hans Elers wegen der Scheldtworde an Jochim Luders bescheen eine halbe tunne beer, is: 3 ℔ 4 ß, Cordt Heidtmann wegen Modtwillicheit: 2 ℔, Dierk Meyer wegen Ungehorsams in vorledener Morgensprake: 3 ℔. Letzterer muß

[45] Vgl. Art. 13 der Rolle von 1711: „auch soll ein jeder Amtsbruder sich alles Hausirens enthalten, wie solches bereits Ao. 1605 d. 22. Janr. beschlossen ist ꝛc."

[46] Rechnungsbuch 1625. Das Verbot mehr als zwei Knechte zu halten, wurde schon 1429 erlassen (vgl. die Mandaten-Sammlung der Kommerz-Bibliothek).

[47] S. dieselbe Sammlung.

[48] In der Lade sind die Gesellenordnungen von 1595, 1665, 1675, 1685 enthalten.

außerdem noch „wegen der Bröke mit Hinrich Eisenbarch wegen Scheltworde“: 1 ℔ 4 ß bezahlen, während Hinrich Eisenbarch „wegen Scheltworde mit Dierk Meier“ mit 1 ℔ Strafe wegkommt.[49]

Endlich hat man sich noch mit den Lehrlingen zu beschäftigen. Bei der geringen Zahl der Knechte, welche den Meistern zu halten erlaubt war, ging das natürliche Streben der letzeren dahin, durch eine entsprechend größere Zahl von Lehrlingen den stetig, wachsenden Ansprüchen ihrer Kundschaft gerecht zu werden. Noch 1581 hatte das Amt in richtiger Würdigung dieses Umstandes ausdrücklich beschlossen, daß jedem Meister erlaubt sein solle, so viel Lehrlinge zu halten, als ihm beliebe. Als nun aber infolge des großen Ansehens, welches das Amt genoß, aus der ganzen Umgegend die jungen Leute nach Hamburg strömten, um das Reeperhandwerk zu lernen — sogar ein Junker Jochim Rölinck wird unter den 1608 eingeschriebenen Lehrlingen genannt — und als mit Hülfe dieser Lehrlinge einige Meister ihr Geschäft bedeutend vergrößerten, da mögen wohl die weniger vom Glück begünstigten Amtsbrüder gemeint haben, daß eine Beschränkung der Zahl der Lehrlinge eine gerechtere Verteilung der Arbeit herbeiführen werde, und so setzten sie um 1612 den Beschluß[50] durch, daß in Zukunft jeder Meister höchstens sieben Lehrlinge halten dürfe.[51] Daß die Inhaber größerer Geschäfte lieber Strafe bezahlten als sich dieser Bestimmung unter-

[49] S. die Rechnungen von 1609, 1612, 1616.

[50] S. die Mandaten-Sammlung der Kommerz-Bibliothek.

[51] Eine bestimmte Nachricht darüber, wann dieser Beschluß gefaßt worden, liegt nicht vor, doch finden sich in der Rechnung von 1612 folgende Einnahmepöste verzeichnet: Peter Schaer betalet wegen siner gehabten 8 Jungens: 1 ℔; Hans Ledebur betalet bröke wegen siner 8 Jungens: 1 ℔. In den folgenden Jahren wird sehr häufig Strafe „wegen Jungens“ bezahlt, ohne daß der Grund näher angegeben ist, 1624 aber wurde beschlossen: „Dewile vor dissen einem jeden vorlovet 7 Jungen tho holdende, also is belevet dat nemand mehr den 6 Jungen und 2 Knechte holden schall“ (s. d. Mandaten-Sammlung).

warfen, ist begreiflich, und so sieht denn das Amt sich in der Lage verschiedene Meister, welche 8 Jungen gehalten haben, in die übliche Strafe von 1 ℔ zu nehmen. Im ganzen beschäftigte das Amt im Jahre 1621 ca. 67 Lehrlinge, und zwar hatte Meister Fischer: 9, Ledebuhr: 8, Rickborn, Matthias Samradt und die Ww. Catharina Samradt je 6, Wigers 5, die übrigen Meister nur 1—3 Lehrlinge.[52] In diese Zahl sind übrigens eingerechnet einige Lehrlinge, welche bereits ausgelernt haben, von ihrem Meister aber auf fernere 3 Jahre engagiert sind. Diese Umgehung der Bestimmung, daß kein Meister mehr als zwei Knechte halten dürfe, war gestattet unter der Bedingung, daß der Meister für jeden solchen Knecht, den er als Lehrling annahm, dem Amte eine Tonne Bier bezahlte.[53]

Alle Lehrlinge werden mit Angabe ihres Geburtsortes und ihrer Lehrzeit, welche zwischen drei und sechs Jahren variiert, in „dat rode lange book, dar de Jungens ingetekent sin", eingetragen[54] und haben dafür eine Gebühr von 6 ß zu entrichten. In der Morgensprache von 1621 werden 24 Lehrlinge zum Eintritt auf Ostern 1622 eingeschrieben. Unter ihnen sind zwei, welche ausgelernt haben und sich nun auf weitere drei Jahre verpflichten; ihr Meister Hans Ledebuhr hat die dafür dem Amte gebührenden zwei Tonnen Bier à 6 ℔ laut des Rechnungsbuches richtig bezahlt.

---

[52] Diese Zahlen sind nach den Eintragungen im Lehrlingsbuch (s. Anm. 54) zu berechnen.

[53] Vergl. die Rolle von 1711, Art. 18: „wenn ein Lehrjunge nach seiner verabredeten Lehrzeit sollte länger in der Lehre bleiben und sich nicht ausschenken lassen wollen, derselbe mag bei seinem Lehrmeister wohl ferner bleiben, aber keineswegs zu einem andern gehen, es sey denn mit gutem Consens seines Lehrmeisters." Wenn er ein Jahr nachlernt, soll der Meister 1 Rthr., wenn drei Jahre, 2 Rthr. an das Amt zahlen.

[54] S. die Rechnung von Johannis 1612. Das „rothe" — jetzt durch das Alter geschwärzte — Buch enthält die Namen sämtlicher von 1586—1758 eingeschriebenen Lehrlinge.

Nachdem auch dies Geschäft erledigt ist, muß noch die Rechnung des vorigen Jahres geprüft und der voraussichtliche Betrag der diesjährigen Ausgaben festgestellt werden. Der worthaltende Ältermann und die andern Amtsbrüder, die Gelder für das Amt verauslagt haben, machen entsprechende Mitteilung und werden entschädigt. Soweit diese Auslagen sich auf das bevorstehende Festmahl beziehen, wird später von ihnen die Rede sein, aber auch manche Ansprüche, die mit der Höge nichts zu thun haben, sind zu erledigen. Abgesehen von den Ausgaben, welche durch die Instandhaltung der Bahnen und durch die Bewachung und Reinhaltung der Ziegelhäuser entstanden sind[55], sind auch die Ziegelleute noch mit Trinkgeldern zu bedenken,[56] desgleichen erhalten die Thorschließer vom Ellern- und Scharthor, damit sie die Amtsbrüder, welche ihre auf den Bahnen verfertigten Taue in die Stadt bringen, nicht unnöthig chikanieren, ein Gratial von 2 ℳ bezw. 1 ℳ 8 ß[57], ferner hat der Amtsschreiber, außer seinem Jahresgehalt, noch 1 ℳ 4 ß für einen „pargamenen bref"[58], in welchem der Verkauf einer Bahn nebst Bude beurkundet ist, und für eine Supplikation an den Rat 3 ℳ zu erhalten.[59] Auch die beiden Morgenherren haben dem Amte Ausgaben verursacht, denn es war herkömmlich, daß jedem derselben zu Ostern ein Lamm verehrt wurde[60]; außerdem aber

[55] S. Anm. 10.

[56] 1621: Den Teyellueden 1 ℳ, den Avenlueden (den Ofenleuten, Leuten am Ziegelofen) Offergeld 2 ℳ.

[57] Seit 1629 erhält nur der Schließer am Millernthor ein Trinkgeld.

[58] 1612: „Joachimo Röeding vor einen pargamenen breff wegen der verkofften boden undt bane 2 ℳ." Die Bude war dem Meister Peter Fischer im vorhergehenden Jahre vom Amt für 32 ℳ 8 ß abgekauft worden.

[59] S. die Rechnung von 1623.

[60] 1621: 2 Lammer den Heren 14 ℳ (vergl. 1614: den Morgenherren up Ostern jeder 1 Lamm 5 ℳ 8 ß). Diese Ausgabe kommt nur in den Jahren 1613—1623 vor, dagegen ist 1609 gebucht: den Morgensprakesherren, wie angeordnet worden, voreret 6 Rikesdaler = 12 ℳ 6 ß.

bestand die löbliche Sitte, daß der Morgenherr, wenn etwa seine Frau Liebste einer Zeugleine benötigte, oder wenn er selbst für seinen Speicher ein Windetau brauchte, deswegen einfach zu dem nächsten Reepermeister schickte, der den Betrag dann dem Amte in Rechnung stellte.[61] Die Leistung solchen Tributs wurde von beiden Teilen als selbstverständlich angesehen, schloß es aber nicht aus, daß man auch ganz freiwillig einander zarte Aufmerksamkeiten erwies, wie z. B. im Jahre 1608, als das Amt „dem Herrn und der van Sprekelschen" 150 Limonien verehrte. Das war damals ein wertvolles Geschenk, denn anläßlich der in jener Zeit so häufigen Pestepidemien hatte im Jahre 1597 der Physikus Dr. Johann Bökel im Auftrag des Rates eine „Pestordnung" veröffentlicht, in welcher er bei Besprechung der verschiedenen „Praeservationes" gegen diese Krankheit sich auf Seite 52 wie folgt vernehmen ließ: „Unter allen andern weiß ich nichts besseres das Hertz zu stercken, und dasselb wider das gifft zu behüten, als frische Citronen und Limonen, alle morgen nüchtern ein schnitt, oder scheiblein, mit ein wenig Zucker bestrewet, genommen. . . . Derowegen zu solchen gefährlichen zeiten, ein jeder sich befleißigen sol, dieselbige stets im Hause zu haben, damit er der [derer] zur fürsorge, und in vorfallender noth, zu gebrauchen haben möge." Ferner verlangt auch die Kirche ihren Tribut, denn in der Kapelle auf dem Begräbnisplatz vor dem Millernthor, der jetzigen Michaeliskirche, hat das Amt kürzlich ein Gestühlt erworben, für welches eine Miete von 2 ℳ 5 ß entrichtet

---

[61] 1621: Matthias Dreyer, so de heren van ehme halen laten 2 ℳ; H. Hans Schouweshuesen van Hans Ledebuer halen laten 6 ℳ 3 ß; noch 1 ℳ 8 ß. Ähnliche Angaben fast in jeder Rechnung, u. a. 1616: an Hanß Ledebur, so he wegen Amptes vorlecht, an H. Hans Schoushusen 1 Windeltow van lingarn, woch 44 ℔ tho 3 ß, is 8 ℳ 4 ß; 1756: vor Patron seyn Liebste 2 Linnen 9 ℳ.

werden muß.[62] Der Pastor aber hat sofort die Beziehungen, in welche das wohlhabende Amt der Reepschläger zu seiner Kirche getreten ist, benutzt, um einen abgebrannten Prediger aus dem Jülicher Lande, der ihn um Unterstützung gebeten, an das Amt zu verweisen, welches demselben denn auch 1 ℔ bewilligt hat.[63] Auch andere abgebrannte Leute werden mit ähnlichen Beträgen unterstützt und zur Auslösung eines Sklaven in der Barbarei werden sogar 12 ℔ beigesteuert.[64] Endlich sind noch einige kleine Beträge zu bezahlen, welche die Älterleute gelegentlich in den Schiffergesellschaft oder in der Schonenfahrergesellschaft oder, nach Einreichung der Supplikation, unter dem Rathause mit dem Schreiber verzehrt haben.[65]

Wenn sich nach dieser vorläufigen Abrechnung ein Defizit voraussehen ließ, was meistens der Fall war, so wurde der mutmaßliche Betrag desselben unter die Amtsbrüder repartiert und gleich einkassiert. So hat im vorigen Jahre jeder Amtsbruder 1 ℔ 4 ß Zulage bezahlen müssen, und so genau war damit dem wirklichen Bedürfnis entsprochen worden, daß der Amtsschreiber die Bilanz ziehen konnte mit den Worten: geit grade up! In diesem Jahr wurde eine Zulage nicht für nötig erachtet, vielmehr wiegte man sich in der, wie wir nachher sehen werden, etwas voreiligen Hoffnung auf einen bedeutenden Überschuß.

---

[62] 1613: dem Köster is wegen des Stöeltes betalet 2 ℔ 5 ß; 1614: vort Stölte buten dem Melrendhore 2 ℔ 4 ß; ähnlich 1621 und 1622.

[63] 1613: einem vordrevenen Prediger uth Gulicher lande, den de Pastor an dat Ampt gewieset, 1 ℔.

[64] 1671: für einen Schlaven in Barbarreien geben 12 ℔.

[65] 1621: in der Schippergeselschop 2 ℔; in der Schonevhargeselschop wegen der heringsbuetzen roders vorunkostet 1 ℔ 4 ß; 1614: under dem Rathuse mit dem Schriver vorunkostet 3 ℔; 1613: alse wi up dem Rhathuse weren is vordrunken upm burstade 1 ℔. Ähnliche Ausgaben kommen v[illegible]fach vor.

Hiermit sind die Geschäfte der Morgensprache erledigt und nachdem die Morgenherren gegangen sind, kann man sich angenehmeren Pflichten widmen. Es war übrigens nicht möglich, die reiche Tagesordnung, deren Erledigung hier im Zusammenhang geschildert worden, an einem einzigen Vormittage zu bewältigen, zumal da der Vormittag damals schon um 10 Uhr endigte, denn um diese Stunde pflegte man, auch bei feierlichen Gelegenheiten, zu Tisch zu gehen.[66] Was sich also nicht in den zwei Stunden von 8—10 Uhr erledigen ließ, mußte auf den nächsten Tag verschoben werden, und so kam es, daß die gehegte Morgensprache des Jahres 1621 sich — was übrigens nichts Seltenes war — über vier Tage, den 20., 21., 22. und 24. November erstreckte. Erst am 24. November fand beispielsweise die Einschreibung der Lehrlinge statt.

Während noch die Amtsbrüder in ernster Beratung beisammen sitzen, herrscht bereits in dem am Hopfenmarkt belegenen Hause des worthaltenden Ältermanns Matthias Samradt ein reges Leben, denn diesem liegt es ob, zu der Festmahlzeit, mit welcher sein Rechnungsjahr abgeschlossen und die Übergabe der Lade an den neuen Worthalter gefeiert wird, sein Haus herzuleihen. Ein Mehreres wird von ihm nicht verlangt, denn alle Kosten der Mahlzeit trägt das Amt und für die verursachte Mühe und „vor ehre ungemack" erhält die Hausfrau am Schluß der Mahlzeit eine Verehrung von 2 Reichsthalern.[67] Frau Elisabeth Samradt ist übrigens der mit

[66] Vgl. Rüdiger, Nr. 46, 5; 49e, 17. Bei großen Hochzeiten durfte man nach der Hochzeitordnung von 1609 nicht später als 12 Uhr zu Tisch gehen, augenscheinlich eine Ausnahme-Bestimmung, welche geeignet erscheint die allgemeine Regel einer noch früheren Tischzeit zu bestätigen.

[67] Daß die Hausfrau in klingender Münze für ihre Mühe belohnt ward, war durchaus nicht anstößig; erhielt doch sogar, nach dem Rechnungsbuch der Billwerder Kirche, die „Pastersche" für ihre Mühewaltung bei der „Kirchenmahlzeit" ein Gratial (s. das. 1613, 1630, 1671).

der Vorbereitung der Höge verknüpften Mühwaltungen nicht ganz ungewohnt, denn ihr Ehemann, der 1588 das Meisterrecht erworben, ist bereits seit 1605 Ältermann und seitdem haben sich alle vier Jahre die Amtsbrüder zum Festmahl in seinem Hause vereinigt.[68]

Der Hausfrau geht die Magd in freudiger Erwartung des ihr zukommenden Trinkgeldes von einer Mark[69] fleißig an die Hand; auch die sechs Lehrlinge des Herrn Samradt haben mit zugreifen müssen, denn es galt die große Diele des Hauses von Tauwerk zu räumen und durch gründliche Reinigung in festlichen Stand zu setzen. An der Thür hat bereits Lütke, der Thürwächter[70], seinen Posten eingenommen, um die neugierige Straßenjugend und die auf irgend eine Spende hoffenden armen Leute vom Eindringen in den Festsaal abzuhalten; in der Küche aber herrscht heute als unbeschränkter Gebieter der engagierte Koch mit seinem Jungen[71], der bereits fleißig den Bratspieß dreht, und der „Schottelwascherschen", deren Hinzuziehung zu großen Festlichkeiten selbst die allem Luxus feindliche Hochzeitsordnung von 1609 für unerläßlich erachtet hat.[72]

Ehe die Festgenossen eintreffen, werfen wir noch einen raschen Blick auf die Ausschmückung des Lokals und die Anordnung der Tafel. Da die kahlen Wände der Diele wenig zu dem Glanz des Festes passen würden, so hat man sie mit Teppichen, dem sogenannten

[68] 1588 wird Matthias Samradt in dem Lehrlingsbuch zuerst als Lehrherr genannt, am 14. Juli 1606 legte er bereits die Jahresrechnung ab. Die Höge wurde in Samradt's Hause gehalten 1606, 1610, 1614, 1618, 1621; außerdem 1609, vermutlich weil der worthaltende Ältermann, Hartmann, im Laufe des Jahres gestorben war.

[69] Von 1625 an erhielt die Hausfrau regelmäßig 6 ℳ, die Magd 2 ℳ.

[70] „Lutke de Dorrwechter" erhielt 1621 im ganzen 2 ℳ 4 ß, 1631 erhielt er für einen Tag 1 ℳ, 1641 für zwei Tage 3 ℳ.

[71] Der Koch erhielt 1621 2 ℳ, sein Junge 4 ß; schon 1630 erhalten sie zusammen per Tag 4 ℳ 8 ß. „Bradenwenders" werden 1606 erwähnt.

[72] Die Schüsselwäscherin erhielt von 1615—1635 regelmäßig 2 ℳ.

Umhang behängt[73]; ein ebenfalls aus Teppichen bestehender Windfang[74] verschließt den Eingang, und der gegenüber befindliche Sitz der Älterleute ist durch eine Art Thronhimmel, das Zelt[75], ausgezeichnet. Umhang und Zelt waren übrigens nicht lediglich zur Augenweide bestimmt, sondern hatten außerdem, wie sich aus einer Notiz des Rechnungsbuches zum Jahre 1613 ergiebt, den sehr vernünftigen Zweck, den auf der großen Diele unvermeidlichen Zugwind abzuhalten. Damals waren nämlich die Älterleute zur Besprechung einer wichtigen Angelegenheit bei dem Morgensprachsherrn Johann Wetken eingeladen, und das Amt bezahlte nicht nur das damit verbundene Zweckessen, sondern auch 1 ℳ „vor den Umhanck in Johan Wetkens huse, de 4 olden tho schuddende" (die 4 Alten zu schützen).

Gespeist wird an fünf Tischen, welche hufeisenförmig gestellt sind. Die Festgenossen sitzen nur an der Hinterseite der Tische, sodaß die Vorderseite für die Bedienung frei bleibt.[76] An der mittelsten Tafel sitzen die vier Alten, und zwar auf Stühlen, die übrigen Amtsbrüder nehmen auf vier Bänken Platz, auf jeder Bank also vier bis fünf Meister.[77] Die Lehnen und Sitze der Bänke sind gleichfalls mit Teppichen („Ruggelaken und Bancklaken")[78] behängt.

[73] 1610 und 1621 werden 8 ß für „Umhangesgelt" gebucht, (vgl. Mnd. Wörterbuch).

[74] Der „Wintvank" kommt vor in den Rechnungen von 1636, 44, 48, 60, 64. Er wird zusammen mit den Bänken und den „Ruggelaken" gemietet.

[75] „vor dat telt im haus" werden 1656 und 60 12 ß bezahlt. 1672 ist gebucht: den Kock mit die Tellte 5 ℳ 8 ß.

[76] Vgl. Abbildungen von Festmahlzeiten aus jener Zeit, namentlich das bekannte Bild des Festmahls der Bürgerkapitäne.

[77] 1630 wurden vier Bänke à 3 ß gemietet, 1621 sind 8 ß für bencke, huere ausgeworfen, jede Bank wird also 2 ß gekostet haben. Der Posten für Miete der Bänke und Tische fehlt fast in keiner Rechnung, da aber auch ein zerbrochener Stuhl gelegentlich erwähnt wird, ist zu vermuten, daß die Älterleute auf Stühlen gesessen haben.

[78] 1621 wurden „vor Ruggelacken und Bancklacken-Huere" 1 ℳ 8 ß bezahlt

Auf einem Kredenztisch prangt das Silber- und Zinngeschirr des Amtes. Schon 1606[79] hatte das Amt eine große silberne Kanne von 128 Lot (wohl der „Willkomm“), ferner vier kleinere Kannen und einen Stoop von Silber, drei große und 30 kleinere Kannen von Zinn, außerdem einen dreiarmigen Leuchter von Messing und zwei „Haneken“ (Hähnchen am Faß). Zu diesem dem Amte zuhörenden Tafelgerät kommt nun noch eine große Menge gemieteten Geschirrs. Die Brüderschaft der Hausschlachter und Köche hatte nämlich, wie in ihrer Rolle von 1593[80] ausdrücklich hervorgehoben ist, einen großen Vorrat von Grapen, Kannen, Schüsseln, Tellern, Leuchtern 2c. und vermietete dieselben angeblich „vor gebörliche Huere“, aber manchmal auch wohl zu ungebührlichen Preisen, so daß der Rat in der Hochzeitsordnung von 1609 einen genauen Tarif für diese Vermietungen aufstellte. Auch der Umhang nebst Zubehör, sowie die Tische und Bänke wurden gemietet. Nur die Stühle für die Alten mag der Gastgeber hergegeben haben, manchmal wohl zum Leidwesen seiner Hausfrau, denn nach der Höge von 1608 mußte das Amt 1 ß bezahlen „vor einen dreieden stoel, so thobraken worden“.

Schließlich wird noch durch auf den Tisch gestreute grüne Blätter[81] das festliche Aussehen der Tafel erhöht, auch Vorsorge

---

[79] Das Inventar über das 1606 vorhandene Geschirr findet sich im ältesten Rechnungsbuch des Amtes zwischen den Rechnungen von 1652 und 53.

[80] Rüdiger Nr. 20a, 1. Unter dem vom Amt gemieteten Geschirr werden aufgeführt: Tafelkrentze, Ketel und Grapen (1606); Tollern, Saltzern (Salatièren), Luchter, 4 Bradensate (Bratengefäße) 1608; Romer, Putte (1636). In den anderen Rechnungen ist gewöhnlich nur „Kockentüch“ oder „tinnen Tüch“ im allgemeinen aufgeführt. Tafelkränze waren messingene mit Handgriffen versehene Ringe, auf die man beim Auftragen die zinnernen Schüsseln stellte. Mnd. Wörterbuch.

[81] Krudt up den Disch, Strowkrudt kommt 1615, 24, 29, 37, 40, 43 vor, 1648 wird auch eine „Krautfrau“ erwähnt, von welcher man für 1 ß 14 ₰ Kraut bezog.

getroffen, daß bei eintretender Dunkelheit zahlreiche Kerzen das Tageslicht entbehrlich machen: nicht weniger als 17 ℔ Lichte à 5 ß das ℔ sind an den vier Abenden der Höge verbraucht worden.

Damit aber auch der Geruchssinn nicht zu kurz komme, sucht man durch „ruckkrut“ oder „ruckpulver“ den vom Reepergewerbe unzertrennlichen Teergeruch zu übertäuben.[82]

Endlich erscheinen die Amtsbrüder und nehmen unter den Klängen einer von drei Spielleuten[83] ausgeführten Musik ihre Plätze ein, streng nach der Reihenfolge, wie sie in das Amt eingetreten sind. Die feierliche Eröffnung des Festmahles geschieht, wie damals allgemein üblich, durch einen vom worthaltenden Ältermann gesprochenen Gelagsgruß. Der Wortlaut desselben ist uns nicht überliefert, doch dürfen wir annehmen, daß er ebenso oder ähnlich gelautet habe, wie derjenige, mit welchem um jene Zeit der präsidierende Bürgermeister die Petri-Mahlzeit des Rates einzuleiten pflegte:[84]

Mit Ehren bin ick upgestahn,
Mit Ehren will ick wedder sitten gahn,
Gott gröthe dit gode Gelach;
Iß ett nich groot und breet,
So iß ett doch aller Ehren werth.
Gröth ick den een und den andern nicht,
So do ick als een Bösewicht.
Dat bin ick nicht,
Iß ock Niemand im ganzen Gelage nicht.

Nun folgen Tafelgenüsse der mannigfaltigsten Art, denn die Reepschläger waren nicht so genügsam wie z. B. die aufwärtsfahrenden Schiffer, deren neugewählte Älterleute dem Amt eine

[82] 1621 wurden für „Ruckpulver“ 4 ₰ ausgegeben.

[83] Die Zahl der Spielleute wird nur zum Jahre 1626 angegeben, sie erhalten p. Tag 3 4 ß, 1621: 3 ß 6 ₰.

[84] S. Mittheilungen des Vereins f. Hamb. Gesch. 2, S. 92.

Mahlzeit zu geben hatten, die aus Speck, Kohl und Rindfleisch[85] bestand. Leider kann man über die Verteilung der Gerichte auf die einzelnen Tage der Höge und über ihre Reihenfolge aus den Rechnungen nichts ersehen, doch ergeben sich für die letztere aus der Hochzeitsordnung von 1609 genügende Anhaltspunkte, um ein Bild von dem Verlauf der Mahlzeit herstellen zu können.

Als erstes Gericht erschien auf der Tafel ein Schmorbraten von Hammelfleisch[86], mit Saffran und sonstigen Gewürzen schmackhaft zubereitet. Ihn begleitete als obligate Zugabe ein Gemüse von Petersilienwurzeln mit Hammelfett gestobt und mit Rosinen versüßt.[87] Die nötigen Gewürze zu diesen und den folgenden Speisen, nämlich Ingwerpulver, Pfeffer, Muskatblüten, ferner Kappern, Senf und Weinessig wurden aus des Rates Apotheke oder aus einem Kramkeller geholt.[88]

---

[85] S. Rüdiger 46, 3.

[86] Nach der Hochzeitsordnung von 1609 (Zeitschrift des Vereins f. hamb. Geschichte 1, S. 546) bildete regelmäßig gesottenes Ochsen- oder Hammelfleisch das erste Gericht. Die Reeper verzehrten bei jeder Höge 1—3 Schafe oder Hammel, welche pr. Stück (das Gewicht ist nicht angegeben) in den Jahren 1610—1630: 2—4 ℔, später 4—6 ℔ kosteten. Über die Zubereitung des Schmor- oder Grapenbratens mit Saffran vgl. Mnd. Wörterbuch unter »gropenbraden«.

[87] Daß die Petersilienwurzeln als Gemüse gegessen wurden, ergiebt sich aus den verhältnismäßig hohen Beträgen, welche dafür in Rechnung gesetzt werden (4—12 ß, 1606 sogar 1 ℔ 3½ ß). Daß aber dieses Gemüse noch heute zu den zulässigen Gerichten zählt und daß Rosinen darin nicht fehlen dürfen, wolle die geehrte Leserin aus dem Hamburger Kochbuch der Frau Sophie Charlotte Hommer (8. Aufl, S. 382) ersehen. Die Bereitung mit Hammelfett beweist die Rechnung von 1606: Schapestalch in de Worteln 9 ß.

[88] 1621: van den Apteker 8 ℔ 10 ß; 1623: up des Rades Apteke ludt des Zedelß 5 ℔ 8 ß; 1619: vor Kruderie ut dem kramkeller 1 ℔ 9 ß. Das Gewicht der eingekauften Gewürze ꝛc. ist selten angegeben, die Preise lassen sich daher nur in wenigen Fällen bestimmen. Bemerkenswert ist, daß der Preis für 1 Spint Salz, der 1608 nur 3 ß beträgt, 1636 mit 9 ß notiert ist; dagegen scheinen die Kolonialwaren während des Krieges im Preise gesunken

Den zweiten Gang bildeten Fische [89]; in den Rechnungen werden Hechte, Butt, Klippfische Schollen, Karpfen [90], gesalzene Heringe, Kabeljau, Stint, Lachs [91], Neunaugen, Rodtscheer, Krebse und Krabben erwähnt. Am beliebtesten war der Klippfisch [92] von welchem die ca. 20 Amtsbrüder nicht selten 40 ℔ und mehr verzehrten. Auch der Stockfisch, damals Rodtscheer genannt, fehlte bei keinem dieser Gelage, scheint aber nicht in das Menu eingefügt, sondern abends zum Bier oder am andern Morgen zum Frühstück verzehrt worden zu sein. Im Jahre 1621 gab man aus: für Hechte 2 ℳ, für Butte, Klippfisch und Hühner (welche wohl an einem der Festtage die Stelle des Fischganges vertreten haben) 12 ℳ 4 ß, für Butte und Rodtscheer 2 ℳ 14 ß, außerdem 12 ß für Meerrettig. Im nächsten Jahr wurden für Rodtscheer allein 2 ℳ 4 ß verausgabt.

Den dritten Gang bildete die pièce de résistance, ein ungeheurer Ochsenbraten.[93] Wie viel er 1621 gewogen hat, ist uns nicht berichtet, doch geht aus anderen Rechnungen hervor, daß man sich mindestens 1/4, manchmal auch 1/2 Ochsen anschaffte, und daß z. B. im Jahre 1619 ein Quantum von 200 ℔, im Jahre 1623 ein solches von 137 ℔ Ochsenfleisch, von 23 resp. 22 Amtsbrüdern verzehrt wurde.[94] Man wird freilich annehmen dürfen, daß

zu sein, denn das ℔ Rosinen kostet 1615: 3 ß, 1635: 2 ß, das ℔ Zucker 1635: 11 ß, 1639: 12 ß.

[89] Fische oder Geflügel kommen in der Hochzeitordnung von 1609 mehrfach als zweites, bezw. drittes Gericht vor.

[90] Karpfen kommen seit 1709 fast in jeder Rechnung vor, vorher sehr selten.

[91] Frischer Lachs kostete 1637—40 pr. ℔ 6 ß.

[92] Das ℔ Klippfisch kostete 1630—33: 2 1/2 ß, 1636—40: 2 ß, 1648—65: 1 3/4 ß, 1674: 1 1/2 ß.

[93] Als drittes und letztes Gericht gestattet die Hochzeitsordnung „Gebratenes“.

[94] Das ℔ Ochsenfleisch kostete 1608: 1 ß, 1610: 1 ß 4 ₰, 1615: 1 ß 6 ₰, 1619: 2 ß, 1623: 2 ß, 1630: 2 ß 3 ₰, 1633: 2 ß 9 ₰, 1636: 2 ß 5 ₰, 1637: 2 ß. In den folgenden 20 Jahren schwankt der Preis zwischen 2 ß 3 ₰ und 2 ß 6 ₰.

zahlreiche Arme, vielleicht auch die zu Haus gebliebenen Familien der Amtsbrüder, zur Bewältigung solcher Riesenbraten ihre Mithülfe gewährt haben.

Hiernach gab's noch Butter[95] und Käse und dann wurde das Tischtuch abgehoben. Wenn es besonders hoch herging, wurde auch wohlriechendes Wasser[96] zum Waschen der Hände nebst Damasthandtüchern umhergereicht, danach aber begann man mit mehr Ernst als vorher dem Bier zuzusprechen, und verzehrte dazu die von der Kuchenfrau Katrin gelieferten Krullkuchen.[97] Früchte wurden selten angeschafft, sondern meistens, je nach der Jahreszeit Kirschen, Pflaumen, Birnen, Äpfel oder Nüsse, von den Amtsbrüdern mitgebracht. Daß man in allzu fröhlicher Stimmung einander mit Früchten oder Schalen warf, wird nicht blos bei den Wandmachern, deren Morgensprachsordnung von 1595 eine besondere Strafbestimmung für solchen Unfug enthält, vorgekommen sein[98], im ganzen herrschte indessen bei diesen Gelagen ein höchst feierliches Ritual, denn das Zeremoniell, dessen spärliche Überreste heute in dem Bierkomment der Studenten dahinsiechen, war damals allen

---

[95] Es kommt Eßbutter (botter up de vate, up den Disch) und Kochbutter (botter thom kaken, up de spise) in den Rechnungen vor; die Preise beider Sorten differierten um ½ ß. In den Jahren 1608—14 kostet das ℔ Eßbutter regelmäßig 3½ ß, Kochbutter 3 ß, dann steigt der Preis allmählich, bis 1638 die Eßbutter mit 5 ß 4 ₰ notirt wird; spätere Angaben fehlen.

[96] „Vor ruckende water", ist notiert 1610: 1 ℳ, 1615: 2 ℳ, 1631 (für 1 Quartier) 3 ℳ, 1626 für Lauterdranck und Damaschen-Wasser: 6 ℳ. Vgl. die Nachrichten von den Gelagen der Lübecker Zirkelbrüderschaft (Jahrb. d. Ver. f. mecklenb. Gesch. X S. 91), wo es zum Jahre 1502 heißt: „hirna gaff men Dammaschen unde Water ut sülvernen Hantvaten".

[97] Die Kuchenfrau wird mehrmals erwähnt, ihr Name Katrin kommt in der Rechnung von 1613 vor; übrigens ist die „Krollkuchenfrau" noch heute in Hamburg eine bekannte Persönlichkeit. Die Ausgabe für Kroll- oder Krullkuchen steigt von ca. 3 ℳ (um 1610) bis auf ca. 10 ℳ (um 1660).

[98] Vgl. Rüdiger 58c, 8.

Klassen der Bevölkerung geläufig; ja, die Herrschaft desselben war so mächtig, daß das Gesetz sich der schwachen Trinker annehmen und die für mehr als zwei Personen berechneten Trinkgefäße verbieten [99], auch den, der einen andern „mit Frevel nöthigt ihm Bescheid zu thun“ [100], mit Strafe bedrohen mußte. Was es aber mit dem Trinken aus den großen, für drei und vier Personen berechneten Kannen auf sich hatte, das ersehen wir deutlich aus einem im Jahre 1616 erschienenen Büchlein, betitelt „Jus potandi oder Zech-Recht“, denn darin heißt es im 33. Kapitel [101]: „Und auff solche Manier pflegen sonderlich in Nieder-Sachsen auch wol ihrer Viere zu trinken aus einer Kanne, die da entweder mit Bier oder Wein gefüllet ist auff folgende Weise, daß die ersten drey jeder einen Trunck thut, der vierdte aber muß das ander alles was noch hinterstellig, exsicciren und austrocknen. Und diese liebliche Kurtzweil nennen sie ‚den Fuchs schleppen‘.“

Bei der Höge von 1621 aber mögen die silbernen und zinnernen Kannen des Amtes wacker gekreist haben, denn natürlich konnte das in der Hochzeitsordnung ausgesprochene Verbot der großen Trinkgefäße nicht die Ämter am Gebrauch der in ihren Laden befindlichen Pokale hindern. Jeder dieser Pokale hatte seinen besonderen Namen und jeder wurde unter bestimmten Gebräuchen gefüllt und, unter Anwendung herkömmlicher Formeln, den Festgenossen zugetrunken.[102] In den Zwischenpausen stärkte man sich aus den kleinen Kannen, deren eine jeder Teilnehmer des

---

[99] Hochzeitordnung v. 1609.

[100] Vgl. Rüdiger, 56a, 35.

[101] Vgl. Jus potandi. Deutsches Zech-Recht. Commentbuch des Mittelalters. Nach dem Original von 1616 mit Einleitung neu herausgegeben von Dr. Max Oberberger. 4. Aufl. Heilbronn 1874.

[102] Vgl. Koppmann, Ordnung des Gelages der Reepergesellen am Johannis-Krugtage (Ztschrft. d. Vereins f. Hamb. Gesch. Bd. 7, S. 27).

Gelages vor sich hatte. Während des Mahles einander Ganze oder Halbe zuzutrinken [103] war verboten; wenn aber das Tischtuch abgehoben war und der worthaltende Ältermann die Erlaubnis erteilt hatte, mochte man auch aus den kleinen Kannen einander wohl zutrinken, aber hübsch ordentlich der Reihe nach, jeder seinem Nachbarn, indem man ihm zugleich die Kanne darreichte. Mehrere Kannen bei sich anzusammeln und außer der Reihe quer über den Tisch einander zuzutrinken, war verboten.[104] Verboten war es auch, von einer Bank zur andern hin- und herzulaufen[105], und strafbar machte sich vor allem, wer mit Scheltworten, Zank und Unfrieden erregte[106] oder gar „schandbare und unnutte Leeder“ [107], als etwa das damals beliebte Trinklied:

> He satt den Berckenmeyer wol an sine Mund,
> De dolle Hund! [108]

anstimmte.

Das übliche Getränk bei der Höge der Reepschläger war Hamburger Bier, von welchem, wie schon erwähnt, diesmal das stattliche Quantum von 10 Tonnen angeschafft war und auch richtig ausgetrunken wurde. Die Tonne Bier kostete damals 7 ℔, doch war der Preis im raschen Steigen begriffen und erreichte schon 1630 die Höhe von 11 ℔; später wurde er wieder etwas niedriger. Die von den Konsumenten zu entrichtende Accise betrug 12 ß per Tonne; außerdem wurden noch 12 ß für den Transport der 10 Tonnen Bier ausgegeben.

Wein trank man bei der Höge selten, dann aber aus Römern, welche man gleich dem meisten andern Geschirr von der Brüder-

---

[103] Vgl. Rüdiger, 49e, 17.

[104] Das. 58c, 6. — [105] Das. § 2. — [106] Das. § 4. — [107] Das. § 1.

[108] Das in Anm. 101 citierte Jus potandi S. 51. Berckenmeyer ist ein großes Trinkgefäß aus rohem Birkenholz, das noch die Rinde hat (Mnd. Wörterbuch).

schaft der Köche mietete. Übrigens war es Sitte, jeder der Amtswitwen als Entschädigung dafür, daß sie, die doch die Lasten des Amtes mittrugen, am Gelage nicht teilnehmen konnten, ½ Stübchen Rheinwein, Lautertrank oder Petersimens (Pedro Ximenes), zu senden.[109]

Das Tabakrauchen war damals noch gegen die gute Sitte und wir dürfen daher annehmen, daß die Reepermeister sich dessen enthalten haben, wenn es auch nicht, wie in der Morgensprachsordnung der Wandmacher, ausdrücklich verboten war, „toback tho drucken, vel weniger tho drincken."[110] Erst 1680 erscheint zum erstenmal Tabak in der Jahresrechnung, fast gleichzeitig mit dem Branntwein, der, mit Zucker vermischt, seit 1676 regelmäßig zur Erhöhung der mannigfachen Tafelgenüsse beitrug.

Unter solchen Umständen verlief denn die Morgensprache und Höge des Reeperamtes in hergebrachter guter Ordnung und ohne besonderen Zwischenfall drei Tage lang. Morgens von 8—10 Uhr beriet man die Angelegenheiten des Amtes, setzte sich dann zu Tisch und zechte nach gehaltener Mahlzeit bis abends 8 Uhr.[111] Da man aber in den vorgesehenen drei Tagen das Programm nicht ganz hatte erledigen können, so gönnte man sich erst einen Tag Ruhe und kam dann am 24. November nochmals zusammen, um noch die Einschreibung der Lehrlinge zu erledigen, eine aus den aufgewärmten Resten der überstandenen drei Diners[112]

---

[109] z. B. 1629: 4 Wedewen jeder ein halb Stöveken Petersimens à 40 ß dat Stöveken = 5 ℔. — Über Petersimens vgl. Mnd. Wörterb. Für eine Sherry-Sorte ist der Name Pedro Ximenes noch heute in Gebrauch.

[110] vgl. Rüdiger, 49 e 14.

[111] Das. § 12.

[112] Aufgewärmtes Schafsfleisch erwähnt die Hochzeitsordnung ausdrücklich als passendes Gericht für die auf das große Hochzeitsmahl folgende Abendmahlzeit.

bereitete Nachmahlzeit zu halten und dann abends die Frauen zu holen, sie nach alter Sitte mit Rodtscheer, Krullkuchen und Lautertrank zu bewirten und zum Schluß ein ehrbares Tänzchen zu machen.[113]

Es kam aber diesmal etwas anders, indem sich in der Familie des Hausherrn ein zwar nicht ganz unerwartetes, aber doch im Programm des Festes nicht vorgesehenes Ereignis zutrug. Frau Elisabeth, die sich wohl bei der Vorbereitung des Festes etwas über die Gebühr angestrengt hatte, genas nämlich an diesem vierten Festtage eines Töchterleins! Mit welchem Jubel diese Nachricht von den versammelten Amtsbrüdern aufgenommen worden, kann man sich unschwer vorstellen, denn der nicht mehr junge Samradt hatte zwar einen Sohn, Christopher, der damals fern von Hamburg seine Lehrjahre durchmachte[114], aber eine Tochter war ihm bis dahin versagt geblieben. Daß dieses besondere Ereignis nicht vorübergehen dürfe, ohne vom Amt gebührend gefeiert zu werden, war selbstverständlich und so wurde denn auf Vorschlag der Älterleute und der Schaffer einhelliglich beschlossen, daß die Ersteren namens des ganzen Amtes bei dem kleinen Fräulein Samradt Patenstelle übernehmen sollten, und zugleich wurde als

---

[113] „Noch verunkostet des letzten avens mit dy Frauwens“; „deß avens vorteret alß de ambtsusteren quemen“; „des avens als die ambtsusteren sint nagekamen rc.“, so oder ähnlich lautet seit 1637 regelmäßig der letzte Rechnungsposten. Die Ausgabe, welche der „letzte Abend“ verursachte, ist selten spezificiert, doch findet sich 1615: „noch den lesten Dach vor Rodtscher undt Brodt“; 1632: „des Middewekens noch vor Koken gegeven“; 1649: „Fisch vor de Fruwens“ und „vor de Frauwens 1 Stoveken Lutterdranck“. Da 1608 auch die Spielleute „wegen des letzten Dages“ bezahlt werden, liegt die Vermutung nahe, daß mit einem Tanzvergnügen das Fest beschlossen wurde.

[114] 1624 wird Christopher Samradt, Matthias Samradts Sohn, Meister. (s. das Zeugnisbuch). Da er im Lehrlingsbuch nicht vorkommt, muß er auswärts gelernt haben.

Patengeschenk des Amtes dem glücklichen Vater eine „Verehrung“ von $1^{1}/_{2}$ Reichsthalern (= 5 ℳ 1 ß) überreicht.[115] Daß das Amt es mit den übernommenen Patenpflichten ernst nahm, das zeigte sich einige Jahre später. Im Jahre 1623 nämlich ereignete sich der denkwürdige und traurige Fall, daß drei von den uns bekannten vier Älterleuten des Amtes, darunter auch Matthias Samradt, an der Pest starben.[116] Nun wurde zwar das Geschäft des letzteren von seiner Witwe fortgeführt, als aber im nächsten Jahre der junge Christopher Meister wurde, hätte sie aus dem Amte austreten müssen, wenn nicht letzteres ein Einsehen gehabt und gegen alles Herkommen der kleinen Anna Samradt die sonst nur einem Meisterssohn zukommenden Rechte[117] verliehen hätte.

---

[115] Nach Abschluß der Rechnung von 1621 sind noch verschiedene Ausgaben nachgetragen, darunter: „noch Mattheus Samrats Dochter eine Vorehringe $1^{1}/_{2}$ ℛ, is 5 ℳ 1 ß“. Die Möglichkeit diese Ausgabe als Patengeschenk anzusehen, ergiebt sich aus der Rechnung von 1755: „Das Ampt bewilligt Hutzfeldt zu Gefattern-Gabe zu 3 kleinen Jungen 150 ℳ“.

[116] Vorn im Zeugnisbuch findet sich folgende Eintragung: „Anno 1623 inwendich eines halven Jhares, hefft Godt der Almechtige dorch den tidtlichen dodt afgefordert dre Olden, also mit Nahmen Matthias Dreyer, Tewes Samradt und Hanß Ledebure, den Selen Godt gnedich und unß henforder for solches behoeden wolde.“ Nach Gernet, Medicinalgeschichte S. 101, 178 haben in Hamburg pestartige Krankheiten geherrscht: 1604, 1610, 1623, 1628.

[117] Nach der Rolle der Reepschläger von 1375 (Rüdiger 43, 4) kann eine Witwe, wenn sie einen Sohn hat, im Amte bleiben, bis sie sich wieder verheiratet, sonst nur Jahr und Tag. Die Rolle von 1711 dagegen bestimmt in Art. 5: „Weil vor diesem die Töchter, so in unserm Amte erzeuget und geboren worden, nicht haben das Recht an dem Amte gehabt, so den Söhnen zugeleget, es gleichwohl aber etwas hartes ist, daß eine Tochter nicht sowohl, als ein Sohn bei dem Amte conserviret werden sollte, angesehen sie, die Tochter ja eben sowohl echt und recht geboren, gleichwie der Sohn, folglich ihnen gleiches Recht competiret, so hat das Ehrb: Amt sammt und sonders sich dahin vereinbaret und freiwillig entschlossen, auch von dem Herrn Amts-Patron zu desto festerer Haltung es authorisiren und bestätigen lassen, daß hinführo von jetzt unten gesetztem dato anzurechnen, die Töchter eben sowohl als die Söhne, sich aller und jeder Amts-Gerechtigkeiten, bei etwaigem Sterbefall

In der Morgensprache vom 24. August 1624 ist „Anna Samradt, seligen Tewes Samradt ehelicher nachgelatener Dochter, von den Olden des Ambts und dem gantzen Ambte tüchnisse ihrer erlichen Gebordt gegeven worden, derowegen se ook in dat Ambt is thogelaten worden." Durch diese Einzeugung erlangte die Mutter das Recht bis zur Verheiratung der Tochter im Amt zu bleiben, ein Recht, welches erst 90 Jahre später ganz allgemein den Witwen, welche keine Söhne, sondern nur Töchter hatten, zugestanden wurde.

Doch kehren wir zurück an die Festtafel. Daß man nach so wichtigen Ereignissen sich nicht trennen mochte, ohne dieselben durch einen tüchtigen Trunk gefeiert zu haben, ist begreiflich und da die 10 Tonnen Bier nahezu ausgetrunken waren, nach Bericht der Schaffer aber die Kasse noch einen ansehnlichen Saldo aufwies[118], so wurde man einig, mit einem guten Glas Wein der Festlichkeit einen würdigen Abschluß zu geben. Schnell holte man 8 oder 9 Stübchen Rheinwein[119] aus dem Ratskeller, besorgte

---

ihres Vaters, oder sonsten zu erfreuen haben sollen. Dero Behuf denn bey Absterbung eines Amts-Bruders, der keinen Sohn, sondern eine Tochter hinterläßt, dessen Wittwe nach wie vor bei dem Amte bleiben und nicht ausgestoßen werden soll, sondern sie mag sich des Amtes Gerechtigkeit bedienen, gleich als ob sie einen Sohn im Leben hätte." — In das fast über 250 Jahre sich erstreckende Zeugnisbuch sind vor Anna Samradt nur Frauen von Amtsmeistern eingetragen, nach ihr auch Bräute von solchen, niemals aber ist, abgesehen von diesem einen Fall, ein Frauenzimmer eingetragen, welches nicht entweder als Frau oder als Braut eines Amtsmeisters bezeichnet ist; es liegt daher die Vermutung nahe, daß diese besondere Eintragung auch besondere Ursachen gehabt hat. Unmittelbar vor Anna Samradt ist ihr Bruder Christopher als Meister eingetragen.

[118] Trotz aller begangenen Extravaganzen blieben schließlich noch 17 ℳ 14 ß 6 ₰ übrig. Im ganzen betrug die Ausgabe des Jahres 1620/21: 302 ℳ 4 ß, von welcher Summe der bei weitem größte Teil für die Kosten der Höge aufgewendet wurde.

[119] Das Stübchen Rheinwein kostete 1621: 2 ℳ 4 ß.

die nötigen Römer und machte dann die praktische Probe, ob nach dem genossenen Bier der edle Rebensaft noch munde und bekomme. In welcher Verfassung schließlich die Amtsbrüder zu Hause angelangt sind, darüber fehlt es an urkundlichen Nachrichten, daß es aber recht munter hergegangen sein wird, läßt sich nicht nur mit Wahrscheinlichkeit vermuten, sondern auch klärlich erweisen, denn, da am nächsten Tage mit dem Koch Abrechnung gehalten und ihm das geliehene Geschirr überliefert wurde, da stellte es sich heraus, daß das ehrsame Amt der Reepschläger zwar an Miete für das Tafel- und Küchengeschirr nur 2 ℳ 4 ß 2 ₰, dagegen aber „vor thobraken tuech“ nicht weniger als 7 ℳ 6 ß zu bezahlen hatte. Und Hinrich Brase, der Schreiber, konnte sich nicht enthalten die 19 ℳ für den genossenen Wein zu buchen unter dem Titel „Win up den Storck“ (Wein auf den Storch)!

Alexander Selkirk in Hamburg.

Nach einer Flugschrift vom Jahre 1713.

Von

Otto Rüdiger.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn ich es unternehmen wollte, hier auf die Bedeutung des Robinson Crusoe hinzuweisen. Wer wüßte Robinson nicht zu würdigen? Ihn, der so bekannt ist, daß man die meisten Menschen vergeblich nach dem Verfasser dieses Romans fragen wird. Doch dieses Unglück und diese Ehre teilt Defoe mit Cervantes. Es ist der höchste Grad der Popularität, wenn der Name des Schriftstellers vor den Erzeugnissen seiner Phantasie vergessen wird. Bei Hettner findet sich alles Wissenswerte über Defoe, Robinson und die Robinsonaden in vortrefflicher Weise zusammengestellt.[1] Jeder weiß außerdem, daß Nachahmungen, und sei es auch nur im Titel, in der Litteratur jedesmal das Zeichen eines Haupttreffers sind.

Nicht weniger interessant als diese litterarischen Ausstrahlungen des Robinson sind die Wurzeln, denen er entsprossen ist. Die Kundigen wissen, daß die Abenteurerromane in der zweiten Hälfte

---

[1] Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhunderts, 3. Aufl. 1, S. 291 ff. Dies Kapitel ist auch als eigenes Büchlein erschienen: Robi und die Robinsonaden. Berlin 1854. S. 33.

des siebzehnten Jahrhunderts und im Anfang des nächsten so zu sagen in der Luft lagen. Die Abenteurer selber waren die Modelle für diese Romane. So ist, wie allgemein bekannt, Alexander Selkirk, der schottische Matrose, das Prototyp des Robinson gewesen. Aber das schmälert Defoes Ruhm eben so wenig, als unseren heutigen Realisten ihre intensiven Studien des wirklichen Lebens Schaden thun. Hettner hebt es genügend hervor, wie dürftig der Kern ist, der sich unter Defoes Händen zum wundersamen Kunstwerk auswuchs.[2] Aber in einem Punkte muß ich Hettner doch widersprechen, wenn er sagt: „Nach all diesen Berichten war Selkirk ein viel zu roher und verwilderter Geselle, als daß bei ihm von einem Tagebuch hätte die Rede sein können.“[3]

Selkirk war in seiner Jugend leichtsinnig, und er ist wohl einmal abgekanzelt[4] und als Matrose desertiert, aber nichts desto weniger muß ein guter Fond in ihm gesteckt haben. Als Woodes Rogers ihn in Juan Fernandez traf, erzählte Kapitän Dampier ihm, daß er ihn von früher her kenne, und daß er auf dem Schiffe Cinque-Ports, von dem er auf die Insel entlief, der beste Mann gewesen wäre. Woodes Rogers engagierte ihn auch sofort als Steuermann (mate) für sein Schiff. Er machte darauf den größten Teil von dessen Weltreise mit und erhielt sogar gelegentlich ein kleines Kommando an Land. Mit Rogers kehrte er 1711 nach England zurück. Jedenfalls kann Selkirk kein ganz unbedeutender Mensch gewesen zu sein, wenn er 1713 als Kapitän nach Hamburg fährt, wie unsere Flugschrift beweist. Diese deutsche Flugschrift über Selkirk wird Hettner auch noch in anderer Beziehung ergänzen und berichtigen, worüber an seinem Ort.

---

[2] a. a. O. S. 304, resp. S. 24.
[3] a. a. O. 1, S. 304.
[4] a. a. O. S. 304.

In einem Sammelband des verstorbenen Hamburgensiensammlers van Halen (jetzt im Besitz von Dr. Christoph Walther in Hamburg) findet sich eine Flugschrift über Alexander Selkirk von vier Blättern in Quart. Die erste Seite enthält den weitschweifigen Titel, die übrigen 7 Seiten sind eng bedruckt. Dieselbe erschien 1713 in Hamburg; der Verfasser der Flugschrift nennt sich nicht darauf. Ein zweites Druckexemplar scheint in Hamburg nicht vorhanden zu sein, vielleicht auch sonst nicht. (Vgl. Mittheilungen des Vereins f. Hamb. Gesch. 2, S. 133 und 160.) Nach dem Hamburg. Schriftstellerlexikon Bd. 5, S. 72 sollte man annehmen, daß die Hamburgische Stadtbibliothek ein solches besitzt, es ist aber nicht der Fall. Schon um des Inhalts und um des Druckorts willen muß die Flugschrift interessieren, ihr Wert steigt durch die Seltenheit. Darum schien uns ein Abdruck für alle Freunde der Robinsonlitteratur wünschenswert. Betrachten wir jetzt die Art der Entstehung derselben, ihren Inhalt, ihre Glaubwürdigkeit nach verschiedenen Seiten und endlich ihren Verfasser.

Während des spanischen Erbfolgekrieges (1701—1714) standen die Engländer bekanntlich auf Seiten des deutschen Kaisers gegen Frankreich. Ludwig XIV. kämpfte nicht nur für die Dynastie Bourbon in Spanien, sondern ebenso für den französischen direkten Handel in den spanischen Kolonieen. Ebenso suchten die Engländer sich ihren Gewinnanteil an diesem Handel, besonders in der Südsee, zu sichern. Der Eifer der Privaten war nicht minder groß als der der Regierungen, vielleicht noch größer, indem sie viele Kaperschiffe ausrüsteten. So rüsteten im Jahre 1708 verschiedene Kaufleute in Bristol zwei Schiffe aus: Duke und Dutcheß. Woodes Rogers befehligte auf dem Duke die ganze Expedition, die auf mehrere Jahre berechnet war. Am 2. Februar 1709 erreichte man die Insel Juan Fernandez im stillen Ozean, westlich von

Chili. Hier fand man Alexander Selkirk, der dort seit September 1704, im Ganzen vier Jahre und vier Monate, einsam gelebt hatte. Selkirk macht die Expedition im ihrem ferneren Verlauf mit und ist 1711 wieder in England. Wegen der Wichtigkeit der Resultate, die diese Expedition für den englischen Handel hatte, und namentlich zu dem Zwecke, die öffentliche Meinung zur Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich und Spanien zu reizen, beeilte Woodes Rogers den Druck seiner Reisebeschreibung. Schon im Jahre 1712 erschien dieselbe in einem Oktavband zu London, 1718 in zweiter Auflage.[5] Auch der zweite Kapitän der „Dutcheß", Cook, veröffentlichte einen Bericht, der uns aber weniger interessiert. Rogers' Reisebericht wurde später noch öfter in Sammlungen von Reisebeschreibungen wieder abgedruckt, exzerpiert, bearbeitet und auch mit Cooks Bericht zusammen verschmolzen. In Rogers' Buch findet sich nun von S. 123 bis S. 137 die interessante Stelle über Alexander Selkirk und Juan Fernandez, genau nach der Weise eines Schiffstagebuches angeordnet, wie das ganze Werk. Dieser Bericht gab Defoe den Anlaß zu seinem Robinson, der 1719 zuerst erschien und lieferte ihm einige interessante Details, vielleicht auch noch etwas mehr.

Im Jahre 1713 nun kam Alexander Salkirk, wie die Flugschrift ihn nennt, als großbritannischer Schiffskapitän auf der Rhede zu Hamburg an. Der hiesige englische Gesandte kannte vielleicht schon das Buch von Woodes Rogers, das ein Jahr zuvor

[5] Voyage to the south seas and round the world 1708—1711. London 1712; die zweite Auflage hat einen anderen Titel: A cruising voyage round the world, first to the South-Sea, thence to the East-Indies, and homewards by the cape of good Hope, begun in 1708 and finished in 1711. Nun wird noch allerlei aus dem Inhalt angedeutet, z. B.: an account of Alexander Selkirk's living alone four years and four months in an Island. Ich citiere stets nach der 2. Aufl.

erschienen war, und so mußte ihm dieser Schiffskapitän besonders merkwürdig erscheinen. Die Flugschrift will glauben machen, daß sie aus einem „wohlbeglaubten Seejournal" und den damit stimmenden Erzählungen des Kapitäns zusammengetragen sei.

Was hat es nun für eine Bewandtnis mit diesem „wohlbeglaubten Seejournal"? Ist es eine beglaubigte Abschrift aus Rogers Seejournal oder Buch gewesen, welche Selkirk mit sich führte, und welche die bewußte Stelle enthielt? Das wäre möglich. Wenn es aber heißt, daß absonderlich die Beschreibung der Insel aus dem Seejournal stamme, so ist das einfach nicht richtig. Gerade Selkirks Abenteuer darin stimmen aufs genaueste mit Woodes Rogers' Bericht; in der Beschreibung der Insel sind andere sehr bestimmte Notizen. — Ich möchte daher lieber annehmen, daß Selkirk das ganze Buch nach Hamburg mitgebracht hat, daß vielleicht durch ihn der englische Gesandte zunächst darauf aufmerksam wurde. Es ist kein Wunder, daß der Gesandte und seine Freunde sich lebhaft dafür interessierten, und daß der englische Gesandte wünschte, daß ein Bericht darüber in einer eigenen Flugschrift zusammengestellt würde. Regelmäßige Zeitungen gab es ja damals noch nicht. Wenn nun der damit Beauftragte das ganze Buch las, so konnte es ihm leicht passieren, daß er schließlich selber nicht mehr genau wußte, was er aus Rogers' Buch, was er aus dem Munde Selkirks oder aus sonstiger Kenntnis schöpfte. Das ganze Buch von Rogers enthält 428 Seiten und einen geographischen Anhang von 57 Seiten nebst Register. Die Stelle von Juan Fernandez umfaßt nur 14 Seiten. Innerhalb dieses kleinen Raums wäre ein solcher Irrtum viel schwerer zu erklären.

Vergleicht man die deutsche Flugschrift genau mit dem Bericht bei Woodes Rogers, so wird man staunen, wie wenig selbständig dieselbe ist. Die meisten Stellen stimmen wörtlich überein, nur

daß zuweilen durch die Übersetzung einiges breiter ausgefallen ist. Einige Stellen, besonders aus der Beschreibung der Insel, sind stark gekürzt; aber gerade hier sind einige selbständige Bemerkungen eingeflossen. Die allgemeine Einleitung, die stark religiös gefärbt ist, dürfte einzig und allein dem Verfasser der deutschen Flugschrift zugeschrieben werden können. Die speziellere Einleitung über die Expedition und Landung auf Juan Fernandez finden sich wieder genau so bei Rogers. Ja sogar der stark philosophische Schluß der Flugschrift, den ich so gern dem deutschen Bearbeiter vindiziert hätte, um ihm die philosophische Grundidee des Robinson zuzuschreiben, floß so beiläufig dem wackern Schiffskapitän Rogers aus der Feder. Was Litterarhistoriker und Sozialpolitiker erst als die unbewußte latente Idee des Robinson Crusoe mühsam glauben aufgefunden zu haben, daß der Mensch in der Not allein alles das leistet, was die ganze Menschheit mit allen Gewerben und durch die Gesamtheit, das warf Roger nur so hin. Mir ist so, als wäre dem alten Seebären dabei eine Thräne der Rührung in die Augen getreten, die er halb beschämt und unwillig fortwischt. Wenigstens klingen danach seine Schlußworte: But I must quit these Reflections, which are more proper for a Philosopher and a Divine as a Mariner, and return to my own Subject. Es ist natürlich, daß die Flugschrift Rogers' Disposition etwas geändert hat. Wen diese Änderungen nnd Differenzen im einzelnen interessieren, der findet sie in den Anmerkungen zu der Flugschrift verzeichnet.

Wenn nun aber die deutsche Flugschrift fast ganz auf dem Werk von Woodes Rogers beruht, und das übrige mit wenig Kenntnissen hinzugefügt werden konnte, so konnte ja vielleicht auch ein anderer als Alexander Selkirk sich Rogers' Buch oder eine Abschrift unserer Stelle daraus verschaffen und darauf hin bettelnd und abenteuernd herumziehen. Ausgeschlossen ist eine solche Mög-

lichkeit keineswegs. Bis ins vorige Jahrhundert hinein treten immer einmal interessante Abenteurer mit wohlbeglaubigten Urkunden, selbst als „Prinzen aus fernen Ländern“, auf und wissen die höchsten Behörden um eine ansehnliche Reiseunterstützung zu beschwindeln. Warum sollte nicht irgend ein englischer Abenteurer als Kapitän Selkirk die Welt durchzogen und selbst den großbritannischen Gesandten hier betrogen haben? Diese Möglichkeit zugegeben, so würde Hettner mit seinen Behauptungen über Selkirk, die er im guten Glauben nach seinen englischen Quellen bringt, Recht behalten. Unsere gedruckten Schiffslisten reichen nur bis 1804. Ob früher Listen der ein- und auspassierenden Schiffe geführt wurden, weiß ich nicht; jedenfalls konnte ich solche trotz vieler Mühe, die ich mir darum gemacht, nicht auffinden. Dieselben würden uns auch nur dann darüber belehren, ob der Mann, der den Anstoß zu unserer Flugschrift gab, wirklich Selkirk und Schiffskapitän war, wenn die Schiffe und zugleich die Namen der Kapitäne ebenso wie heute verzeichnet worden wären. So muß dieser Teil unserer Untersuchung unentschieden bleiben, wenn wir nicht von anderer Seite her mehr Licht über unsere Flugschrift gewinnen können.

Wer war der Verfasser derselben? Das Titelblatt bringt uns nicht den Namen desselben, wohl aber sagt es, daß die Flugschrift auf Befehl des Königlich Groß-Britannischen Extraordinair Envoyé zu Hamburg zusammengetragen und curieusen Gemüthern communiciret sei. Wir müssen daher den Verfasser wohl in dem Beamtenpersonal des englischen Gesandten zu Hamburg suchen. Ein glücklicher Umstand bestätigt dies vollkommen als richtig. Auf der hiesigen Stadtbibliothek befindet sich unter dem eingelieferten litterarischen Nachlaß des bekannten Musikers, Dichters, Schriftstellers und Komponisten Johann Mattheson (geb. 1681,

28. Sept. zu Hamburg; gest. 1764, 17. April), auch das Manuskript zu unserer Flugschrift mit dem vollen Namen Johann Mattheson, sogar mit Angabe des Druckers. Es ist unstreitig die Hand von Mattheson; dieselbe ist sonst genugsam bekannt.[6] Vielleicht hat er nur für sich selbst seinen Namen darauf gesetzt, oder denselben im Druck noch bei der Korrektur getilgt.

Es wäre nun sehr verführerisch, mich noch weiter über Johann Matthesons Bedeutung als Schriftsteller und Komponist auszulassen, doch begnügen wir uns damit, den vielseitigen Mann hier noch von einer neuen Seite kennen zu lernen. Ich verweise im übrigen auf die vortreffliche Schrift von L. Meinardus[7] und den geistreichen Aufsatz von Riehl.[8] Über seine äußeren Lebensverhältnisse bietet das Hamburgische Schriftstellerlexikon a. a. O. durchaus zuverlässige Daten. Hier finden wir auch, daß J. Mattheson 1706 bei dem damaligen englischen Gesandten für den niedersächsischen Kreis in Hamburg, nämlich bei dem Herrn Johann von Wich, als Sekretär fungierte. In dieser Stellung blieb er auch noch bei dem Sohn desselben, Cyrillus von Wich, bis zum Jahre 1741. Johann von Wich starb 1714, also ist er derjenige, der Mattheson damit beauftragt hat, Selkirks Abenteuer curieusen Gemüthern zu communiciren.

Es war ja von vornherein sehr verlockend, als ich den Namen des berühmten Mattheson auf dem Manuskript zu unserer Flugschrift erblickte, ihm einen größeren Anteil an der Redaktion derselben zuzuweisen. Unsere Untersuchung hat uns eines andern

---

[6] Vgl. Hamb. Schriftstellerlexikon 5, S. 69.

[7] L. Meinardus, Johann Mattheson und seine Verdienste um die deutsche Tonkunst. Sammlung musikal. Vorträge No. 8. Lpz. 1879.

[8] Riehl, Musikalische Charakterköpfe S. 29. Die Theoretiker mit Zopf und Schwert.

belehrt. Mattheson war nur Werkzeug und erledigte sich seines Auftrags in geschickter und schlanker Weise, wie er deren als Sekretär des englischen Gesandten viele erledigt hat. Er hat sich die Sache nicht gerade schwer gemacht. Aber, wenn unsere Flugschrift auch Mattheson zu seinen vielen andern Verdiensten kein neues verschafft, so wird der Wert unsrer Flugschrift dadurch keineswegs verringert.

Die Resultate derselben möchten wir in folgendem zusammenfassen. Alexander Selkirk ist später ein respektabler Mensch geworden. Wenn die englischen Schriftsteller andres berichten, so kommt es daher, daß Selkirk nur als Prototyp des Robinson interessierte und sein Leben bis dahin. Was später aus ihm wurde, und wenn er der respektabelste Seekapitän wurde, das interessierte die Welt unendlich wenig. Solcher respektablen Leute gab es übergenug. Es kann sein, daß ein Betrüger den englischen Gesandten betrog, aber gewiß ist es keineswegs. Vorläufig haben wir, so zu sagen, einen amtlichen Beweis dafür in Händen, daß Selkirk im Jahre 1713 als Schiffskapitän im Hamburger Hafen lag. Darum widerspreche ich Hettner und seinen Quellen, bis man mir das Gegenteil beweist.

Aber auf jeden Fall zeigt diese Flugschrift, wie groß das Interesse an dem merkwürdigen Schicksal Selkirks war. Da unsre Flugschrift in Hamburg 1713 erschien, Defoes Robinson erst 1719, so hat diese Flugschrift dem Interesse für den Robinson in Deutschland sehr vorgearbeitet. Der beispiellose Erfolg des Robinson wird uns dadurch deutlicher gemacht. Selbst wenn der Selkirk in Hamburg ein Schwindler gewesen sein sollte, so thut dies der litterargeschichtlichen Bedeutung unsrer Schrift keinen Abbruch. Es bewiese aber, wie groß damals das Interesse an solchen Abenteuern war, wenn sich selbst der englische Gesandte und sein Sekretär durch

irgend eine produzierte Schrift hätten beschwindeln lassen. Jedenfalls haben Wich und Mattheson an die Echtheit Selkirks geglaubt.

Bei einer eingehenden Vergleichung der Flugschrift mit Rogers' Bericht bin ich endlich für mich zu der Überzeugung gekommen, daß Defoe daraus nicht nur einige Details entlehnt hat, sondern daß ihm Rogers' beiläufige philosophische Betrachtungen gleichzeitig die philosophische Grundidee des Buches eingegeben haben. Wer es weiß, wie es mit dichterischen Konzeptionen geht, wie sich viel leichter tausend Einzelheiten aus einer Idee entwickeln lassen, als tausend Einzelheiten sich zu einem durchgreifenden Gedanken verdichten, der wird mir Recht geben. Niemand, der Defoes Leben kennt, wird bezweifeln, daß der große Defoe wohl der Mann dazu war, die Bedeutung dieser Idee sofort zu erfassen, und was sich daraus machen ließe. Nicht von ungefähr that Defoe einen glücklichen Wurf. Der Eine wirft einen Stein verächtlich fort, der Andere erkennt sofort den großen Wert desselben und schleift ihm künstlich hundert Flächen an, in denen sich das Licht hundertfach spiegelt. So gings Kapitän Rogers und Defoe. Wer wollte es wagen, Defoes Verdienst zu schmälern?

Die unermeßliche Vorsorge,

Der

durch göttliche Allmacht wirckenden

gütigsten Natur.

Mittelst welcher

Ein, anitzo auff hiesiger Rheede angekommener, Groß-Brittannischer Schiffs-Capitain,

genannt:

Alexander Salkirk,

Vier gantzer Jahr und vier Monaht, gantz allein, auff einer, in der Süder-See belegenen, unbewohnten Insul, Nahmens Juan Fernandez, sein Leben wunderbahr und nohtdürfftiglich erhalten.

Davon dieser wahrhaffte

Bericht,

Theils aus seinem eigenen Munde, theils, und absonderlich, was die Beschreibung gedachter Insul anlanget, aus einem wohlbeglaubten See-Journal, so allerdings mit bemeldeten Capitains Erzehlung übereinstimmet, mit Fleiß zusammen getragen ist, und curieusen Gemühtern hiemit communiciret wird.

Auf expressen Befehl Sr. Excell.

des Königl. Groß-Brittannis.

Extraordinair Envoyé hieselbst.

HAMBURG,

Gedruckt bey seel. **Thomas von Wierings** Erben, bey der **Börse**,

im güldnen A, B, C. 1713.

Ich bin wie ein Rohr-Dommel in der Wüsten, und wie ein einsahmer Vogel auff dem Dache. Dav.

Unter allen jämmerlichen Zufällen des geplagten Lebens mag wohl nichts erbärmlichers und alle Einbildung an Scheußlichkeit übersteigenders genennet werden, als im höchsten Grad einsahm zu seyn, massen der mitleidende Schöpfer selbst davon also urtheilet: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey; Doch dennoch erfähret man, daß auch ein solcher höchstelender Zustand, aus sonderlicher Gnade Gottes, durch Gewohnheit, Vernunfft, Zeit und beständige Gedult, wo nicht süß, endlich erträglich werden könne, wie davon an folgender sonderbahren Avanture ein vollkommenes Beyspiel zu ersehen.

Es resolvirten im Jahre 1708 verschiedene wackere Kauffleuthe zu Bristol in Engelland 2 Schiffe, namentlich der Hertzog und die Hertzoginn, auszurüsten, um mit selbigen, unter Commando Capitain Woodes Rogers, eine kreutzende Reise nach America oder West-Indien thun, und von da wieder bey dem Capo di bona Speranza nacher Hause, folglich die gantze Welt rund seegeln zu lassen, in Hoffnung den Handel nach der Süder-See dadurch empor zu bringen. Es wurde auch solcher löblicher Vorsatz würcklich ins Werck gerichtet, und giengen bemeldte Schiffe den 1. Augusti desselbigen Jahres von Bristol zu Seegel, deren übrige Expeditiones

man mit Stillschweigen übergehet, und nur dasjenige anführen wird, was ihnen bey und auff der Insul Juan Fernandez, wo sie den 31. Januar des folgenden 1709ten Jahres anlangten, Merckwürdiges begegnet ist. Selbigen Tages um 2 Uhr setzte der Hertzog seinen Pinnaß aus, und traten unterschiedliche Schiffs-Officiers mit ihrem Volck darinn, um an die Insul zu fahren, wovon sie jedoch bey 4 französische Meilen entfernt waren, so daß sich die in dem andern Schiff, die Hertzoginn, über dieses Unternehmen auch verwunderten. So bald es anfieng dunkel zu werden, wurde man eines Lichtes am Lande gewahr, und war dazumal das Boot noch wohl eine Meile von der Insul entfernet, welches aber alsobald auff Ersehen des Lichtes wieder nach den Schiffen umkehrete. Darauff wurden auch auff den Schiffen die Leuchten angestecket, um dem Boot ein Zeichen zu geben, obgleich etliche dafür hielten, es sey das Licht in dem Boot selber, allein wie die Nacht einfiel, befand man, daß es viel zu groß war. Der Herzog that demnach einen Canon- nebst verschiedenen Musketen-Schüssen, und ließ Licht oben in dem Mast und vorne auff dem Buchspreet hengen, damit das Boot nicht verirren möchte. Um 2 Uhr Morgens kam das Boot wieder an Bord, und jedermann war frölich, daß es so wohl abgelauffen war, sintemahl es sehr starck zu wehen begunte. Nunmehr aber war jedermann versichert, daß das Licht am Lande seyn müsse, machte sich daher zum Gefecht bereit, weil man glaubte, es wären etwa Frantzösische Schiffe am Strande, mit denen die Englischen entweder schlagen, oder auch ohne frisch Wasser, welches sie allda einzunehmen gesinnet wären, davon ziehen müsten.

Am andern Febr. wie die Schiffe sich in solcher Positur dem Lande näherten, aber daselbst ihre erwartete Feinde nicht vorfunden, dachte man, es wären selbige auff ihre Ankunft fortgegangen, sandte darauff eine Jelle mit 7 oder 8 bewaffneten Männern nach dem

Strand. Wie nun dieselbe gar nicht wieder kommen wolte, wurde auch der Pinnaß mit armirten Leuten hingeschickt, um zu sehen, was die Jelle an ihrer Zurückkunft hinderte; Dann man war in Sorgen, es hätten irgend die Spanier daselbst eine Garnison, die sich des Bootes und der Leute bemeistert habe. Kurtz nachher aber kam unser Pinnaß wieder zurück, und brachte nebst einer grossen Menge Krebse einen in Ziegen-Fellen gekleideten Mann mit sich, welcher wilder aussahe, als die ersten Einwohner selbiges Orts. Er hatte vier Jahr und vier Monat auff der Insul gelebet, und war daselbst von Capitain Stradling, Commandeur des Schiffs Cinque Ports, hinterlassen worden: Sein Nahme ist Alexander Salkirk, und war Schiffer in gedachtem Schiffe gewesen. Capitain Dampier, der ihn kante, rühmte seine See-Erfahrenheit dermassen, daß er sogleich als Schiffer in dem Hertzog angenommen ward. Das in voriger Nacht gesehene Feuer war von ihm gemacht worden, weil er die Schiffe vor Engelländer angesehen. Er sagte, daß er zwar Zeit seines Daseyns verschiedene Seegel erblicket, aber nur eins, das Ancker geworffen, und wie er selbiges Schiff in der Nähe betrachtet, habe er gefunden daß es Spanier gewesen, sey demnach in aller Eile zurück gewichen, sie aber hätten Feuer auff ihn gegeben. Wären es Frantzosen gewesen, fuhr er fort, so hätte ich mich ihnen wollen darstellen, allein es war mir rahtsahmer mein Leben auff der Insul ferner zu wage zu setzen, als in der Spanier Hände zu fallen, welche mich entweder würden erwürget oder einen Sclaven in den Bergwercken aus mir würden gemacht haben, in Ansehen zu befürchten steht, daß sie keines Frembden schonen, der fähig ist, die Süder-See zu entdecken. Sie waren, verfolgte er, schon an Land gestiegen, ehe ich merckte was es vor Volck war, und kamen mir bereits so nahe auff dem Leibe, daß ich genug zu thun hatt, ihnen zu entwischen, weil sie nicht nur nach mir schossen,

sondern mich auch in den Wäldern lange verfolgten, biß ich endlich auff einen hohen Baum zu klettern Gelegenheit fand, woselbst sie mich verlohren, und ob sie gleich recht unter dem Baum verschiedene Ziegen schlachten, auch etliche unter ihnen an dem Stamm ihr Wasser abschlugen,[1] so entdeckten sie mich dennoch nicht und giengen unverrichteter Sachen davon, welches mir ein grosser Trost war. Er erzehlete ferner,[2] daß er von Largo, in der Schottländischen Grafschaft Fife, gebürtig war, und von Jugend auff zur See gefahren. Die Uhrsache dieses seines Unfals, sey ein Zwist gewesen, da auch überdem sein Schiff leck geworden, habe er anfangs lieber auff der Insul verbleiben, als weiter mitseeglen wollen; wie er aber hernach seine Meinung geändert, und mitzufahren verlanget, habe ihn der Capitain nicht wieder annehmen, sondern aus Rachgier da zurück lassen wollen. Er sagte, wie er schon vordem auf der Insul gewesen, um daselbst Wasser und Holtz einzunehmen, und daß dazumahl ihrer 2 von den Schiffsleuten ein halb Jahr allda Hauß-gehalten, biß das Schiff wieder zurück gekommen, welches von Frantzosen verjaget gewesen. Wie er an Land gestiegen, hätte er seine Kleider und sein Bette, nebst einem Feuerschlag, etwas Pulver, Kugeln und Toback, item ein Beil, ein Messer, einen Kessel, eine Bibel, und seine Mathematische Instrumenten und Bücher mit sich gebracht.[3] Er habe sich so gut, als ihm möglich gewesen, erlustiget und versorget; allein die ersten 8 Monaht sey es ihm sehr schwer geworden, der äußersten Melancolie zu widerstehen, und der Furcht zu gewohnen, die ihm die grause Einsamkeit an solchem wüsten und

[1] Alles dieses auch wörtlich bei Rogers S. 125, nur im deutschen ein klein wenig breiter.

[2] Über Selkirks Herkunft wird bei Rogers S. 125 genau in derselben Reihenfolge berichtet.

[3] Diese Artikel sind bei Rogers S. 126 genau in derselben Reihenfolge aufgezählt.

von aller Welt verlassenen Orte eingejaget. Er habe 2 Hütten gebauet von Piemento-Bäumen, welche er mit langem Graß bedecket und inwendig mit Ziegen-Häuten ausgefüttert; wie er dann, so lange sein Pulver gewehret, welches nicht über ein Pfund ausgetragen, so viel Ziegen geschossen als er nöthig gehabt; nachdem selbiges aber alle, habe er, um Feuer zu bekommen, zwey Stöcke von dem Piemento-Holtz so lange und hart auf seinen Knien zusammen gerieben, biß sie endlich Feuer gefangen. In der kleinen Hütte, welche etwas von der andern entfernet, habe er seine Speise bereitet, und in der grossen geschlaffen, übrigens sei seine meiste Beschäfftigung lesen, Psalmen singen und beten gewesen, so daß er gestund, er sei während dieser Einsamkeit ein besser Christ geworden, als zuvor, und ins künfftige, wie er befürchte, nicht seyn könte. Anfangs habe er nimmer gegessen, biß ihn der Hunger gezwungen, theils aus Gram, theils aus Mangel an Saltz und Brod; auch sey er niemahls zu Bette gegangen, biß es ihm unmüglich gefallen, länger zu wachen; Das Piemento-Holtz, welches sehr helle gebrennet, habe ihm beydes zum Feuer und zu Lichtern gedienet, auch dabey mit seinem angenehmen Geruch erquicket.[4]

Fische hätte er genug fangen, aber dieselben wegen Saltz-Mangel nicht essen können, dieweil sie den Durchlauff sodann verursachen; Krebse ausgenommen, welche daselbst so groß als unsere Hummer, und sehr gut sind: Deren habe er je zuweilen etliche gekochet, etliche gebraten, imgleichen sein Ziegen-Fleisch, wovon er recht gute Suppen lernen machen; Denn die Ziegen sind auff der Insul nicht so geil als in Europa: Er hatte ein Register von 500, die er Zeit seines Elendes geschlachtet, und von eben so vielen, die er nur am Ohr gemercket, und wieder lauffen lassen. Wie sein Pulver verschossen gewesen, habe er sich auff das Lauffen

[4] Von Anm. 3 bis hierher genau so bei Rogers S. 126.

geleget, und vermittelst seiner Geschwindigkeit diese Thiere erhaschet; massen seine Lebens-Art und immerwährende Übung zu gehen und zu lauffen ihn von allen dicken und schweren humoribus endlich dergestalt befreyet hatte, daß er mit wunderbahrer Fertigkeit durch die Wälder, Klippen und Berge auff und nieder rennen, und so viel Ziegen fangen kunte, als er nur immer wolte.

Am Boort des Hertzogs befand sich ein Bullenbeisser, [5] welchen man ihm nebst verschiedenen guten Läuffern zur Hülfe gab; Allein er hatte allemahl einen weiten Vorsprung, ermüdete so Hund als Menschen, fing die Ziegen, und brachte sie auff dem Puckel hergetragen. Er erzehlete, daß seine Hurtigkeit in Verfolgung der Ziegen ihm schier einmahl ums Leben gebracht hätte; indem er einer mit solchen Eifer nachgesetzt, daß er sie eben auff der Spitze eines Felsen, hinter welchen ein gäher und sehr tieffer Abgrund war, zu fassen gekriegt, welches Abgrunds er nicht gewahr geworden, weil der Rand des Felsens mit Büschen umgeben; Daß er demnach mit samt der Ziegen hinunter gestürzt und so zugerichtet worden sey, daß er sich, wie er wieder zu sich selber gekommen, höchlich verwundert, wie er noch lebe, und hergegen die Ziege todt unter ihm liege. Er hätte daselbst 24 Stunden ohne Sinnen und Empfindung gelegen, wäre auch nachgehends mit Hals-Gefahr und großer Schwachheit auff Händen und Füssen wieder zu seiner Hütte gekrochen, welche wohl eine Englische Meile von dannen gewesen, und aus welcher er hernach in 10 Tagen fast keinen Fuß setzen noch sich regen können. [6]

Zuletzt habe er sein Ziegen-Fleisch ziemlich wohl ohne Saltz und Brod essen mögen, und zu gewissen Zeiten häuffige Rüben daselbst angetroffen, welche vormahls durch Capitain Dampiers

[5] Rogers S. 127: We had a Bulldogg, —

[6] Von Anm. 4—6 genau so bei Rogers bis auf Anm. 5.

Leuten allda gesäet worden, und nachdem etliche Morgen-Landes weit sich ausgebreitet haben. Imgleichen sei auch guter weisser Kohl da gewesen, [7] und habe er sein Essen mit der Frucht des Piemento-Baums angewürtzet, welche eben wie der Pfeffer zu Jamaica ist, und einen niedlichen Geruch hat. Weiter habe er da angetroffen einen schwartzen Pfeffer, genannt: Malagita, welche sehr gut, die Winde und das Bauchgrimmen vertreiben. Seine Schue und Kleider habe er gar bald mit dem Lauffen in den Wäldern vertragen; und da er auffs letzt gezwungen worden, derselben müssig zu gehen, wären seine Füsse so hart geworden, daß er allenthalben ohne Empfindung hinüber lauffen können: Auch vermochte er, nachdem ihn die Schiffe gefunden, [8] in etlicher Zeit keine Schue an den Füssen zu leiden; Denn weil er deren nun so lange nicht mehr gewohnt war, sind ihm anfangs die Füsse sehr geschwollen, wenn er Schue hat anziehen wollen.

Nachdem er seine Melancholie endlich bemeistert, habe er sich zuweilen die Zeit vertrieben mit Einschneidung seines Nahmens und Jahrzahl seiner Verlassenheit in den Baum-Rinden. Anfänglich haben ihm die Ratzen und Katzen sehr zugesetzet, welche daselbst in grosser Menge zugezeuget hatten, von den wenigen, die aus den Schiffen etwan an Land geschwommen, indessen man mit Einladung des Wassers und Holzes beschäfftiget gewesen; So gar, daß ihm die Ratzen an den Füssen und Kleidern genaget, wenn er geschlaffen, welches ihn dann genöthiget, der Katzen Freundschaft mittelst seines Ziegen-Fleisches zu suchen; worin es ihm dermassen

---

[7] He had enough of good cabbage of the cabbage-trees bei Rogers S. 127. Diese Stelle ist mißverstanden worden. Der cabbage-tree oder „Kohlpalme" kam Mattheson wohl etwas sonderbar vor. Kapitän Cook von der Dutcheß erzählt ausführlich davon.

[8] Rogers S. 128 sagt, after we found him.

geglücket, daß selbige sich in aller Ehrbarkeit [9] bey Hunderten um ihn her gelagert, und alsobald von den Ratzen erlediget. Auch habe er etliche Geißlein zahm gemachet, und bißweilen mit ihnen und den Katzen gesungen und gesprungen: Daß er demnach durch Göttliche Vorsehung, und seiner Jugend-stärcke, massen er Zeit seiner Erlösung (welches nun 4 Jahre sind) im 30sten seines Alters gewesen, endlich alles Ungemach seiner entsetzlichen Einsahmkeit glücklich überwunden, und sehr zufrieden gewesen. Nachdem auch seine Kleider vergangen, habe er sich einen Rock und eine Mütze von Ziegen-Fellen verfertiget, und selbige mit schmalen Riemchen, die er mit seinem Messer geschnitten, zusammen gefüget. Seine Nadel sey ein Nagel gewesen; Und wie sein Messer gantz weggeschliffen, habe er deren andere, so gut als er gekont, von etlichen eisernen Banden, welche am Strande gelegen, gemachet, und selbige auff Steine dünn geschlagen und geschliffen. Aus dem bey sich gehabten Leinwand, habe er sich mit dem Nagel Hembder genähet, wozu er das aufgereffelte Garn seiner alten Strümpfe gebrauchet. Wie ihn die Schiffe antraffen, [10] hatte er sein letztes Hembd am Leibe.

In Ermangelung der Übung zu reden, hatte er seine Sprache dermassen vergessen, wie er erst wieder an Boord gekommen, daß ihn seine Landes-Leute kaum verstehen kunten, weil er nur mit halben Worten redete. Man boht ihm ein Gläßgen Brandtwein, allein er satzte keinen Mund daran, weil er in aller solcher Zeit nichts als Wasser getrunken; es währete auch etwas, bevor er die Europaeische gewöhnliche Schiffs-Kost[11] wieder vertragen kunte.

---

[9] „in aller Ehrbarkeit" ist Zusatz Matthesons.

[10] S. 128 when we found him in the Island.

[11] our victuals S. 129.

Er wußte von keinen andern, als den bereits erwehnten, Früchten der Insul zu sagen, ausser von kleinen schwartzen Pflaumen, welche überaus gut, aber schwer zu bekommen sind, weil die Bäume darauff sie wachsen, auff hohen Felsen und Klippen stehen. Piemento-Bäume giebt es häuffig, und sind deren etliche 60 Fuß hoch und fast 2 Englische Yards dicke; Auch Woll-Bäume, noch höher, und beynahe 4 Faden Dick am Stamm.

Das Clima daselbst ist so gut, daß die Bäume und das Graß durchs gantze Jahr grünen. Der Winter währet nicht länger als im Junio und Julio, ist dabey gar nicht strenge, sondern es frieret nur wenig, und hagelt ein bißgen; Allein bißweilen fallen starcke Regen. Die Hitze im Sommer ist durchgehends gemässiget, auch ist nicht viel Donner oder Ungewitter zu spühren. Man siehet[12] auff der Insul gar kein gifftiges noch wildes Thier, sondern nichts anderst als Ziegen rc. wie oben angeführet; Deren erste daselbst mit Fleiß zur Zeugung an Land gesetzt worden, durch Juan Fernando einen Spanier, welcher mit etlichen Familien allda eine Zeitlang Sitz genommen, biß daß das feste Land Chili dem Spanischen Joch unterwürffig geworden; wodurch die damahligen Einwohner dahin gebracht, daß sie dis Eyland, so da capable ist, eine gute Anzahl Leute zu erhalten, und so starck gemacht zu werden, daß man sich wegen eines Angriffes nicht groß zu besorgen, um ihres Vortheils willen, mit jenem vertauschet.

Ringrose in seiner Erzehlung von des Capitain Sharps Reise[13] meldet zwar von jemand, welcher von einem zerscheiterten Schiff ebenfals auff diese Insel verworffen, und daselbst 5 Jahr biß zu seiner Rettung gantz allein zugebracht; imgleichen redet auch

[12] he saw S. 129.

[13] and other Buccaneers ist ausgelassen, S. 129. Rogers meint: Ringrose, history of the Buccaneers of America. London 1685. 4°.

Capitain Dampier von einem Moskito Indianer, dem Capt. Watlin zugehörig, der 3 Jahre durch einen andern Zufall allda gelebt, (der bekandten Historie des Serrano zu geschweigen); [14] Aber solche Geschichte lässet man an seinen Ort gestellet sein, ist indessen versichert, daß diese Begebenheit des Capitain Salkirks nichts erdichtetes, sondern lauter wahrhafftiges Wesen an sich habe.[15]

Um nun auch eine kleine Beschreibung der gemeldten Insul Fernandez nach Maßgebung dessen, so wohlgedachter Salkirk selbst an die Hand gegeben, mitzutheilen: So lieget selbige im 33. Grad 30 [17] Minuten südlicher Breite, und ist von einem Spanischen Lootsen, dieses Nahmens, Anno 1585 entdecket worden.[18] Es hat das Land 2 Hafen, davon einer Juan Fernandez, der andere la Rescaria genennet wird,[19] ist 12 Frantzösische Meilen im Triangul groß, und hat neben sich noch eine andere kleine Insul, ohngefehr einer Frantzösischen Meile im Begriff.[20] Fische sind allda in großer Menge, als nur zur besten Fisch-Zeit in Terreneuf immer seyn mögen.[21] Piemento ist schön Bau-Holz zu schiffen, und in abundance; aber es reisset leicht, ehe es recht trucken wird.[22] Kohl, Rüben, Kreß, Petersilien, Portzel, Lauch und andere Kräuter

---

[14] Die Klammer Zusatz in der Flugschrift. Ich weiß nicht, wer dieser Serrano ist, und woher Mattheson diese Kenntnis hat.

[15] Rogers ist wortreicher an dieser Stelle. S. 130.

[17] Diese Breitenangabe ist der Flugschrift eigentümlich.

[18] Der Flugschrift eigentümlicher Zusatz.

[19] Die Namen der beiden Häfen sind der deutschen Flugschrift eigentümlich.

[20] Rogers S. 133: the South-west side is much the longest, and has a small Island about a mile long lying near it. Eine ganze Seite topographischer Notizen bei Rogers ist von Mattheson nicht berücksichtigt.

[21] S. 134 u. 135. Fisch in so great plenty anywhere near the Shore, that I never saw the like, but at the best fishing season in Newfoundland.

[22] Wörtlich bei Rogers S. 135; ohne Lücke sich an das Vorhergehende anschließend. Eine halbe Seite ist dann unberücksichtigt.

finden sich häuffig benebenst einem andern medicinischen Gewächse, dem Mutter-Kraut nicht unähnlich, welches eine balsahmische Krafft an sich hat.[23] See-Hunde kommen im November am Strande, um sich zu paaren, zu welcher Zeit sie sehr boßhafft, sonst aber leicht zu tödten sind, da man denn ihre Felle höher als unsere Ottern hält.[24] Benebst diesen, gibt es auch See-Löwen daselbst, welche nach Mr. Salkirks Bericht, bißweilen 20 und mehr Fuß lang sind, ein Löwen Kopf und solche starcke Haar am Knebelbart haben, daß man Zahnstöcher daraus machen könte. Diese Bestien kommen zu Ende des Junii am Lande, und verweilen daselbst biß im September, welches die Zeit ihrer Brunst ist, da sie nicht von der Stelle kommen, sondern allezeit beständig auff einem Platz (dafern man sie nicht verstöhret) ohne Nahrung wegliegen. Man machet eine grosse Quantité Trahn aus ihrem Fleisch, welches theils zum

[23] S. 135: there is abundance of good Herbs of Parsly, Purslain, Sithes in great plenty, besides a Herb found by the water-side, which proved very useful to our Surgeons for Fomentations; it is not much unlike Feferfew, of a very grateful Smell like Balm, but of a stronger and more cordial scent.

[24] S. 136 u. 137: Mr. Selkirk tells me, that in November the Seals come ashore to whelp and ingender, when the Shore is so full of them for a stone's throw, that it is impossible to pass thro them; and they are so surly, that they 'ill not move out of the way, but like an angry dog run at a Man, tho he have a good Stick to beat them: so that at this and their whelping Seasons 'tis dangerous to come near them, but at other times they 'll make way for a Man; and if they did not, 't would be impossible to get up from the Waterside: they lin'd the Shore very thick for above half a mile of ground all round the Bay. When we came in, they kept a continual noise day and night, some bleeting like Lambs, some howling like Dogs or Wolves, others making hideous noises of various sorts; so that we heard 'em aboard, tho a mile from the Shore. Their Fur is the finest, that ever I saw of the kind and exceeds that of our Otters.

Röſten gut iſt. Ihre Haut iſt dicker als eine Ochſen-Haut, und ihr Haar kurtz und grob.[25]

Am 14. Febr. giengen die Schiffer mit Mr. Salkirk, welcher hiemit ſeiner alten Wohnung eine gute Nacht wünſchte, zu Seegel, und ſind endlich im Jahr 1711 den 14. October nach vielen Zufällen wieder mit ihm in Engelland angelangt. Bey[26] welcher ungemeinen Abentheuer man bemercken wird, daß Einſahmkeit und Entfernung von der Welt nicht allemahl eben ſo unleidlich iſt, als man wohl meinet, inſonderheit wenn man durch ſeinen Beruff oder durch unvermeidliches Unglück dazu gebracht wird, wie dieſer Mr. Salkirk, welcher ſonſt ohne Zweifel in den Wellen ſein Grab gefunden hätte, maſſen das Schiff, welches er, oder vielmehr

[25] Rogers, S. 136 u. 137: Another strange creature here is the Sea-Lion: The Governour (d. i. Selkirk) tells me, he has seen of them above 20 foot long, and more in compass, which could not weigh less than two Tun weight. I saw several af the vast Creatures, but none of the above mention'd Size; several of them were upward of 16 foot long, and more in bulk, so that they could not weigh less than a Tun weight. The Shape of their Body differs little from the Sea-Dogs or Seals, but have another sort of skin, a Head much bigger in proportion, and very large Mouths, monstrous big Eyes, and a face like that of a lion, with very large Whiskers, the hair of which is stiff enough to make tooth-pickers. These creatures come ashore to engender the latter end of June, and stay lie the end of September; during all which time they lie on the Land, and are never observed to go to the water, but til in the same place above a Musket-shot from the Water-side, and have no manner of sustenance all that time that he could observe. I took notice of some, that lay a week, without once offering to move out of the place whilst I was there, till they were disturbed by us; but we saw few in comparison of what he informs us he did, and that the Shore was all crouded full of them a Musket-shot into the Land. I admire how these Monsters come to yield such a quantity of Oil. Their hair is short and coarse, and their Skin thicker than the thickest Ox-Hide I ever saw.

[26] Selbſt dieſe allgemeine Betrachtung bis zum Schluß findet ſich wörtlich bei Rogers S. 130 u. 131, alſo vor der Beſchreibung der Inſel.

welches ihn, verlassen, kurtz darauff zu Grunde gegangen, und wenig Leute davon geborgen worden. Auch mag man bey dieser Historie die Wahrheit der Maxime erkennen:[27] Das Noht der Erfindung Mutter sey, alldieweil dieser Eylands-Monarch von ungefehr alles dasjenige was der Natur genug, auch ohne Zuthun eines Menschen, ohne Kunst und Beystand nach Nohtdurfft sich verschaffet. Es kan uns ebenfals zur Instruction dienen, wie sehr eine einfältige und mässige Lebens-Art dem Leibe gesund und dem Gemühte vortheilhafftig sey, welche beyde Wirkungen bey uns Europäern durch den Exceß und aller Sachen Überfluß sehr abbrechen, insonderheit durch den Gebrauch starcker Getränke, und die mannigfältige Veränderung des ausgearteten Essen und Trinckens. Denn dieser Mann, so bald er eine andere bey uns gewöhnliche Diaet angefangen, ob er gleich sonst sehr nüchtern und mässig lebet, hat seitdem viel von seiner Stärcke und Behendigkeit verlohren.

---

[27] Diese Stelle, welche die Grundidee des Robinson enthält ist etwas klarer bei Rogers S. 130: We may perceive by this Story the Truth of the Maxim, That Necessity is the mother of Invention, since he found Means to supply his Wants in a very natural manner, so as to maintain his Life, tho not so conveniently, yet as effectually as we are able to do with all our Arts and Society.

Die hamburger Zuckerbäcker.

Von

C. Amsinck.

Hamburg hat im Lauf seiner jetzt mehr als tausendjährigen Geschichte zu wiederholten Malen die Erscheinung gesehen, daß einzelne Gewerbe und Industrien emporkamen, einen außerordentlichen Grad der Blüte erreichten, dann im Lauf der Jahrhunderte zurückgingen und endlich ganz verschwanden. So ist es mit der vor alters berühmten hamburgischen Bierbrauerei gewesen — (denn wenn es auch heutzutage Bierbrauereien genug bei uns giebt, so stehen sie doch in keinem Zusammenhang mit jenen alten Brauern, von denen so viel berichtet ist) —, so mit dem einst so gewinnbringenden Walfischfang und der Thranbrennerei, so mit dem Caffamachen und „Wandbereiten". In einer großen Handelsstadt ist das natürlich. Gewerbe blühen auf, wenn einerseits lebhafte Handelsverbindungen die Rohstoffe leicht und reichlich hierher führen, und anderseits günstig gelegene große Absatzgebiete, namentlich Länder, die noch auf niederer Kulturstufe stehen, vorhanden sind, nach welchen ein Abfluß der Produkte stattfindet; solche Gewerbe müssen untergehen, wenn die Handelskonjunkturen sich ändern, die Zufuhr erschwert wird und die Konsumtionsländer lernen, selbst die Rohstoffe

zu produzieren oder direkt zu importieren und selbst zu verarbeiten. Und so ist es auch mit der in Hamburg einst so blühenden Zuckerraffinerie, oder, wie man in Hamburg sagt, der Zuckerbäckerei gegangen. Auch sie hat zwei Jahrhunderte lang der Stadt reichen Gewinn gebracht, und ist — wenigstens in ihrer alten Gestalt und ihrer früheren Größe — jetzt verschwunden, nachdem die Vorbedingungen ihrer Existenz weggefallen waren.

Wenn im nachfolgenden von „Zuckerbäckern" und „Zuckerbäckerei" die Rede ist, so wolle der geneigte Leser darunter lediglich und allein die Leute und das Gewerbe verstehen, welches sich mit der Raffinerie, der Verfeinerung des rohen Zuckers beschäftigt, jeden Gedanken an einen Konditor (einen „Kuchenbäcker") aber bei Seite lassen.[1] Die Zuckerbäcker, mit welchen wir im nachfolgenden zu thun haben, waren zum Theil „Kaufleute" im hamburgischen Sinne, d. h. Großhändler oder große Fabrikanten; an eine der Bäckerei ähnliche Beschäftigung aber dachte keiner von ihnen, auch der kleinste nicht, obwohl er ebenfalls ein Handwerker war.

Die Zuckerraffinerie wurde in Hamburg vermutlich in den achtziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts durch die eingewanderten Niederländer eingeführt, welche auch manche andere nützliche Industrie in Hamburg ins Leben gerufen haben; wie es scheint, hauptsächlich durch Flamänder; denn in den Niederlanden ist die Verarbeitung und Raffinierung des Zuckers zweifelsohne

---

[1] „In Hamburg nennt man sie (die Raffinerien) Zuckerbeckereyen, welches aber ein unschicklicher Ausdruck ist, weil man allenthalben durch einen Zuckerbecker einen Conditor versteht, und natürlicher Weise allemal jemand verstehen muß, der Zucker gebackenes anfertiget." So die weise Bemerkung des ehemaligen Bergraths und Ober-Polizey-Commissarius in Göttingen Johann Heinrich Gottlob von Justi in seiner Abhandlung von den Manufacturen in Göttingen 2, S. 599.

schon in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts betrieben, und viele der bei der Zuckersiederei gebrauchten technischen Ausdrücke sind dem Holländischen entlehnt. Darauf läßt auch der Umstand schließen, daß die Preise beim Zuckerverkauf bis in dieses Jahrhundert hinein in einer (jetzt nicht mehr existierenden) niederländischen Münzsorte, „flämischen Grooten" berechnet wurden; sowie direkte Nachrichten über eingewanderte und sich hier niederlassende niederländische „suykerbakkers" und „sucriers" (Zuckersieder) und deren Gesellen. Um 1585 und die folgenden Jahre werden etwa neun verschiedene solche Zuckerbäcker genannt, darunter ist besonders die Familie de l' Hommel am frühesten und am häufigsten vertreten (als deren erster Jan oder Hans de l' Hommel erscheint, „eyn Suckerbecker yn de Dikstrate in H. Matthias Reders huse"). Außer diesen werden George Speelberch, Cornelis van Beselaer, Hendrik Diricx, Hermann Schonck, Bartholomé Seroix, Hendrik Molckmann, Jan Verjuis, Adam Boon und Andere als Zuckerbäcker genannt.

Die Hamburger erwiesen sich als gelehrige Schüler der Niederländer, das Gewerbe blühte hier bald auf und warf guten Gewinn ab. Die ohnehin frequente Handelsverbindung Hamburgs nach den spanischen und portugiesischen Kolonien, welche in jenen Zeiten fast allein rohen Zucker nach Hamburg lieferten, machte den Import des rohen Zuckers leicht; es waren hier große Handelshäuser genug, welche die Mittel besaßen, reichliche Mengen zu importieren, und der Zucker wurde hier bald auf so geschickte Weise verarbeitet, daß er überall Aufnahme fand. Vorzüglich waren es die Einwohner des inneren Deutschlands und der Ostseeländer, welche Geschmack an diesem Fabrikat fanden und die Hauptkonsumenten wurden. Zuckerhandel und Zuckerraffinerie nahmen zu, und die Hamburger erfanden neue Mittel und Verfahren,

den gelben und braunen Zucker zu reinigen; Kunstgeheimnisse, die natürlich sorgsam gewahrt wurden.

Noch mehr wuchs das Gewerbe und der Handel, als um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Franzosen, Holländer und Engländer sich der westindischen Inseln bemächtigten, dort Kolonien anlegten, und die Anpflanzung des Zuckerrohrs eifrig betrieben. Westindien ist stets das Land gewesen, welches die größte Menge des rohen Zuckers erzeugte. Die spanischen Kolonien aber wurden durch eine überaus strenge und egoistische Handelspolitik des Mutterlandes, welche allein darauf ausging, letzteres zu begünstigen und alle Reichtümer in Spanien aufzuhäufen, so sehr behindert und, so zu sagen, so eng eingeschnürt, daß ein Emporblühen von Ackerbau, Industrie und Handel auf die Dauer nicht möglich war; selbst wenn — was hinzukam — die spanische Indolenz nicht gewesen wäre. Besser war es in den französischen, holländischen und englischen Kolonien. Freilich waren auch diese manchen uns heutzutage wunderlich erscheinenden Beschränkungen unterworfen; so durfte z. B. in den französischen Kolonien damals kein roher Zucker raffiniert werden; allein die Gesetze dieser Länder gaben dem Kolonisten doch bessere Gelegenheit, die Erzeugnisse seines Fleißes zu verwerten, und konnte man rohen Zucker in den französischen Kolonien nicht raffinieren, so konnte man doch nach Europa und auch nach Hamburg, welches von jeher mit den industriösen Einwohnern Frankreichs in gutem Vernehmen stand, exportieren. Aus England wurden sogenannte „Lumpen“ hier eingeführt, d. h. Zucker, der einmal raffiniert war, um in Hamburg noch mehr verfeinert zu werden.

Allein Zuckerbau und Zuckerhandel erreichten noch größere Ausdehnung als während des spanischen Erbfolgekrieges und bald nach demselben die französischen Kolonien das ihnen bisher versagte Recht

erlangten, dem rohen Zucker die ersten Läuterungen im Lande selbst zu geben. Schon um 1700 hatte ein Hamburger Zuckersieder, namens Jerusalem, die Pflanzer auf den französischen Antillen gelehrt, den Zucker besser als bisher zu fabrizieren und so weit in der Kolonie vorzubereiten, daß er mit Nutzen in den hamburgischen Siedereien vollendet werden konnte. Als nun die beschränkenden Gesetzesvorschriften aufgehoben wurden, vor allem auch als 1735 die französischen Kolonien von dem Joche der Privilegien der französischen „Indischen Kompanie" befreit wurden, nahm Zuckerbau und Zuckerhandel in Westindien erst den rechten Aufschwung, und zugleich auch die Produktion und der Handel anderer Erzeugnisse der Kolonien, z. B. des Kaffees und des Indigo. Nachdem im siebzehnten Jahrhundert der Genuß des Kaffees in Europa allgemein beliebt geworden war — von Hamburg heißt es in einer ungefähr gleichzeitigen Chronik: „1677 kam ein Engels-Mann (Engländer) anhero, welcher anfing öffentlich Thee und Koffee zu zu schenken" d. h. er eröffnete das erste Kaffeehaus in Hamburg — begannen Engländer, Franzosen und Holländer in Westindien Kaffee-Plantagen anzulegen; und je mehr Kaffee und Thee getrunken wurde, um so mehr Zucker wurde natürlich auch konsumiert. Die Hamburger Zuckerbäcker bekamen alle Hände voll zu thun, und allmählich wurden manche wohlbehäbige und aus wohlbehäbigen reiche, einige schwer reiche Leute; und „de riken sukkerbakkers" wurden seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts für mehr als ein halbes Jahrhundert eine hamburgische Spezialität, auf welche Hamburg stolz sein konnte. Freilich waren nicht alle Inhaber der ca. 365 Siedereien Millionäre, sondern manche blieben kleine Handwerker, die mit ihren ein oder zwei Gesellen von ihrer Hände Arbeit schlecht und recht lebten, besonders die Kandis- und Sirupskocher. Aber 80—100 „groote sukkerbakkers" waren doch darunter, welche bi-

zu 20, 30 ja 40 Knechte hielten. Wenn man von hamburgischem Fleiß, hamburgischer Rührigkeit etwas Lobendes sagen wollte, so mußte man vor allem der Zuckersiedereien gedenken. Der jährliche Import an Zucker aus Frankreich nach Hamburg war damals größer als der nach dem doch so bevölkerten und gewerbfleißigen Holland. Es wird berichtet, daß im Jahre 1705 ein einziges Schiff 9000 Kisten Rohzucker in einer Ladung hierher gebracht habe; und der Verbrauch des hamburgischen Zuckers nahm in Deutschland, Polen, Rußland, Schweden, Kurland, kurz in den ganzen Ostseeländern stets zu. Hamburg allein versorgte diese gesamten Länder in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts mit Zucker, nur Holland machte ihm einige Konkurrenz. Übertraf der hamburgische Zucker doch auch an unnachahmlicher Festigkeit, Weiße, Süße und Haltbarkeit, besonders für weite Transporte über See, den aller anderen Länder.

In der That förderte damals das Zusammenkommen mehrerer verschiedenartiger Umstände dieses Gewerbe: die günstige Lage Hamburgs, sein leichter Verkehr und seine vielfachen und lebhaften Verbindungen mit den Zucker konsumierenden Ländern einerseits und den Zucker produzierenden Gegenden anderseits, (besonders Frankreich und Portugal mußten sich ihres Zuckerüberflusses durch den Handel mit dem Norden entledigen, und sie fanden in Hamburg den hauptsächlichsten Abnahmeplatz), infolge dessen das fortwährende Angebot rohen Zuckers aller Arten und die Auswahl, die der hiesige Fabrikant hatte; die Kenntnisse und Regsamkeit der Fabrikanten, die Erfindsamkeit in neuen Mitteln, den Zucker fester und süßer zu machen, alles dieses trug dazu bei, daß der Hamburger Zucker alle anderen an Vortrefflichkeit und Billigkeit übertraf.

Auch in Hamburg selbst war zu Ende des siebzehnten *Jahrhunderts* weißer Hutzucker offenbar ein sehr beliebter Artikel,

wie daraus zu schließen, daß er bei gewissen feierlichen Gelegenheiten regelmäßig als Geschenk gegeben wurde. Dr. Otto Sperling erzählt in seiner Hamburgischen Chronik von den „Zuckertoppen, welche denen Frauen, so zum Kindeskasten (Kindtaufen) mitgehen, oder die Leiche zu zieren gebeten sind, mitgegeben werden. Denn solche Toppen sind zu 11—12 ℔ vom feinsten Zucker jetzo (um 1690) in Gebrauch, da sie sonst nur 2½—3 ℔ wogen; die man statt des Confects einer jeglichen Frau mit nach Hause giebt."

Es mögen damals wohl an 8000 Menschen in Hamburg vom Zuckerhandel, Zuckersieden und den damit zusammenhängenden Gewerben gelebt haben. Da waren nicht nur die Kaufleute und die Zuckermakler, die den eigentlichen Zuckerhandel betrieben, die Sieder mit ihren Knechten und Leuten, die den Zucker raffinierten, die Krahnzieher, die Quartiersleute und Ewerführer, die die Ware brachten und holten; auch die Tischler verdienten ein schönes Stück Geld, indem sie das haltbare hellgelbe Holz, aus dem die riesigen Zuckerkisten gemacht waren, zu hübsch polirten Tischen, Schränken, Betten und anderen Mobilien verarbeiteten, die in Hamburg beliebt und fast in jedem Hausstande zu finden waren. Da waren die Reepschläger, die viel Tauwerk für die großen Winden im Speicher und eine Menge feineres Bindgarn für die Kandisfabrikation zu liefern hatten; Küper, die Fässer und Formen banden, Töpfer, welche Hunderttausende von Formen und „Putten" brannten, — noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts existierten vier Fabriken solcher Formen am Stadtdeich—; Kalkbrenner, die den Kalk, und Schlachter, die das Ochsenblut zum Raffinieren bringen mußten; nicht zu gedenken der Kupferschmiede, welche die großen Siedekessel und Pfannen machten. Durch die Zuckerbäckerei selbst wurden, wie schon erwähnt, ganze Familien wohlhabend; und, wie es nicht anders sein konnte, hielten diese Familien unter einander zusammen,

wurden durch Heiraten bald untereinander verschwägert und es entstanden Zuckerbäckerfamilien, in welchen die Zuckersiederei in der zweiten, dritten, vierten Generation blühte.

Einige Stabilität verlieh dem Gewerbe überdies vermutlich der Umstand, daß die Zuckersiederei bis zu einem gewissen Grade an das Grundeigentum gebunden war. Zwar bedurfte es dazu keines Erbes mit einer besonderen „Gerechtigkeit“, wie beim Bierbrauen, Schlachten, Schmieden u. s. w.; aber nicht jedes Haus war zur Einrichtung einer Zuckerraffinerie geeignet; sie konnte nur an einer stillen Straße angelegt werden, wo nicht viel Verkehr, vor allem nicht viel Wagenverkehr war; denn die Erschütterung der Häuser durch vorbeifahrende Wagen verhinderte ein gutes Kristallisieren des Zuckers. Aber in dem Hamburg des 17. und 18. Jahrhunderts mag es wohl manche stille Twiete, manchen engen Gang gegeben haben, in die selten oder nie ein Wagen hineinfuhr und durch sein Gerumpel die stille Arbeit der Natur störte. Deswegen erschien das sogenannte Gängeviertel besonders geeignet zur Anlegung von Zuckersiedereien; im Langengang, Kornträgergang, Bäckerbreitergang, Rademachergang, der neustädter Fuhlentwiete, dem Breitengang befanden sich eine Menge derselben; allein auch viele in der Niedernstraße, am kleinen Fleet, am Altenwall und am Schopenstehl. Auch mußte in einem solchen Hause vieles verändert und eingerichtet werden, ehe es zur Siederei geeignet war: die großen Siedekessel und „Kuhlpannen“ eingemauert, die Staven (Trockenstuben), die Böden und die großen Winden gebaut, der „Kalkback“ und der „Eerback“ (Gruben für Kalk und Thon), die Putten, und wie es alles hieß, mußten gemacht und aufgestellt werden. Und so war es eine gegebene Sache, daß, wenn der Vater alles eingerichtet hatte und das Geschäft gut ging, der Sohn Haus und Gewerbe vom Vater übernahm und weiter kochte und raffinierte,

wie es der Vater gethan, und der Enkel wieder vom Sohn empfing, was der Großvater begonnen.

Ein solcher Zuckerbäckersohn mußte nach damaliger guter Sitte in seinem Gewerbe von der Pike auf dienen, um alles gründlich zu erlernen. So ist uns von einem wohlhabenden Zuckerraffineur, dem Sohne eines Oberalten, berichtet, der mit 15 Jahren als Lehrbursche ins Geschäft kam „vor Jung in Dienst ging, und anfing bei seinem Vatter die Refinaderey zu erlernen"; dann in einigen Jahren Geselle, nach vier Jahren „Meisterknecht" ward, und schließlich als Kompagnon vom Vater aufgenommen wurde. Das mag dem jungen Herrn wohl anfangs sauer geworden sein, denn die Zuckerbäckerei war eine schwere und anstrengende Arbeit; und „dem Jüngsten" lag mancher Dienst und manche Handreichung ob, über die der Geselle natürlich erhaben war; ja es hieß tüchtig arbeiten. Und ihre Belohnung war, nach unsern Begriffen, keine sehr reiche; „denen Lehrburschen, die ihre fünf oder sechs Jahre getreu und ehrlich ausgehalten hatten, pflegete nach der Gewohnheit außer dem gewöhnlichen Wochgelde ein neues Kleid oder statt dessen ein Stück Geld als ein freiwilliges Geschenke zur Aufmunterung gegeben zu werden"; jedoch nur, wenn sie ihre Zeit „aushielten".

Die Zuckerbäckerknechte standen im Rufe einiger Grobheit. Daher wurden, wenn sie wie jeder andere gute Hamburger an den Mai- oder Juni-Freuden des Lämmermarktes teilnehmen wollten, und gegen neun Uhr abends daselbst in Scharen erschienen, einen reinen weißen „Platen" vorgebunden, eine Mütze von Fuchspelz mit langem roten Troddel auf dem Kopf und eine Meerschaumpfeife in der Hand, die „honetten Bürgersleute" durch ihr Erscheinen vertrieben. „Nu mööt wi na Huus, nu kamt de Suckerbeckers" hieß es. Sie scheinen zu Zeiten auch etwa

widersetzlich und schwer zu regieren gewesen zu sein; denn um 1766 hatten — „wie die Erfahrung leider mehr als zu viel bezeugete" — „die hiesigen Refinadeurs von ihrem Gesinde sowohl Meisterknechten, als Knechten und Jungen von Zeit zu Zeit die größesten Verdrüßlichkeiten ausstehen müssen, indem viele derselben nicht alleine ihren Herrschaften den schuldigen Gehorsam versagten und in Verrichtung ihrer Arbeiten die größeste Widersetzlichkeit bezeigeten, sondern noch wohl gar ihren Herren ins Angesicht Trotz boten, ein Complott unter einander macheten und bei der ersten Gelegenheit die Arbeit niederlegeten" (— Strikes sind eben auch keine Erfindung unserer Zeit —) „zu welchem höchst strafbaren Betragen sie meistentheils durch solche Leute noch mehr angefrischet wurden, die sich ein Gewerbe daraus macheten, Knechte, Tagelöhner und Lehrburschen ihren Herren ebenso leicht abspenstig zu machen als solche anderswo wieder unterzubringen"; weshalb sich 1766 im Dezember 144 „Refinadeurs" zusammenthaten und gegen „solches höchst strafbares Betragen" eine „Vereinbarung" machten, mit Hülfe derer sie denn, wie es scheint, die Komplotte der Knechte auch glücklich unterdrückt haben.

Wenn ein Knecht eine Reihe von Jahren bei einem oder mehreren Meistern gedient und sich die Mittel zur Begründung eines eigenen Hausstandes erspart hatte, fing er selbst eine kleine Sirupskocherei oder Raffinerie an, zuerst vielleicht allein mit seiner jungen Frau oder einem Lehrburschen; glückte es ihm, so nahm er einen Gesellen hinzu, dann mehrere. Allein die hamburgische Tradition von den „reichen Zuckerbäckern" ist keineswegs auf alle ihres Gewerbes anwendbar. Viele lebten, heißt es in einer Schilderung aus dem vorigen Jahrhundert, so wenig reichlich, vornehm und froh, daß sie vielmehr mit eigenen Händen arbeiteten und sich *sehr kümmerlich* behalfen. Die meisten wollten auch — durch-

drungen von der einfachen gut bürgerlichen Gesinnung des Hamburgers — nur Handwerker, und nichts mehr, sein. Die hamburgischen Zuckerbäcker, sagt von Heß 1796 in seiner Topographie, „die hiebevor ganz Deutschland mit dieser süßen Waare versorgten", lernten von den Sachsen zuerst, daß sie „Fabrikanten" seien. „Sie waren mit der alten Benennung, Zuckerbecker lange zufrieden gewesen und sind es noch. Man läßt sich in Hamburg so etwas nicht träumen. Der rechte bürgerliche Mensch denkt an solche Dinge nicht. In was für einen Rang der Einwohner er reducirt werde, ficht ihn wenig an; genug, wenn er den Ehrentitel eines rechtschaffenen Bürgers führt, und seinen Hausstand immer bessern kann."

Ein Amt oder eine Brüderschaft haben die Zuckerbäcker hier niemals gebildet; außer der erwähnten (vorübergehenden) Vereinbarung von 1766, scheint der in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts gebildete „Verein der Zuckerfabrikanten" die einzige organisierte Vereinigung derselben von längerer Dauer gewesen zu sein.

Es mag einmal versucht werden, die Prozedur der Raffinerie, wie sie in alten Zeiten vor sich ging, zu beschreiben — soweit sich solches nach den wenigen mündlichen und schriftlichen Überlieferungen, die auf uns gekommen sind, beschreiben läßt.

Der Zuckerbäckermeister kaufte gewöhnlich eine „Partie" Rohzucker, einige 1000 ℔, zur Verarbeitung, und die Raffinierung derselben nahm dann mehrere Wochen in Anspruch. Auswahl hatte er in Hamburg genug; von allen Sorten, vom feinsten Java, der schon in rohem Zustande fast weiß war, vom gelben und braunen bis zum schwarzbraunen Rohzucker; Java, Manila, St. Domingo, Havana, Surinam, französischen, brasilianischen und portugies[illegible] Zucker, englischen Lumpenzucker, und wie die Sorten alle [illegible]

konnte er kaufen. Liefen doch auch die Hausknechte der Zuckermakler überall umher mit ihren Tragbrettern, auf welchen eine Menge Rohzuckerproben in kleinen pyramidenförmigen Häufchen dem Käufer Gelegenheit zur sorgfältigen Prüfung und Auswahl boten; (wobei es denn auch wohl einmal geschah, daß ein mutwilliger Spaßvogel durch einen geschickt applizierten Stoß die süße Musterkarte des Bretts durcheinander warf, und zum Ärger des Trägers in ein unentwirrbares Chaos verwandelte). Hatte der Zuckerbäcker dann seine Partie gekauft — der Preis der Proben war in „Grot flämisch" angegeben (1 Grot flämisch war = 1/2 ß Bko.) — und war sie von Quartiersleuten und Ewerführern in seinen Speicher gebracht, so ward sie dort in eigenen Räumen ausgeschüttet. Da lag dann der Rohzucker, der sich etwa wie Sand ausnahm, in großen Bergen, die oft zehn bis zwölf Fuß hoch waren.

Nun ging es an das Verarbeiten der „Partie". Das Tagewerk der Zuckerbäcker fing sehr zeitig an. Morgens um halb zwei Uhr schon, noch im Dunkeln, mußte der jüngste Lehrbursche aus dem warmen Bett heraus, Licht anzünden, die Gesellen wecken und Feuer unter dem großen kupfernen „Kleerpannen" (Klärpfannen) anmachen, in welchen zuerst von dem erwähnten Rohzucker geschüttet und dann Kalkwasser und Ochsenblut hinzugegossen wurde.[1] Das ganze dunkle Haus durchdrang ein seltsamer, süßlich brenzlicher Zuckergeruch, eine eigentümliche heiße, dumpfe Luft wehte darin und alles, was in der Siedearbeit im Gebrauch war, war kleberig von Zucker; Formen, Pfannen, Tücher, selbst die Taue der großen Winde, die nach dem Boden ging, Wände, Gerätschaften, alles klebte von Zucker und Sirup.

[1] Nach v. Justi (2, S. 600 Anm.) wurde das Blut „seit dem Anfange *dieses (des 18.)* Jahrhunderts" gebraucht.

Nun fing die Arbeit der Gesellen in den Siederäumen an, wo die großen, tiefen Siedepfannen standen; der „Meisterknecht“ oder der „Ollste“ begann mit dem Rührholz das heißwerdende Gemisch von rohem Zucker, Kalkwasser und Blut umzurühren, und wenn die Masse kochend wurde („de Kleerpann wart heet un will dörkamen“ hieß es, wenn der Zucker Blasen warf und die Decke von Schaum und Schmutz durchbrach), so dämpfte der Meisterknecht das Feuer wieder mit nassen Kohlen, damit der Zucker nicht zu heftig aufbrodle. Inzwischen mußte der Lehrbursche den kupfernen „Kleerketel“, die zweite zur Verwendung kommende Kupferpfanne, nachsehen, ob sie auch spiegelblank und rein geputzt war, und wenn der Zucker zweimal „aufgekommen“ war, ließen die Gesellen mittelst einer Röhre den klaren heißen Zucker aus und in den „Klärkessel“ fließen. Was sich in der Pfanne ansetzte, wurde, wenn dieselbe abkühlte, in handbreiten und handlangen Stücken mit einem Messer abgestochen; das war der sogenannte Pfannenzucker, der, anfangs noch weich, bald erstarrte. Der Meisterknecht oder der Meister fing nun an, den Zucker im Klärkessel zu kochen; er schürte das Feuer heftiger, daß es im Schornstein sauste, und schäumte die heiße, brodelnde Masse fleißig mit der Schaumkelle ab, bis sie ganz rein und klar war — sie hatte dann etwa die Farbe des Rheinweins; dann trugen die andern Gesellen sie aus, und siebten sie durch mehrere weiße, weiche Wolltücher, die auf einem Rahmen mit Stramei oder auf Holzgittern lagen, in die dritte große Pfanne, die Kühlpfanne; Klärpfanne und Klärkessel wurden wieder gefüllt und das Kochen begann in ihnen von neuem. War der Zucker in der Kühlpfanne etwas abgekühlt, so wurde er mit Becken ausgeschöpft und in die schon in Reih und Glied, mit den Spitzen nach unten stehenden thönernen Zuckerhutformen gegossen, in welchen er mit hölzernen Stäben etwas umgerührt wurde und im Lauf

einiger Stunden erstarrte. Wenn diese Arbeiten einige Male wiederholt waren, war gewöhnlich die Mittagszeit herangekommen.

Nach Mittag setzte man auf dem Boden die „Putten" zurecht, auf denen die Zuckerhutformen standen, und in die der unten abträufelnde Sirup sich sammeln sollte; und dann begann die schwere Arbeit des „Brodenlangens", die Hinaufbeförderung der Zuckerhüte („Broden") nach oben, auf den Boden, oft zwei oder drei Etagen hoch, (man warf sich die Formen voll Zucker einander zu), wo die Zuckerhüte in den Formen auf die vorerwähnten Putten gesetzt wurden. „Wenn de Broden denn to Böhn sünt, heißt es in einer von einem alten Zuckerbäcker verfaßten Beschreibung, so wart sick wuschen (gewiß recht notwendig bei der allgemeinen Klebrigkeit!). De Jüngste (der Lehrbursche) mutt noch Platens waschen" (die weißen Schürzen der Zuckerbäcker-Gesellen und Lehrlinge; welche Schürzen natürlich stets von untadelhafter Reinheit und Weiße sein mußten). Um sieben Uhr aßen in einem gut althamburgischen Zuckerbäckerhause Meister und Gesellen zu Abend; dann war Feierabend und die Gesellen gingen zu Bett. Wer wollte ihnen verdenken, daß sie also mit den Hühnern schlafen gingen, wenn sie schon um halb zwei Uhr früh wieder zur Arbeit bereit sein mußten!

So ging es Tag für Tag, bis die ganze „Parthie", welche der Meister eingekauft hatte, verarbeitet war.

Aber auf dem „Böhn" stand der Zucker in den Formen und war mit einer Schicht von nassem Thon („englischer Erde") bedeckt, dessen Feuchtigkeit, allmählich durchsickernd, den gelben Sirup mit herausnahm und aus der Spitze in den „Putt" abfließen ließ; was in 10-12 Tagen geschah. Die dadurch weiß gewordenen Broden wurden aus den Formen geholt, die Gesellen entfernten den Thon, stülpten den Zuckerhut auf die flache Hand, — es gehörte keine

geringe Kraft dazu, einen Zuckerhut auf flacher Hand mit ausgestrecktem Arm zu halten —, und wenn die Broden ein gutes Aussehen hatten, ganz weiß und vorläufig trocken genug erschienen, wurden sie in die Trockenstube („de Staav") gebracht, und in Reih' und Glied auf Latten aufgesetzt. In diesem, meistens dunklen Raum herrschte eine mehr als tropische Hitze (ca. 50°). Wenn sie in dieser Hitze etwa zehn Tage gestanden hatten, so ging der Meister in die Trockenstube, schlug einige Broden mit einem Messer durch, und untersuchte, ob sie innen trocken seien. Und waren sie trocken, und hatte „de Herr" selber sich völlig davon überzeugt, daß das Fabrikat gut sei, so wurden Proben an die Makler und Händler ausgegeben, die Zuckerhüte durch Abschaben von etwa anhaftendem Schmutz befreit, in das bekannte blaue Papier gewickelt, und das „Oben spitz und unten breit, durch und durch voll Süßigkeit, Weiß vom Leibe, blau vom Kleide", der Zuckerhut, war fertig; deren einer, hamburgischer Abkunft, bekanntlich dem kunstreichen Poeten Georg Greflinger im Jahre 1651 Anlaß zu dem eben angeführten Rätsel[1] gegeben, und dadurch die Unsterblichkeit erlangt hat.

Schließlich wurden die Broden in Stroh gewickelt, in Fässer verpackt und jeder Zuckerbäcker mußte „sein absonderliches Markzeichen" und ein Hamburger Wappen, wie das Gesetz vorschrieb, auf die Fässer brennen lassen, zum Zeichen, daß es „aufrichtiger, hiesiger Zucker" oder Sirup sei. Und war er dann verkauft, so kamen die Krahnzieher mit ihren kleinen zweiräderigen Karren, und fuhren die Ware fort.

Ein besonderer Zweig der Zuckerbäckerei war noch das Kandiskochen. Zur Kandisfabrikation dienten kupferne Töpfe, in Form

---

[1] S. Aus Hamburgs Vergangenheit. 1885. Bd. I. S. 364.

großer Eimer, welche eine Menge kleiner Löcher hatten. Durch diese wurden Fäden gezogen. Wenn das Gefäß mit geläutertem Zuckersaft gefüllt war, so setzte sich der Zucker in Krystallen an den Fäden an; das flüssig Bleibende wurde schließlich abgegossen. Die Kandisfabrikation wurde besonders von vielen kleineren Raffinadeuren betrieben. Aller nicht kristallisierender Zuckersaft, der sich bei der Raffinerie und der Kandisfabrikation ausschied, der Sirup, wurde ebenfalls verwertet und damit nicht unbeträchtlicher Handel getrieben. So hat das Gewerbe der Zuckerbäckerei Jahrhunderte lang eine Menge fleißiger Hände rege gehalten, mancher Mund ist durch dasselbe satt und mancher ehrsame Bürger dadurch reich geworden.

Aber Hamburgs Nachbaren haben es nie mit sonderlich günstigen Augen angesehen, wenn Handel und Gewerbe hier in allzu schöner Blüte standen, und stets bald den — allerdings sehr natürlichen — Wunsch empfunden, den gleichen klingenden Verdienst auch in ihre Tasche zu leiten. Und sobald sich dann in den Nachbarländern ein gleiches Gewerbe, ein ähnlicher Handel zu entwickeln begann, begnügte man sich nicht damit, danach zu streben, es den Hamburgern an Geschicklichkeit und Rührigkeit gleich zu thun, ähnliche Anlagen zu machen, wie die, welche in Hamburg bestanden, gleiche Handelsverbindungen zu gewinnen: sondern die Regierungen suchten durch allerlei Protektionen und Unterstützungen, besonders durch hohe Einfuhrzölle, oder durch Einfuhrverbote, durch Geldzuschüsse und dergleichen Mittel, der Industrie des eigenen Landes zu Hülfe zu kommen und sie groß zu ziehen. Und von nun an wurde es in den Augen dieser Konkurrenten allemal zu einer unberechtigten Prätension, zu einer Unverschämtheit, zu einem Verbrechen, daß das gleiche hamburgische Gewerbe oder der gleiche hamburgische Handelszweig es noch wagte, weiter zu existieren und nicht sofort die Segel strich. Dann ward dagegen geschrieben,

polemisiert, intrigiert, Maßregeln der „Abwehr“ ergriffen; und man entdeckte allemal, daß die Hansischen Handelsstädte nichts weiter seien als „Schmarotzer“, die dem armen deutschen Volk das Blut aussögen.

So ging es denn auch mit dem hamburgischen Zuckerhandel und der hamburgischen Zuckersiederei. Seit den 1760er Jahren, nachdem der Franzose Achard entdeckt hatte, daß sich aus den Runkelrüben ein Zucker herstellen ließ, welcher dem Rohrzucker zwar an Güte nachstand, aber immerhin brauchbar war, begannen auch Länder, welche früher nichts von Zuckerfabrikation gewußt hatten, wie Preußen, Österreich, Rußland, Zuckerraffinerien anzulegen. Auch begannen die Kaufleute an den Ufern der Ostsee den rohen Zucker aus Frankreich direkt zu importieren, nicht mehr über Hamburg zu beziehen; man suchte den Unterricht in der Kunst des Raffinierens bei der Lehrmeisterin Hammonia, indem man hamburgische Zuckersieder und ihre Gesellen in's Land zog, und man begann auf diese Weise der hamburgischen Industrie Konkurrenz zu machen.

Friedrich der Große war der erste der benachbarten Fürsten, welcher in seinen Staaten Zuckerfabriken anlegte, und durch Protektion zu heben suchte; dann folgte Österreich, zuerst langsam, dann mit energischen Schritten; Joseph II verbot sogar die Einfuhr hamburgischen Zuckers in Böhmen gänzlich; zugleich begann Rußland Zuckerfabriken in Petersburg und in Moskau zu bauen, und legte hohe Zölle auf die Einfuhr des hamburgischen Zuckers. Inzwischen hatten auch die Engländer es dahin gebracht, daß die sogenannten „Lumpenzucker“ fast so gut in Qualität waren, wie die Hamburger Raffinaden, und versahen nun ebenfalls Rußland mit denselben.

Das Aufwachsen dieser Rivalen wurde dem hamburgischen Gewerbe allmählig fühlbar; die hamburgischen Zuckersiedereien begannen

zu leiden. Zwar war ihr Ruf alt und fest begründet, ihr Fabrikat vortrefflich, die Handelsverbindungen unserer Kaufleute ausgebreitet und solide genug, um das Gewerbe noch einige Jahrzehnte lang im Gang zu erhalten[1]; aber es begann doch eine Zeit zuerst des Stillstandes, dann des Sinkens. Vergebens versuchte der Senat seinerseits durch finanzielle Maßregeln (Befreiung des ausgeführten raffinierten Zuckers und Sirups von allen Ausfuhrzöllen) der sinkenden Industrie zu Hülfe zu kommen: man konnte nicht mehr verhindern, daß die Zahl der Zuckersiedereien langsam, aber unaufhaltsam, abnahm. 1784 existierten noch 365 Zuckersiedereien hier, 1789: 320, 1790: 298. Die mehr und mehr erhöhten auswärtigen Zölle, besonders die in Rußland, die wachsende Selbständigkeit des Zuckerhandels und der Raffinerie in diesem Lande und den ganzen Ostseeländern, — diesen für Hamburg bisher so wichtigen Absatzgebieten —, bewirkten, daß trotz des zunehmenden Zucker-Konsums die Hamburger Zuckersieder nicht mehr, sondern immer weniger ihres Fabrikates absetzten. Im letzten Jahrzehnt des achtzehnten und den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, etwa bis 1807, trat (wohl infolge der Zerstörung des holländischen Handels durch Napoleon) noch einmal ein schwacher Aufschwung ein. Professor Büsch erwähnt noch im Jahre 1790, daß „in diesen Tagen zwölf der größten Schiffe [mit Zucker], welche die Elbe tragen kann, in unserm Hafen angekommen" seien, die Zufuhr muß also damals wieder ziemlich beträchtlich gewesen sein. Auch der Export nahm etwas zu. 1799 gab es wieder 348 Zuckerfabriken

[1] Noch im Jahre 1832 heißt es in Thons Waaren-Lexicon (Ilmenau): „In Deutschland hat Hamburg nicht allein die meisten und größten, sondern auch die besten und vorzüglichsten Zuckerraffinerien, und kein anderes Land, selbst England, Frankreich und Holland nicht ausgenommen, ist im Stande, alle Sorten des raffinirten Zuckers so vollkommen darzustellen."

in Hamburg, 1806 sollen ca. 400 existiert haben, um 1807 ca. 428, welche noch 15—1600 Menschen beschäftigten. Aber es war nur eine vorübergehende Besserung, und die schlimmste Zeit für unsere Zuckerbäcker stand jetzt bevor: die Zeit der französischen Herrschaft.

Seit 1807 zeigt sich der Einfluß der Invasion der Franzosen, auch auf diese Branche des Handels. Durch die in folge der Napoleonischen Continentalsperre herbeigeführte Blockierung der Elbe durch die Engländer, und die erschwerte Schiffahrt in der Ostsee wurde den hamburgischen Zuckersiedereien selbstverständlich der größte Schaden zugefügt, durch das Ausbleiben der Zufuhr von raffiniertem Zucker aus Hamburg die Lage der damals noch nicht zahlreichen Zuckersiedereien in Rußland aber eine sehr günstige; hierzu kam noch, daß die Amerikaner viel rohen Zucker nach Rußland brachten. Die russischen Zuckersiedereien vermehrten sich und kamen in Flor; vorzüglich auch dadurch, daß sie ausgewanderte hamburgische Zuckersieder und Knechte anstellten. Während nach einer im Hamburgischen Stadt-Archiv befindlichen Akte im Jahre 1803 ca. 16½ Millionen ℔ raffinirter Zucker von hier nach St. Petersburg exportiert wurden, 1804: 17½ Millionen ℔ und 1805 gar über 19 Millionen ℔, sank der Export im Jahre 1806 auf 10½ Millionen ℔, um bald ganz aufzuhören.

Die Kontinentalsperre war der schwerste Schlag für unsere Zuckersieder. Manche mußten ihre Arbeit ganz einstellen, andere verlegten ihre Fabrik auf holsteinisches Gebiet; eine geringe Anzahl arbeitete noch fort. Allein Waarenausfuhrlisten jener Zeit weisen nach, daß von 1810 bis 1814 der Handel mit raffiniertem Zucker nach Petersburg ganz daniederlag; es wurde garnichts dahin exportiert. Durch diese sieben schweren Jahre 1807—14 hatte das ohnehin schon dahinsiechende Gewerbe den Todesstoß erhalten; und nur zu

richtig hatten die hamburgischen Zuckerbäcker geurteilt, welche im Herbst 1809 eine Bittschrift an Napoleon richteten, um die Erlaubnis zu erlangen, rohen Zucker, der in amerikanischen Schiffen in Tönningen angekommen war, in Hamburg einzuführen, wenn sie sagten: daß die Fortdauer des Einfuhr-Verbots die Zuckerfabrikation in Hamburg unheilbar schädigen und den Ruin vieler Familien herbeiführen würde. Aber die Supplik hatte keinen Erfolg.

Als die schweren Zeiten der französischen Okkupation und der Belagerung überstanden waren, fing zwar im Frühjahr 1814 eine Anzahl Zuckersieder getrost wieder an zu arbeiten; ja in den folgenden Jahren lebte das Gewerbe in der That wieder einigermaßen auf, besonders um das Jahr 1820; allein die alte Lebenskraft war dahin. —

Ungünstige Ereignisse brachten dann neue Störung; 1822 wurde die Einfuhr raffinierten Zuckers in Rußland verboten, und die Verhandlungen, welche von Hamburg mit der russischen Regierung begonnen wurden, um eine Aufhebung oder wenigstens eine Milderung dieser Maßregel zu erwirken, hatten keinen Erfolg. Hohe Zölle in Preußen und Österreich und mehreren anderen deutschen Staaten zur Begünstigung der dort angelegten Fabriken, sowie das fortwährende Sinken der Preise des raffinierten Zuckers führte nach und nach den Ruin der größten Anzahl der hamburgischen Zuckersiedereien herbei:

Es wurden in Hamburg (im ganzen) für den Export produziert:

1826 noch ca.	40½	Millionen	℔
1830	41½	"	"
1835 nur noch	17⅓	"	"
1838	19	"	"
1841	20⅓	"	"

aber was war das gegen die Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts! 1834 bestanden noch 194 Raffinerien, welche ca. 500 Arbeiter beschäftigten, 1841 noch etwa 80. Durch den Zollanschluß von Sachsen und Thüringen litten damals die hamburgischen Raffinerien am empfindlichsten, denn diese Länder waren in jener Zeit ein wichtiges Absatzgebiet. Die Ausfuhr des raffinierten Zuckers sank auf die Hälfte herab. Seitdem ist die Anzahl der Raffinerien immer kleiner geworden; von den jetzt noch existierenden 13 ist eine der größten in Liquidation getreten, die Mehrzahl der übrigen sind nicht mehr eigentliche Raffinadeure in der alten Bedeutung, sondern sogenannte Kandiskocher; und wenn diese Siedereien auch ein immerhin ansehnliches Quantum Waare produzieren, so hat die Zuckerraffinerie in unsern Tagen doch nicht annähernd mehr die Bedeutung für Hamburg, welche sie vor 200 und 150 Jahren hatte.

Wohl ist es zu bedauern, daß ein einst so blühendes Gewerbe, welches Tausende fleißiger Hände beschäftigte, untergegangen ist und Hamburg den Vorteil, welchen dasselbe ihm zwei Jahrhunderte lang brachte, eingebüßt hat. Allein es mußte untergehen, als die Zeit- und Handels-Verhältnisse sich änderten, als die steigende Kultur der Produktionsländer und der Absatzgebiete dieselben lehrte, selbst zu erzeugen, was sie bisher aus den Händen Hamburgs empfangen hatten, und die vermehrten Handelsverbindungen der Länder unter einander Wege zeigten, auf denen man direkt beziehen konnte, was bisher hamburgische Kaufleute vermittelt, hamburgische Schiffe gebracht hatten. — Und der hamburgische Handel wandte sich nun anderen Dingen zu. Auf anderen Wegen und mit anderen Mitteln führte er der Stadt neue Reichtümer zu, und schaffte so Ersatz für das Verlorene. So ist es mit anderen Handelszweigen früher gegangen, so wird es auch in Zukunft gehen. Aber wenn auch einmal einzelne seiner Z

absterben, steht darum nicht zu befürchten, daß Hamburgs Handel untergehe.

Die Größe Hamburgs als Handelsstadt ist gegründet auf seiner natürlichen Lage, auf dem Unternehmungsgeist, dem klaren Blick und praktischen Sinn seiner Bürger; und diese Fundamente werden dauern, so Gott will, auch in den wechselnden Ereignissen der Zeiten.

Quellen.

Außer Werken allgemeinen historischen Inhalts, besonders folgende:

Gedruckte:

J. G. Büsch, über die Hamburgischen Zuckerfabriken 2c., Hamburg 1790.

G. C. Bohn, der wohlerfahrene Kaufmann, II. Band, fünfte Auflage, Hamburg 1789.

J. T. Graff, Kurze Uebersicht des Hamburger Zuckerhandels seit Ende der Belagerung, Anno 1814 bis Ende des Jahres 1823.

(J. D. Lehsten) Zuckerfabrikanten in Hamburg 1799. Eine tabellarische Übersicht, Hamburg 1882.

v. Heß, J. L. Hamburg topographisch, politisch und historisch beschrieben, I. Aufl., Hamburg 1789, 2. Teil, II. Aufl., Hamburg 1811, III. Teil.

Synd. Klefeker, Lic., Sammlung der .... allgemeinen Mandate 2c. I. Teil und II. Teil, Hamburg 1763 und 1765.

Sammlung der Hamburgischen Gesetze und Verfassungen, VI. Teil, Hamburg, 1768.

J. G. Büsch, Versuch einer Geschichte der hamburgischen Handlung 2c. Hamburg 1797.

(A. Wittenberg, Lic.,) Abhandlung im historisch-politischen Magazin, Hamburg 1790, IV. Stück (April).

Mittheilungen des Vereins für Hambg. Geschichte, VI. Jahrgang Hamburg 1883, VII. Jahrgang, Hamburg 1884.

Zeitschrift des Vereins für Hambg. Geschichte, VI. Band 1883, VII. Band 1884.

F. H. Neddermeyer, Zur Statistik und Topographie der freien und Hansestadt Hamburg, I. Bd. Hamburg 1847.

Francke, Einfuhr von Zucker 1801; Hamburg 1802 (Commerz-Bibliothek).

Nucleus Recessuum et Conventuum Hamburgensium etc., Altona 1705.

F. G. Buek, Dr., Die Hamburgischen Oberalten 2c., Hamburg 1857.

Derer hiesigen .... Refinadeurs Vereinbarung und willkührliche Verpflichtung 2c., Hamburg 1769 (Commerz-Bibliothek).

J. C. Gotthard Dr., Die Zuckersiederei in ihrem ganzen Umfange, Hamburg 1803.

C. W. Soltau, Die hamburgischen Zuckersiedereien in Hinsicht auf ihre Concurrenz etc., Hamburg 1820.

H. F. C. Schad, Des Pater Labat Abhandlung vom Zucker 2c., Nürnberg 1785.

Ungedruckte:

Stammregister und Familienbücher der Amsinck'schen Familie.

Arnold Amsinck's Hamburgische Chronica, von Gründung der Stadt bis 1758, (benutzt z. Jahr 1705).

Continuatio Nuclei Recessuum et Conventuum Hamburgensium von 1704 bis 1800.

J. L. Lehsten, Darstellung der Hamburgischen Zuckerbäckerei (in plattdeutscher Sprache) Hamburg 1860 (im Besitz des Herrn Dr. Walther).

M. H., Mittheilungen über die Zuckerbäckerei von H. H., Hamburg 1885.

Akten des Stadtarchivs über den Handel Hamburgs mit Portugal, Frankreich, Rußland, Holland.

Manche Details sind mündlichen Mitteilungen entnommen.

Die Mannstracht der Hamburger im Mittelalter.

Von

Karl Koppmann.

Trachten und Moden sind wegen ihrer Bedeutung für Kunstgeschichte und Litteraturgeschichte ein wohl gepflegtes Feld, dessen Bebauung bekanntlich eine besondere Disziplin der Kulturgeschichte, die Kostümkunde oder, wie ich lieber sage, die Kostümgeschichte, bildet. Es hängt wohl damit zusammen, daß solche Pflege der Kostümgeschichte vorzugsweise dem Bedürfnis der Kunstgeschichte und der bildenden Künste verdankt wird, wenn die Kostümhistoriker auch die mannichfachen Geräte, insbesondere die Erzeugnisse des sogenannten Kunsthandwerks, in den Rahmen ihrer Aufgabe hineinzuziehen pflegen, während es durch die Jugend der Wissenschaft und die geringe Beteiligung der Lokalforscher zu erklären sein wird, daß es noch an Monographien fehlt, welche neben dem Allgemeinen und Verwandten auch das Besondere und Unterscheidende erkennen zu lassen und hervorzuheben gestatten. Infolge dieses Mangels macht es sich in unserer Kenntnis um so störender fühlbar, daß in Denkmälern der Sprache und Kunst die Quellen reicher fließen für die Lebensverhältnisse des Adels als für die der Bürger und Bauern, reicher für die früher entwickelten Völker des

Südens und Westens als für Deutschland und seine Nachbarlande im Norden und Osten, reicher wieder für die süddeutschen Städte als für unsere Städte im nördlichen Deutschland. Selbstverständlich sind wir nicht berechtigt, die Resultate, welche die Kostümgeschichte aus dem Studium süddeutscher Quellen oder von Darstellungen gewonnen hat, welche sich vorzugsweise auf das höfische Leben beziehen, ohne weiteres zu übertragen auf den Bürger von Lübeck oder Hamburg. Wollen wir versuchen uns dessen mittelalterliche Tracht zu vergegenwärtigen, so dürfen wir uns von dem Kostümhistoriker nicht blindlings leiten lassen, wohl aber und mit warmem Danke uns anleiten lassen zu selbständigem Gehen und Sehen.

Wenn ich mein Thema als die Mannstracht der Hamburger im Mittelalter bezeichne, so muß ich hinzufügen, daß es in der Natur der Sache liegt, wenn die Zeitbestimmung einer Beschränkung bedarf, während die Ortsangabe verallgemeinert werden kann. Keine unserer norddeutschen Städte ist an Denkmälern der Vergangenheit reich genug, um uns für sich allein durch Wort und Bild eine einigermaßen klare und vollständige Anschauung ihres früheren Lebens zu geben; jeder Lokalhistoriker muß deshalb in gleichmäßig entwickelten Städten der Nachbarschaft die Anhaltspunkte suchen, welche ihn befähigen, die nötigen Hülfslinien zu ziehen. Überall in unsern Städten fließen aber die Quellen der Überlieferung erst von der Mitte des 14. Jahrhunderts ab reichlich genug, um dem Erforscher von Gegenständen dieser Art ein einigermaßen deutliches Bild der Vergangenheit wiederspiegeln zu können.

An Abbildungen besitzen wir für die uns hier interessierende bürgerliche Mannestracht — Amts- und Berufstrachten sind absichtlich ausgeschlossen — eine sehr ergiebige Quelle in den Miniaturen zum Hamburgischen Stadtrecht von 1497, die schon im Jahre 1845 in lithographischer Nachbildung veröffentlicht

worden sind, deren Vervielfältigung in Farbendruck aber in hohem Grade erwünscht und lehrreich sein würde. Eine hübsche Ergänzung liefert der Lübecker Todtentanz, der, wie Mantels nachgewiesen hat, die Kopie einer älteren Darstellung vom Jahre 1463 ist. An schriftlichen Zeugnissen kommen vornehmlich in Betracht die Zunftrollen, die uns für Lübeck, Hamburg und Lüneburg in besonderen Sammlungen vorliegen, und die Luxusgesetze, die freilich für die Frauentracht sehr viel lehrreicher sind, als für die Mannstracht; dazu gesellt sich dann, was sich an gelegentlichen Erwähnungen in Urkunden, Chroniken, Rechtsquellen, Prosaschriften und Dichtungen findet und meistenteils durch das verdienstvolle Mittelniederdeutsche Wörterbuch bequem zurechtgelegt ist.

„Naket bin ek ghebaren", heißt es auf dem vielbesprochenen Grabstein in der Sammlung Hamburgischer Altertümer, der den Esel als Sackpfeifer darstellt. „Modernaket" war auch der Mensch, wenn er alle seine Kleidungsstücke abgelegt hatte:

He toch sick modernaket uth,
und stundt mit blotem Lyff.

Verwandte Begriffe von nackt sind bar und bloß. Man ging barfüßig (barvot), barbeinig (barbent) oder barschenkelig (barschinkelt), aber bloßen Hauptes (blotes hovedes) und nacktschulterig (naketschulderich).

Was die Frage betrifft, ob man im Mittelalter völlig nackt oder mit einem Hemde bekleidet geschlafen habe, so hat Alwin Schultz der Beispiele, daß jemand ohne alle Kleidung war, wenn er aus dem Bette kam, eine genügende Anzahl zusammengestellt (1, S. 168 Anm. 4), und wenn man etwa dagegen einwenden wollte, daß die Verfasser der betreffenden Dichtungen nicht das Klima Norddeutschlands im Auge hatten, so würde dieser Einwand dadurch widerlegt werden, daß dieselbe Sitte des Nacktschlafens

nach den Ausführungen von Troels Lund nicht nur im 16. und 17. Jahrhundert auch in Skandinavien üblich war, sondern sich sogar in manchen Gegenden Norwegens, ja selbst Jütlands bis auf diesen Tag erhalten hat (S. 172—73).

Für unsere Städte genügt der Hinweis auf das von Gernet wiederholte Titelblatt des niederdeutschen Arzneibuchs (Arstedygeboeck) vom Jahre 1483, das den von seinen Ärzten besuchten Kranken völlig nackt darstellt. Dennoch aber fehlt es auch nicht ganz an Zeugnissen für das Schlafen im Hemde. Der im Jahre 1520 geborene Bürgermeister Sastrow erzählt uns (1, S. 77), wenn er als Knabe am Strande gebadet habe, so sei Morgens sein Vater vor sein Bett gekommen, „ergryff die Rute, wurff mihr die Kleider uber den Kopff, und lonte nach Verdienste“. Ein Klient Sastrows, der Adlige Hinrich Smeker zu Wüstenfelde, wurde auf seinem Hofe in der Nachtzeit von einem mecklenburgischen Adligen überfallen; Smekers Schwager, ein junger Levetzow, „steigt aus dem Bett, gehet im Hembde zu ihm hinaus“ und wird niedergeschossen, Smeker selbst „springt aus dem Bette im Hembde“ und kommt glücklich davon. Ähnliche Stellen kommen auch in Skandinavien vor, und es ist unrichtig, dieselben ohne weiteres dahin zu interpretieren, daß die betreffenden Personen das Hemd vorher angelegt hätten. Im Gegenteil läßt sich nachweisen, daß jemand nackend genannt wurde, trotzdem er mit einem Hemde bekleidet war: den jungen Levetzow bezeichnet Sastrow, nachdem er ausdrücklich des Hemdes Erwähnung gethan hat, als „wehrlosen, ja nakenden Gesellen“ (3, S. 55), und in den Schleswig-Holsteinischen Jahrbüchern (5, S. 10) wird zum Jahre 1606 zweier Personen gedacht, die „nackt im Bett gelegen, er im Hemde und sie im Hemde“. Nackt in der Bedeutung von ärmlich oder schlecht bekleidet ist bekannt: „die armen under den Engelendern, erzählt der

Chronist Jakob Twinger von Königshofen, gingen barfus und nackent" und in Burkard Waldis' Fastnachtspiel vom verlornen Sohn (1527) heißt es:

> Wor kumpstu nakede bove her?
> Du bist thomale dünne besponnen.

Ein besonderes Nachthemd, freilich nur ein einziges neben 17 Taghemden, wird bei Troels Lund (S. 431 Anm. 547) im Jahre 1563 unter Ture Bjelkes Kleidern aufgeführt. Wenigstens für das 16. Jahrhundert wird man also anzunehmen haben, daß beide Sitten neben einander hergingen.

Gesundheitsrücksichten werden es gewesen sein, um deren willen man nachts das Haupt mit einer Nachtmütze oder einem Kopftuch zu bedecken pflegte. Zu den von Schultz (1, S. 168 Anm. 1, 2) und Lund (S. 173—74) angeführten Beispielen sei hinzugefügt, daß Bartholomäus Sastrow im Jahre 1545 im Dienste eines Johanniter-Komthurs „mit notturfftigen Hembden, Batzenietlein (Taschentüchern) und Nachthauben stetts rein und sauber vorsehen" wurde.

Das gewöhnliche Hemd des Mannes (hemmede) wurde von Leinwand gefertigt, war oben offen und ward am Hals durch eine Agraffe, eine sogenannte Bratze (broche) zusammengehalten. Die Hemdbratze (syne bratzen vor dem hemmede) nahm in Lüneburg der Mann als Heerwede. Die Ärmel des Hemdes waren lang und weit. Klaus Kniphof hatte am Tage seiner Gefangennehmung ein weißes Hemd und geringe Kleider angezogen; die Kugeln zerrissen ihm die Kleider am Leibe, auch seine Hemdärmel (hemmedesmouwen) waren entzwei, er selbst aber war völlig unversehrt geblieben.

> Godt wolde en fristen und sparen, derhalven idt em so gynck,
> De Lode toreten de Mouwen, dat Lyf doch nycht entfynck.

Neben diesem gewöhnlichen Hemde besaß der Mann wohl noch ein Prunkhemd, wie die Braut ein solches dem Bräutigam zur Hochzeit schenkte. In einem Wismarschen Inventar werden ein Westerhemd (Taufhemd), ein Oberhemd (overhemde) und drei Nasentücher zusammen genannt. In Lübeck sollte der Bräutigam am Hochzeitstage kein Seidenhemd tragen, sondern ein Leinenhemd, ohne Geschmeide und Perlen. Auch in Lüneburg durfte an den leinenen Kleidern, welche die Braut dem Bräutigam schickte, kein Geschmeide sein, sondern nur Borden, nicht teurer als zu einem Schilling die Elle.

Außer den Hemden von Leinen und Seide gab es Hemden von Tuch und von gestrickter Wolle, die als Unter- oder Futterhemden (voderhemde) getragen wurden. Bürgermeister Gentzkow in Stralsund hatte 1563 Nov. 25 einen Mann bei sich, der allerlei „knütten" konnte; von dem ließ er sich Maß zu einem Futterhemde nehmen, das ihm am 5. Dezember fertig abgeliefert wurde. Von Gentzkows Kollegen Bartholomäus Sastrow werden neben einander genannt: ein leinenes Hemd, ein geknüttetes italienisches Hemd und ein Futterhemd von rotem englischem Wand. Ein rotes Futterhemd wird in einem Wismarschen Inventar neben einer Matrosenjacke (seepyge) aufgeführt, wie es scheint, ein Hinweis darauf, daß die Seeleute bei der Arbeit in wollenen oder tuchenen Hemden gingen.

In bezug auf die Behandlung des Hemdes bei der Wäsche ist uns eine Notiz in Bürgermeister Sastrows Lebenslauf von Interesse. Er erzählt, als er 1545 nach Worms gekommen sei, habe er von den beiden Hemden, die er mitgebracht, das eine aus Not verkaufen müssen, „und wen das ander, so ich anhette, schwarz genuch, ging ich an den Rhein, zug es aus, wusch es, saß so lange bloß in der Sonnen, das es wieder drucken worden; dorffte

keine Unkostung thun auf Lauge, zu wärmen, zu säyffen, aufzumangeln, zu gneiden (plätten), auffzuwolcken zc.". Das Aufwolken freilich werden wir für das Mittelalter wohl nicht in Anspruch nehmen dürfen. Der Ausdruck bezieht sich auf das Auftüllen der gebauschten Kragen oder Wolken, die das 16. Jahrhundert liebte.

In einem Hamburger Testament vom Jahre 1585 wurde bestimmt, daß jährlich für 27 ℔ Leinwand gekauft und daraus den Armen im Heil. Geist-Hospital „linnen Hembd mit schlichten Kragen und keineswegs mit Wulken distribueret", verabfolgt werden sollten. Solche schlichte Kragen wird auch Sastrow gehabt haben, als er im Jahre 1546 von Rom nach Stralsund aufbrach, ein Hemd im Wätscher (Watsack) und eins am Leibe, das Gold, das er hatte, „in dem Hembdeskragen beneyet". Beim Niederschreiben seiner Erinnerungen im Jahre 1595 meinte er aber seiner Erzählung, Herr Nikolaus Barnemann habe, indem er sich über eine Tonne gekauften Kabeljaus gebückt, seinem Knecht den bloßen Hals zugewandt, die Erklärung einschalten zu müssen: „daßmall (1534) trugen die Männer an den Hembden gar nidrige Kragen, mit kleinen Wolcken, das man inen den Hals blos sehen konte".

Die Oberkleider des Mannes wurden vom Schneider verfertigt.

Die Schneider waren Mannsschneider oder Frauenschneider oder beides zusammen. Die Wismarsche Amtsrolle vom Jahre 1346 bestimmt: wer Frauenschneider sein will, verfertige ein Paar Frauenkleider, der Mannsschneider ein Paar flämischer oder anderer Mannskleider, damit man sehe, daß er genug verstehe, um des Amtes würdig zu sein. Will der Jungmeister beiderlei Werk schneiden, sagt die Lübische Rolle vom Jahre 1370, Mannswerk und Frauenwerk, so offenbare er das den Älterleuten und schneide dann beiderlei Werk (als Meisterstück) auf der Älterleute Tafel.

Neben den Neuschneidern gab es Altschneider oder Altflicker (oltschroder, oltmaker, oltboter, oltkodder). Fremde Altschneider wurden in Lüneburg nicht in das Schneideramt aufgenommen, wenn aber ein Einheimischer soweit zurückkäme, „dat he van armodes wegen olde cledere neyen moste", so sollte man ihn dulden im Amte. In Lübeck waren die Altschneider von den Neuschneidern getrennt, bis sie sich mit ihnen im Jahre 1514 vereinigten. Nach einer Auseinandersetzung vom Jahre 1384 durften die Altschneider Leinwand und Beiderwand nach Belieben verarbeiten, aus Tuch aber nichts Neues verfertigen als Mauen zum Rock und einen Oberleib. Eine Entscheidung vom Jahre 1449 sprach ihnen dagegen zu: neue Mauen zu alten Wämsern, Bindemauen, halbe Mannshosen, Frauenhosen, Kinderhosen, Kinderkogeln, allerlei Socken von Wand, lederne Wämser und allerlei Lederwerk. Auch die Altschneider arbeiteten also Mannswerk und Frauenwerk und 1384 scheint es sich ausschließlich um Frauenwerk gehandelt zu haben, während 1449 Mannskleider, Frauenkleider und Kinderkleider in betracht kommen.

Für die nähere Kenntnis von Mannskleidern und Frauenkleidern sind zwei Institute des älteren Rechts von Interesse, das Herwede oder Heergewäte und die Gerade. Infolge des natürlichen Gedankens nämlich, daß die Kriegsrüstung Männern, weibliche Kleidungsstücke und Schmucksachen Frauen zukommen, bilden Herwede und Gerade in dem Nachlaß Verstorbener besondere Vermögenskomplexe, die einen von dem übrigen Nachlaß verschiedenen Erbgang haben: das Herwede nimmt der nächste männliche Verwandte von der Männerseite, die Gerade die nächste weibliche Verwandte von der Weiberseite.

In Braunschweig gehören zum Herwede nach einer Bestimmung vom Jahre 1303 die besten Kleidungsstücke des Mannes:

Hoiken, Kogel, Hut, Gürtel, Scheidenmesser, Brookriemen, zwei Stiefel, zwei Hosen und zwei Leinenkleider. Im Jahre 1402 wird neben dem Hoiken noch ein Rock genannt und neben den Stiefeln zwei Schuhe. In einer neuen Redaktion vom Jahre 1413 ist der Brookriemen ausgefallen. Im Jahre 1532 wird dem Herwedenehmer die Wahl gelassen zwischen einem langen Hoiken und einem langen Rock, hinzu kommt ein Wams und an Stelle von Kogel und Hut heißt es das beste Kopfgewand.

Die wesentlichsten dieser Kleidungsstücke sind Hoiken, Kogel, Rock und Hose.

Der Hoiken war ein Mantel, der auf der einen Schulter getragen und und auf der andern durch eine Agraffe, Hoikenbratze, Hoikenspange oder Hoikensplint, zusammengehalten wurde. Gewöhnlich trug man das volle Tuch auf der linken, die offene Seite auf der rechten Schulter, damit der rechte Arm nicht gehindert werde. Blies Einem aber der Wind scharf entgegen, so hing er wohl den Hoiken auf die rechte Schulter, um das volle Tuch nach vorn zu bekommen. Dadurch bildete sich die Redensart, den Hoiken nach dem Winde richten, die auch in dem Hamburgischen Pasquill vom Jahre 1458 vorkommt:

> Se schicken den hoyken na wind unde wagen (Wogen),
> Dar mit (womit) se beiden parten behagen.

Noch besser paßte die Redensart auf den kürzeren Hoiken des 15. Jahrhunderts, den man auf beiden Schultern trug und vorn offen ließ oder mit Schnüren vor der Brust verschloß. Einen solchen kurzen Hoiken zeigen die Miniaturen unseres Stadtrechts auf Tafel 14 oben.

Die Kogel war ein kapuzenartiges Kleidungsstück, das um den Hals getragen ward und dessen Hinterzipfel über den Kopf

geschlagen werden konnte. Dieser Kogelzipfel hieß Kogeltimpe oder Kogelkipp. Eine andere Art Kogel, auf die der Ausdruck Kappkogel zu beziehen sein wird, trug man kappenartig, indem man das lange Hinterstück bei schlechtem Wetter um den Hals zog. Nach den Höflichkeitsregeln des Mittelalters sollte man Hut oder Kogel, was man auf dem Haupte hatte, abziehen, wenn man mit einem ehrbaren Manne redete, und für den Gruß war vorgeschrieben, vor Rittern und Geistlichen die Kogel abzuziehen, vor Ratmannen aber an die Kogel zu greifen. Die Miniaturen des Hamburgischen Stadtrechts veranschaulichen auf Tafel 3 die Kappkogel. Die gewöhnliche Kogel trägt der Bauer im Lübecker Todtentanz, während der Bauer auf Tafel 14 der Miniaturen eine feinere, mehr modische Kogel anhat, die vorn in zierlichem, mit schwarzem Pelzwerk verbrämtem Zipfel auf die Brust fällt.

Der rockartigen Kleidungsstücke gab es mehrere, ohne daß man vorläufig im stande wäre, die Natur derselben überall genau zu bestimmen. Der Hauptsache nach unterscheiden sie sich, wie noch jetzt, als Wams, Rock und Jacke.

Der Kittel (kedel) war von Leinwand.

Das Wams (wambos, wamboys), eigentlich ein Teil der Rüstung, wurde von Leder, Tuch und Sammet getragen. Hinrich Kerkrink, ein Mitglied der Lübecker Junker-Kompagnie, bat 1523 seinen Schwager Mathias Mulich, ihm von Nürnberg aus 5-6 Ellen guten roten, aber nicht karmesinfarbenen Sammets, „vor my sulvest to enen wamboyse", zu schicken.

Die Troje oder Troie, ursprünglich ein Rüstungsstück, wurde als Kleidungsstück aus Wolle oder Baumwolle verfertigt. Im pommerschen Dialekt bezeichnet Troje oder Tröje ein Wams, im ostfriesischen eine gestrickte Unterjacke für Männer.

Den Rock trug man von Tuch. Ein Rock von Leder (tunica de corio), der 1368 in einem lübischen Nachlaß genannt wird, war ein Rüstungsstück (wapenklet, wapenrock).

Sehr oft genannt wird der Kerl. Man trug ihn kurz und lang, von Tuch, mit Pelzwerk gefüttert und mit Geschmeide besetzt. Eine Bremer Aufzeichnung von 1330—1363 rechnet zum Herwede: Hoiken, Rock oder Kerl mit Futter Spangen und Vorspann, Kogel, Hose, Tasche, Gürtel und Steckmesser. Einen schwarzen pelzgefütterten Kerl (unam nigram tunicam foderatam, dictam kerle) überließ im Jahre 1391 der Lübecker Brun Bodenwerder seiner Frau. Der Hamburger Marquard Berchstede vermachte 1376 in seinem Testament: „al myn wapen, myn sulvern stekemest, mynen besten kerl" und der Lübecker Gert Godebus verfügte 1390 testamentarisch über seinen „langen swartgrawen kerle" und über seinen „langen blawen kerle". Da „kerl" auch den Bauer bezeichnet, so wird das Kleidungsstück lateinisch rusticus oder tunica rusticalis genannt. Offenbar irrig ist „kerl" mit „koller" gleichgesetzt, beides durch die Vermittelung von golerium, gulerum von gula abgeleitet und demgemäß „kerl" als halbes Oberhemd ohne Ärmel, welches den Hals und vorn die Brust bedeckte, erklärt worden.

Die Jope war zunächst ein Teil der Rüstung, dann ein Kleidungsstück und als solches von Tuch. Als Rüstungsstücke werden 1368 zwei Jopen in einem lübischen Nachlaß genannt. Der in unserer Volkssprache jetzt vollständig untergegangene Ausdruck wird von Lauremberg als niederdeutsch dem hochdeutschen Leibchen gegenüber gestellt:

Ewr Magt ein Leibchen hat, unse Deren drecht eine Jope.

Die lederne Jacke wird als Rüstungsstück in Bremer und Braunschweiger Bestimmungen über das Herwede genannt und eine niederdeutsche Epigrammen- oder Sprichwörtersammlung, der Koker

(Köcher), stellt sie als ursprünglichste Rüstung dem modernen Plattenharnisch gegenüber: „Wat wuste de von den yseren platen, de de jacken ersten bedachte (zuerst erfand)?". Als Kleidungsstück wurde die Jacke in Straßburg durch die sogenannten Engländer, eigentlich Bretonen, eingeführt und deshalb in verdeutschtem Englisch Schecke genannt: „do von kam der sitte us ze Strosburg, daz men lange kleider, und scheken und beingewant, und spitze huben geriet machen, das vor zu Strosburg ungewonlich was". In Stralsund hießen die Patrizier, welche diese Tracht nachahmten, Jeckener.

Als Oberröcke wurden getragen Glocken, Tapperte und Schauben.

Die Glocke (klocke, engl. cloak) war ein weiter, runder, allenthalben geschlossener und insofern glockenförmiger Mantel, den man mittels eines Kopfloches, des hovetgat, über den Hals zog. „Auch trugen si heuken, sagt die Limburger Chronik, di waren alumb ront unde ganz, daz hiß man glocken; di waren wit, lang unde auch korz". Die Glocke zeigen die Miniaturen unseres Stadtrechts auf Tafel 18 an dem Manne, der die Treppe heruntersteigt.

Der Tappert (tabbert) wurde ebenfalls über den Hals gezogen, war aber in der Mitte gegürtet; „Darnach zuhant, berichtet der Limburger Chronist zum Jahre 1370, gingen gemeinlichen di tapparden ane; di drugen manne und frauwen", und zum Jahre 1389 erzählt er weiter: „Item in disen selben geziden gingen frauwen, jungfrauwen unde manne, edile unde unedile, mit tapparten unde hatten di mitten gegordet; die gortel hiß man dusinge (Schellengürtel); unde die manne drugen si (die Tapperte) lange unde korz, wi si wolden, unde machten daran lange groẞe wide stuchen (Hängeärmel), endeiles (theilweise) uf di erden". Von einem ketzerischen Begharden, der im Jahre 1402 in Lübeck verbrannt ward, berichtet die dortige Chronik: „In deme zomere quam to

Lubek by de zee en baggerd, geheten broder Wylhelm. Desse mynsche was gecledet mit witten wande, syn tabbert was lank wente up de vote, unde hadde enen langen brunen bard; he heelt sik vor enen apostel, unde hedde ein uthwendich strenge levent". In Bremen war, wenn auch nicht mehr die Sache, so doch der Ausdruck noch vor hundert Jahren bekannt: „se het ören besten Tabbert an" hieß es von der Frau, die in ihrem besten Sonntagsstaat einherging, und „enem wat up den Tabbert geven" hieß soviel wie ihn durchhauen oder ihm derbe die Wahrheit sagen.

Die Schaube (sube), eine Art Talar, reichte bis auf die Füße hinunter und war vorn völlig offen. Sie kam erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf und wurde dann allgemein beliebt. Als König Christian von Dänemark im Jahre 1474 nach Rom kam, schenkte ihm der Papst „ene kostelen suben von fluele (Sammt) myt golde ingesprenget, myt eneme kostelen voder (Pelzfutter)". Die Miniaturen zu unserm Stadtrecht zeigen die Schaube besonders deutlich auf Tafel 12 an dem Bräutigam.

Die Beinbekleidung müssen wir im Zusammenhang mit der Fußbekleidung betrachten und zwar thun wir wohl daran, wenn wir, ehe wir uns den heimischen Verhältnissen zuwenden, einen Blick auf die entsprechenden Kleidungsstücke der Skandinavier werfen.

Im Norden gab es eine dreifache Art der Bekleidung von Bein und Fuß. Entweder verband man Kniehosen, broker, mit einem Lederstrumpf, den man hosa nannte; oder man trug Beinkleider, die bis auf die Knöchel reichten, hökulbroker, und dazu Socken, sekr oder leistr; oder aber man hatte Beinkleider an, die zugleich den Fuß bedeckten, leistabroker.

Ganz ähnlich waren die betreffenden Kleidungsstücke in Deutschland.

Die den hökulbroker entsprechende Pluderhose, die, wie unser jetziges Beinkleid, von der Hüfte bis auf die Knöchel herunter fiel, scheint überhaupt wenig und nur von den unteren Klassen getragen worden zu sein. Verbreiteter waren Brook und Hose; die Brook bedeckte, etwa in der Form einer Schwimmhose, Unterleib und Oberschenkel; die Hose war ein Langstrumpf, der sich oben an die Brook anschloß. Am verbreitetsten aber war das den leistabroker entsprechende Kleidungsstück, das also zugleich Beinkleid und Fußbekleidung war; auch dafür galt der Name Hose.

Die gewöhnliche Brook ward vom Beutelmacher gemacht und war von Leder. Auf den Hüften festgehalten wurde sie durch einen Brookriemen von Hirschhaut oder durch einen Brookgürtel von Leder oder Metall. Brook und Mütze galten für die charakteristischen Kleidungsstücke für Mann und Frau; die Brook anhaben hieß soviel wie Herr im Hause sein. In einem Fastnachtsspiele von der Heilung böser Frauen sagt deshalb die Mutter von ihrem Manne: „He hadde de mützen, ick de broeck“ und der Ehemann der Tochter sagt zu dieser: „Leve Alheit, thü vorth dusse broek an, so mach ick de Mützen dragen.“ Im Gegensatz dazu aber singt Simon Dach zu seinem Ännchen von Tharau:

> Wat öck begehre, begehrest du ohck,
> Eck laht den Rock dy, du lätst my de Brok.

Eine Abbildung der unten lang ausgezackten Brook mit dem Brookgürtel geben die Miniaturen auf Tafel 15 an den beiden Gerichtsdienern.

Die neben der Brook getragenen Hosen glichen langen, bis etwa zur Mitte des Oberschenkels hinaufreichenden Strümpfen und wurden unter dem Brook mit Hosenfesseln am Brookgürtel befestigt. Sie waren von Tuch und wurden von den Schneidern oder besondern Hosenschneidern verfertigt. Ein Privileg der Bremer

Wandschneider vom Jahre 1263 erklärt es für ungeziemend, daß der Wandschneider Hosen zuschneidet: der Hosenschneider aber schneide Hosen zu, aus schwarzem, grauem oder weißem Wand, wie es alte gute Gewohnheit ist". Fertige Hosen wurden vom Krämer feilgeboten; in Hamburg sollte der Krämer nicht mehr als ein Dutzend Hosen an seinem Fenster auslegen und in Lüneburg beklagten sich die Gewandschneider über diejenigen, welche sich aus allerlei Tuch Hosen schneiden ließen und dieselben für flämische Hosen verkauften.

Die ohne Brook getragene Hose reichte von der Hüfte bis auf den Fuß und wurde trikotartig anschließend und gespannt getragen, besonders im 15. Jahrhundert. Die gewöhnliche Hose dieser Art war von Leder und wurde vom Beutelmacher verfertigt; Bürgermeister Gentzkow z. B. erzählt uns zum 14. Mai 1558: „Eodem die toge ick ein par nier semscher hosen an (von sog. sämischem Leder), die weren gehl". Aber auch Tuchhosen, die vom Schneider verfertigt wurden, kommen vor.

Beide Arten von Hosen bedeckten auch den Fuß, jedoch nicht immer. Es gab Hosen mit Vorfüßen und Hosen ohne Vorfüße. Wenn der Jude einen Eid schwor, so sollte er anhaben einen grauen Rock, ohne Hemd, und zwei Hosen ohne Vorfüße, und für diejenigen, welche einander zum Zweikampf entgegentraten, lautet die Vorschrift des Sachsenspiegels: Leder und Leinenzeug dürfen sie anthun, soviel wie sie wollen, der Kopf und die Füße vorn seien ihnen bloß, und an den Händen sollen sie nur dünne Handschuhe haben. Die Hosen ohne Vorfüße wurden durch Strippen unter dem Fuße festgehalten. Die Miniaturen zum Stadtrecht auf Tafel 11 zeigen solche Hosen an einem Handwerker, der einem Andern als Symbol der Eigentumsübertragung einen seiner Schuhe darreicht.

Hatte diejenige Hose, welche neben der Brook getragen wurde, keinen Vorfuß, so hieß sie Strumpf. Dieser Ausdruck bedeutet

zunächst soviel wie Stumpf oder Stummel, Etwas das verstümmelt ist, auf das Kleidungsstück angewandt also die unten durch das Abschneiden des Vorfußes verstümmelte Hose. Es gab solcher Beinlinge sowohl von Leder wie von Tuch. Bürgermeister Gentzkow trug abwechselnd beide Arten, Streifhosen oder Streiflinge von Tuch unter den Lederhosen und lederne Strümpfe an den Hosen; 1561 kaufte er 1½ Ellen weißen Kirsei „tho strofflingen under die ledderhusen“ und 1562 ließ er die schwarzen Hosen, die er sich im vorigen Jahre hatte machen lassen, „affschniden und ströphasen daruth maken“; 1564 dagegen ließ er von einem Beutler zwei Felle holen und sich daraus ein Paar „nier strumpe sniden“ und 1566 bezahlte er zwei sämische Leder „to strumpen an den hosen“. Auch die gestrickten Strümpfe der Ditmarschen hatten nach der Beschreibung von Neokorus ursprünglich keine Fußlinge, während zu seiner Zeit Strümpfe mit Fußlingen, also eigentlich Hosen, getragen wurden: „De hasen, sagt er in bezug auf die Frauen, weren voriger tidt geknuttede strunken, ane voetlinge, de na dem remlin (Riemlein) under dem vote upgetagen worden, wo noch bi dem denstvolke in gebruke“. In des Stralsundischen Bürgermeisters Franz Wessel Schilderung der katholischen Gebräuche heißt es, auf dem Wege von der Kirche nach dem auf dem Kirchhof errichteten Grabe Christi seien grauwollene Laken ausgespreitet worden, „den wen de kerckhere nha dem grave ginck, so toch he de pantoffelen aff undt gink so ungeschögeth (ungeschuht) in den vöthlingen up den lakenen thom grave“. Gestrickte Strümpfe oder Hasen, von Männern getragen, zeigen uns die Miniaturen des Stadtrechts auf Tafel 14, wo der Bauer über der Lederhose weiße Hasen trägt, die oberhalb des Knies durch Einkrempen oder Herunterfallen einen Wulst bilden. Auch die Urkunden des hamburgischen Krameramtes nennen im Jahre 1595 „gestrickede strumpe“.

Unsere jetzigen Strümpfe wurden bis in unser Jahrhundert niederdeutsch Hasen genannt, das Amt der Hasen- und Grobknütter erhielt 1593 eine leider verloren gegangene Rolle und der von Richey verzeichnete Ausdruck „up Hasen-Sökken gahn", auf den Strümpfen, ohne Schuh oder Pantoffeln gehn, ist noch jetzt allgemein üblich.

Der Ausdruck Hasen-Sökken, oder, wie wir jetzt sagen, Hasensocken verbindet zwei verschiedene Begriffe, Hasen und Socken. Die mittelalterlichen Socken, söcken, entsprechen den nordischen sekr oder leistr; man trug sie von Filz und von Tuch. Die Filzsocken gehörten zu den Arbeiten des Hutfilters; in Hamburg sollte, abgesehen von den Jahrmärkten, niemand Filzhüte und Filzsocken (vilthode edder socke) verkaufen, als wer sie selbst gemacht hatte. Die Tuchsocken waren Schneiderarbeit; eine Entscheidung vom Jahre 1449 gestattete den Lübecker Altschneidern die Verfertigung von „allerleye sockke von wande". Frauensocken begegnen uns in dem vorhin schon angeführten Spiel von der Heilung böser Frauen, wo die Mutter sagt:

> Leve dochter, hefſtu neue pantüffeln und rode ſcho,
> Bunte ſöcke unde witte haſen dartho?

Ehe wir diesen Abschnitt verlassen und zu dem Schuhwerk übergehen, haben wir noch zweier besonderer Ausdrücke für das Beinkleid, der Lerse und der Büxe zu gedenken. Lerse, verkürzt aus lederse, bedeutet, im Unterschiede von der Tuchhose, die Lederhose, Büxe, mittelniederdeutsch bogse oder bugse, die Hose von Bockleder. Beide Ausdrücke haben dann aber eine etwas andere Bedeutung erhalten: Büxe wird sowohl auf die Brook oder einen brookartigen Überzug, wie auch auf die unserm modernen Beinkleid entsprechende Pluderhose angewandt, während Lerse als Bezeichnung für die neben der Brook getragenen, stiefelartigen

Lederhosen gilt. Bürgermeister Gentzkow ließ sich 1561 Jan. 15 zugleich mit den 1½ Ellen Tuch, die erwähntermaßen zu Streiflingen unter den Lederhosen bestimmt waren, eine Elle schwarzen englischen Tuches holen „to einem overtoge edder bugsen aver die hosen“. Von den Ditmarschen seiner Zeit sagt Neokorus, sie verändern freilich jetzt ihre Tracht unter dem Einfluß der Nachbarvölker: Averst doch beholden se noch vor sick ehre lange Büxen edder lange Hasen, alß de ehnen am geradesten (angemessensten), am gadtlichesten (passendsten) unde am lichtflödigesten (bequemsten) sin, datt se in Sommerstiden keiner Nedderhasen darbi bedorven“. Mich ankleiden, sagt der Hanswurst Johann Bouset in einem Schauspiel des Herzogs Julius von Braunschweig, mich ankleiden, das ist bald geschehen, „denn erstliken trecke ick enen hemde an, darna de buchsens aver myn gat, darna de wambuß ende denn tolest de lersen aver myn bein“.

Wie durch „lerse“ wird das lateinische ocreae auch durch „stavelen, stevelen“, Stiefel, wiedergegeben. Die Stiefel sind vorzugsweise Reitertracht; Stiefel und Sporn werden deshalb gern zusammen genannt. In Hamburg kommen sie insbesondere als Tracht der reitenden Diener vor, denen sie auf Kosten der Stadt geliefert werden; in Bremen erhalten dieselben neben ihrem jährlichen Lohn ein bestimmtes Stiefelgeld.

Wenden wir uns nun zu den Schuhen, so geben uns die Rollen der Schuhmacher in Hamburg, Lüneburg, Lübeck und Wismar für unsere Zwecke nur geringe Auskunft. Die beiden letzteren enthalten über das Meisterstück gar keine Angabe, während die beiden ersteren zwar verlangen, daß der Jungmeister 5 Paar Schuhe verfertige, über die Beschaffenheit derselben aber keine nähere Bestimmungen treffen.

Unterschieden werden zunächst Sohle (sole) und Oberleder (overledder). Der Schuhmacher, heißt es in Hamburg, soll das

Leder schmieren und die Sohlen vom Haar reinigen und ebenfalls schmieren. Der Altflicker durfte in Hamburg und Lüneburg nur flicken, aber keine neuen Sohlen unter altes Oberleder setzen und kein neues Oberleder auf alte Sohlen; in Berlin dagegen war es ihm gestattet, alten Schuhen neue Sohlen unterzusetzen oder neue „Vorfüße“ obenauf. Es gab Schuhe mit einfachen Sohlen und Schuhe mit Doppelsohlen: 1554 ist die Rede von „Gottesschuhen“, das sind Schuhe, die man Gott zu Ehren armen Leuten schenkte, „mit einfachen Sohlen, wie sie zu Hamburg gebräuchlich sind“. Das Oberleder der gewöhnlichen Schuhe war schwarz und wurde geschmiert. In Lüneburg durfte der gewöhnliche Bürger nur schwarze Schuhe tragen, andersfarbige waren nur denen gestattet, die der Stadt einen „Folgeknecht“ stellten. An eine ähnliche Bedingung war in Münden der Gebrauch roter, weißer oder bunter Schuhe geknüpft. Aufgeschlitzte oder fein ausgestochene Schuhe zu tragen war dem Braunschweiger Bürger verboten. Dem Hamburger Schuhmacher war es untersagt, Schuhe zur Schau auszustellen, die aufgeschlitzt und mit weißem Schafleder unterfüttert waren. Mannesschuhe mit Seide besticken zu lassen, war ihm völlig verboten. Eine Einfassung der Schuhe mit Rauchwerk tritt uns auf den Miniaturen zum Stadtrecht von 1497 mehrfach entgegen.

Was die Form der Schuhe anbelangt, so trug man niedrige Schuhe, die zuweilen auf dem Fuße zugebunden wurden, hohe Schuhe, deren verlängertes Vorblatt verjüngt auf den Spann hinaufreichte, und halbstiefelartige Schnürschuhe, zu denen der Lüneburger Krämer Schnüre (schosnore) feilbot. Die bekannten Schnabelschuhe, scho mit langen snevelen, kommen auf den Miniaturen nicht vor, werden aber, wenigstens für Vornehmere und bei festlichen Gelegenheiten, auch in Hamburg in Gebrauch gewesen sein.

Ein altertümliches, grobes Fußzeug waren die Botzen. In Bremen, wo man Korduanmacher und schwarze Schuhmacher unterschied, sollten die letzteren unter Schuhe, welche Botzen genannt werden, keine Sohlen setzen, die nicht sechs Pfennige wert waren, und wenn sie die Botzen mit Filz fütterten, so sollte der Filz an den Vorfüßen und am Oberteil von gleicher Güte sein. In Erfurt hatten die Schuhmacher dem Schultheißen jährlich zwei Botzen (sotulares, bozschuch) zu liefern, zu denen die Hutmacher den Filz hergaben, den die Schuhmacher mit Leder überzogen. In Hamburg hatten die Hutfilter als Meisterstück drei verschiedene Hüte und ein Paar „Bosen" zu liefern. Die Priorin des Klosters Itzehoe, Bertha von Aneveld, gedachte sich im Jahre 1468 aus einem schwarzen russischen Fell „Winter-Boysen" mit Filz gefüttert, nach Klosterweise machen zu lassen (Zeitschr. f. Lüb. Gesch. 1, S. 256). Botzen oder Bosen waren also Filzschuhe, die mit Leder überzogen wurden, oder Lederschuhe mit Filzfutter.

Über die Frauenschuhe enthalten die Rollen keine Bestimmungen. Eben deshalb darf man wohl den Schluß ziehen, daß die Verbote, welche den Mannsschuh betrafen, auf den Frauenschuh keine Anwendung hatten, daß also die Frauen in Schuhen einhergingen, die farbig, aufgeschlitzt, fein durchstochen oder mit Seide benäht waren. Insbesondere die Brautschuhe, die der Bräutigam der Braut oder der Brautmutter zu schenken pflegte, werden zierlich und luxuriös gearbeitet gewesen sein. Religiöse Eiferer kämpften vergeblich dagegen. Ein Stralsunder Priester, der von einer damals an der Seekante herrschenden Sektiererei ergriffen und deshalb später verbrannt wurde, „tadelte die Frauen und Jungfrauen, welche rote Schuhe trugen, und wenn sie nach seiner Lehre sich nicht richten wollten, so hatte er ein Tauende bei sich und strafte sie damit". Weiße oder falbe Schuhe zu tragen war den Beguinen verboten.

Ein sehr schwieriges Kapitel bilden die Überschuhe und Pantoffel, in bezug auf welche eine große Anzahl von Namen und eine geringe Kenntnis der Sachen einander gegenüber stehen.

Die Ausdrücke Holzschuh (holtscho, holschen, holsken) und Holzschuhmacher (Holskenmaker, Hölscher) kennen meines Wissens Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund nicht. Im Bremischen dagegen sind die Redensarten „up Holsken gaan“ und „Holsken anhebben“ für eine schlecht verblümte Redeweise im Schwange, in Braunschweig sollten nach einer Bestimmung vom Jahre 1421 Frauen und Jungfrauen die Kleider nur so lang tragen, daß dieselben ihnen nicht nachschleiften, wenn sie ohne Holzschuhe (holtscho) gingen und „myner Frouwen (Herzogin) von Brunswigk dochter“ wurden zu Ende des 14. Jahrhunderts 12 Grote „to holtzschen“ gegeben. Ebenfalls für den Holzschuh wurde im Mittelalter die Bezeichnung Klumpe oder Klompe gebraucht.

Aus dem Holsteinischen verzeichnet Schützes Idiotikon den Ausdruck Klobbe für den mit Leder überzogenen Holzschuh. Überschuhe aus mit Leder überzogenem Holz wurden Trippen genannt. In Danzig gab es neben den Schuhmachern und Altbüstern ein Amt der Korken- und Trippenmacher; die Meister desselben sollten an den Feiertagen nur drei Paar Korken und drei Paar Trippen am Schaufenster aushängen; der Korkenmacher durfte zwei Gesellen halten, einen Holzschneider und einen Korkenmacher, der Trippenmacher nur einen Holzschneider; das Leder zu Korken und Trippen sollte kein Stirnleder sein; als Meisterstück des Trippenmachers waren vorgeschrieben: ein Paar Trippen mit Nasen, ein Paar holländischer Trippen und ein Paar „ausgelenkter“ Frauentrippen. Die hier erwähnten Trippen mit Nasen wird man als diejenige Form der Trippen anzusehen haben, welche den Schnabelschuhen, die man unter ihnen trug, angemessen waren.

Der Gebrauch der Trippen galt für geziert und weichlich; den Schweizern wird von einem lübischen Chronisten nachgerühmt, sie seien keine Trippentreter, sondern wahre Männer.

Da der Korkenmacher auch einen Holzschneider in seiner Werkstelle hielt, so wird man anzunehmen haben, daß die Korken neben der Holzsohle noch eine zweite Sohle (Binnensohle?) von Korkholz hatten. Heutigen Tages heißen in Hinterpommern die Pantoffeln Korken und man unterscheidet Holzkorken und Lederkorken.

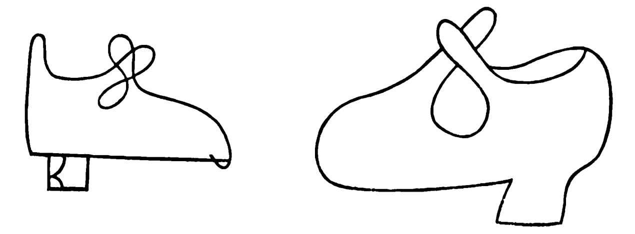
In Hamburg wurden als Verfertiger der Fußbekleidung Schuhmacher, Altbüßer (oltbutere) und Patinenmacher unterschieden. Dieselben Ausdrücke begegnen uns auch in Wismar und Stralsund. Jetzt gebraucht man Patinen oder Pantinen für Holzpantoffeln; im Mittelalter aber verstand man unter patyne, franz. patin, eine Art hoher Holzsandalen, die mit Riemen auf dem Fuß befestigt wurden.

In Lübeck werden Schuhmacher (nige schomaker), Altlapper (olde schomaker, oltlapper) und Glotzenmacher oder Klipper unterschieden. Im Jahre 1527 gestatteten die Lübecker Pantoffelmacher mit Genehmigung ihrer Amtsbrüder von Rostock und Wismar den Amtsbrüdern von Lüneburg, einer Beliebung beizutreten, welche im Jahre 1486 von den Klippenmachern (klipkenmakers) jener drei Städte vereinbart worden war.

Die Glotzen, franz. galoches, waren Überschuhe und hatten einen ledernen Rand, eine lederne Binnensohle und, wie es scheint, eine Sohle von Leder oder Kork. Für den Lübecker Glotzenmacher galt die Bestimmung, daß er zum Rand kein Kalbsleder, zur Binnensohle kein Schafleder und zur Sohle kein Leder vom Ochsenhals und kein Schweinsleder verwenden dürfe. Ursprünglich hatte auch der Schuhmacher Glotzen durch seine Gesellen verfertigen

lassen können, wenn er selbst dieselben zuzuschneiden verstand; als dann aber die Glotzenmacher anfingen, auch Schuhe zu machen, so wurde im Jahre 1443 die Entscheidung gefällt, daß Glotzen nur von Glotzenmachern, Schuhe und auch Korkschuhe, das sind doch wohl Schuhe mit Sohlen von Korkholz, nur von Schuhmachern gearbeitet werden sollten. In Rostock galt der entgegengesetzte Grundsatz, daß Alles, was die Korkarbeit berühre, in das Glotzenmacheramt falle.

Das Meisterstück der Rostocker Glotzenmacher bildeten: „ein par glotzken upgehenget, ein par klipkenscho, rohdt, drey finger hoch von korke, und ein par klipken mit stuckeden leddern". In Wismar machten die Glotzenmacher als Meisterstück: „eyn par klipken myt holen leddereu, roet, eyn par thomeken mit achte remen, eyn par klotzen und eyn par zoleken". Unter den aufgehängten Glotzen sind solche zu verstehen, deren ausgeschnittenes Vorblatt über dem Spann durch riemenartige Verlängerungen der Hinterkappe festgehalten wurde. Zwei Darstellungen in der Nikolaikirche



zu Rostock, die erste in ein Kirchengestühlt eingeschnitten, die andere auf einem Grabstein mit der Jahreszahl 1640 werden dieses „Aufhängen" veranschaulichen[1]. Ob der, wie es scheint nur vereinzelt vorkommende Ausdruck Klappglotzen als Nebenform für

[1] Ich verdanke dieselben der Sammlung und gütigen Mitteilung des Herrn stud. Krause in Rostock.

Glotzen oder als Bezeichnung einer bestimmten Art derselben aufzufassen sei, ist mir zweifelhaft.

Die Klippen waren, wie die rote Farbe andeutet, zierlicher als die Glotzen. In Braunschweig beschwerten sich die Schuhmacher über den Rat, daß derselbe den fremden „Klippenkrämern" gestatte, ihren Markt in der Stadt zu halten; ihnen war, wie es im Schichtspiel heißt, Groll auf die (für die Schnabelschuhe berechneten) langschnäbeligen Klippen:

den schomakern up klyppen,
dede hadden langhe snyppen.

Die Klippschuhe, welche drei Finger hoch von Kork sein sollen, entsprechen den in Lübeck genannten Korkschuhen.

Die Zäumchen (thomeken) mit acht Riemen wird man sich vielleicht mit einem sehr schmalen Vorblatt, einer sogenannten Schnauze, zu denken haben, da der Name doch wohl davon herrührt, daß Vorblatt und Riemen einen zaumartigen Eindruck machten.

Die Söhlchen (zoleken) waren wohl einfache Sohlen, ohne Oberleder, die, wie die Patinen, mit Riemen am Fuß befestigt wurden.

Zu allen hier aufgezählten Arten der Fußbekleidung stehen, wenn wir richtig sehen, die Pantoffeln dadurch im Gegensatz, daß jene am ganzen Fuß oder Schuh festsaßen oder befestigt wurden, während diese, nur von dem Vorderfuß gehalten hinten lose waren. In Lübeck, wo erwähntermaßen Schuhmacher und Glotzenmacher 1443 auseinandergesetzt waren, entspann sich ein halbes Jahrhundert später zwischen beiden Ämtern ein neuer Streit über die Anfertigung der Pantoffeln und wurde zwischen 1488 und 1493 wenigstens vorläufig dahin beigelegt, daß die Schuhmacher sich für das nächste Jahr des Pantoffelmachens enthalten sollten. Nach der Rolle der Wismarschen Klotzenmacher vom Jahre

1509 stand ausschließlich ihren Amtsangehörigen das Recht zu, Toffeln zu machen.

Der Ausdruck Toffeln oder Pantoffeln kommt in unseren Quellen in dem angeführten Lübecker Vergleich zuerst vor und bezeichnet offenbar etwas Neues, etwas, das aber bald beliebt wurde und allgemeine Verbreitung erlangte. Auf den Miniaturen zum Stadtrecht von 1497 erscheinen sie uns an den Füßen des Bräutigams auf Tafel 12 und an den Füßen des Klägers auf Tafel 15. Bürgermeister Gentzkow in Stralsund pflegte sich jährlich ein Paar neuer Pantoffeln zuzulegen und sie dann an einem der hohen Festtage zuerst anzuziehen: am Ostersonntag 1559 zog er einen neuen mit Marder gefütterten Rock an und ein Paar Toffeln, die ihm von Peter Bodeker gemacht waren und nicht bezahlt zu werden brauchten; am Neujahrstage 1560 legte er ein Paar neuer Toffeln an, die derselbe Peter Bodeker gemacht hatte; am ersten Weihnachtstage 1560 erhielt er ein neues Paar Toffeln, gefüttert mit Wand, das er selbst dem Schuster geliefert hatte; am ersten Weihnachtstage 1561 legte er neue Kleider an, nämlich Joppe, Hose und Toffeln; im Jahre 1562 erhielt er acht Tage vor Pfingsten: „1 par ruge tuffeln“, ein Paar Pantoffeln mit Rauchwerk, von einem Bräutigam zum Geschenk. Besonders aber spielten die Damenpantoffeln eine Rolle und namentlich wieder diejenigen, welche der Bräutigam seiner Braut schenkte. Nach der Stralsunder Kleider- und Hochzeitsordnung vom Jahre 1570 durfte der Bräutigam nur der Braut und dem Gesinde im Brauthause Pantoffeln schenken, dem Gesinde nur gewöhnliche lederne, der Braut solche, die weder von gutem Sammt gefertigt, noch mit seidenen Schnüren besetzt waren. Die Hamburger Kleiderordnung von 1618 verbot den Frauen alle Pantoffeln und Schuhe, die mit Seide gestickt oder mit Schnüren und Fransen besetzt waren.

Den Gang der Mode im einzelnen zu schildern, fehlt es uns für unsere norddeutschen Städte bis jetzt an Stoff; eine allgemeine Charakteristik aber, für die wir den Kostümhistorikern folgen dürfen, muß auch von uns versucht werden.

Im allgemeinen geht die Mode darauf aus, die Kleidungsstücke zu kürzen und zu verengern. Eine Braunschweiger Verordnung vom Jahre 1349 bestimmte, daß der Rock nicht kürzer sein solle, als eine Handbreit über das Knie hinaus. Eine Lübecker Verordnung aus dem 15. Jahrhundert gab aber dem herrschenden Zuge weiter nach: Rock und Hoiken sollten wenigstens bis auf die Mitte des Knies reichen, sodaß die Fingerspitzen noch bedeckt würden, wenn man den Arm mit der offenen Hand nach unten ausstreckte (thom mynsten went halffweghe up de knee, so dat de eneme jewelken, de se drecht, syne uthstreckeden hende unde vingere nedden bedecken); wenn aber jemand Rock und Hoiken zusammen trüge, so dürfe der Rock noch eine Handbreit kürzer sein. In derselben Verordnung wurde auch verfügt, daß der auf beiden Schultern getragene Hoiken so weit und so breit sein solle, daß er Rücken und Brust vollständig bedecke. Die Konsequenz dieser Richtung der Mode zeigt sich bei Jacke und Hose: die Jacke reichte zuletzt nur bis zur Taille herab und schloß den Oberkörper eng ein; ebenso gespannt trug man die Hosen, an denen man nach französischem Muster sogenannte Schamkapseln (braguettes) anbrachte. Beispiele dieser Tracht liefern uns der Junker im Lübecker Todtentanz und die Miniaturen unseres Stadtrechts auf Tafel 3.

Einen eigentümlichen Gegensatz zu Enge und Kürze des Rocks bildete die Länge und Weite der Ärmel oder Mauen. Teilweise behandelte man dieselben als besondere Stücke der Kleidung, die man auf der Schulter oder am Arm durch Anhängen oder Anbinden befestigte und Hängemauen oder Bindelmauen

nannte. Der Volkswitz verglich sie mit den Flügern auf den Schiffen und in Inventarien und Testamenten ist deshalb von geflügerten Röcken und Flügermauen die Rede. Ein Moralist bezeichnete sie dagegen als Flügel, die man trage als Kennzeichen, daß man, nicht in den Himmel, sondern in die Hölle zu fliegen gedenke. Man trug sie so lang, daß sie auf die Füße herabfielen. Von den Stralsunder Junkern oder Konstaveln, die man erwähntermaßen mit dem Spottnamen Jäckner bezeichnete, erzählt uns eine Chronik: „Anno 1386 do plagen de jeckener tho gande; dat weren unse kunstavele. De hadden korte kledere evenst den lenden, unde lange mowen wente (bis) up de vohte, unde lange snevelde scho; dar gingen se mede thor kercken und köften (Gastmälern). Dat was do eine sede hier mit den junckeren thom Sunde". Diese Tracht hatte aber ihr Lästiges; wenn man sich die Hände waschen wollte, so war es wünschenswert jemand bei sich zu haben, der einem die Mauen aufnahm. Das wird dazu geführt haben, daß man eine Kürzung und Aufschlitzung der Ärmel vornahm, sodaß man die Arme hindurch stecken konnte. Dadurch aber hatten die Ärmel ihre Bedeutung völlig verloren. Solche zwecklos an der Schaube herunterhängende Tuchschläuche zeigen uns die Miniaturen auf Tafel 15. Die Weite der Ärmel erhielt sich länger, und noch die Luxusordnung für Vill- und Ochsenwärder vom Jahre 1583 enthielt die Bestimmung: „Idt schall sick een jeder landman ferner de ungeschickten widen mauen, welckere sick een deel jetziger tydt tho gebruken verdristen, geborlich metigen, by wilkohrlicher straffe der landheren".

Ein merkwürdiger Auswuchs der damaligen Mode war das Zottel- und Lappenwerk. Unter Zottelwerk oder Zattelwerk versteht man ein Ausschneiden der Kleider am untern Rande, in folge dessen dieselben zottelartig hernieder hängen. In Verbindung

damit steht gewöhnlich das Lappenwerk, das Anhängen einzelner Läppchen oder einer ganzen Menge von Läppchen, die in mannichfacher Anordnung an einander befestigt werden und glockenzugartig herunterfallen. Eine hübsche Anschauung dieser Mode giebt uns der Edelmann im Lübecker Totentanz. Die breite Binde, welche dessen Kopfbedeckung umwindet und an der rechten Seite lang herunterfällt, heißt die Sendelbinde; sie findet sich auch in unsern Miniaturen auf Tafel 6. In einer Urkunde vom Jahre 1475 wird der Schmuck aufgezählt, den ein ostfriesischer Häuptling seiner Tochter zur Mitgift gegeben hat; darunter befinden sich auch zwei Schulterlappen: „2 lappen uppe schuldern, unde weren wynrancken, dar stunde sunte Martens bilde uppe". Das Zottel- und Lappenwerk ist unsern Miniaturen fremd, dagegen zeigen uns dieselben vielfache Proben des Zackenwerks: runde Zacken am Kragen, die teilweise den Zotteln nahe verwandt sind, finden sich auf Tafel 3, 14, 18 und spitze Zacken am Kragen auf Tafel 6, 17, 18, am Beinkleid auf Tafel 15.

In bezug auf den Zusammenschluß der Kleidungsstücke wich allmählich das ältere System des Nestelns dem neueren System des Knöpfens. Die Nestelung zeigen uns der Bauer im Totentanz und in den Miniaturen auf Tafel 17 der Strolch mit den zerrissenen Beinkleidern; auf Tafel 11 tragen zwei Handwerker Knöpfe, die zum Zuknöpfen bestimmt sind. Daneben trug man aber auch Zierknöpfe, von Gold oder vergoldetem Silber, nicht zum Zuknöpfen, sondern als Zierrat: eine ganze Reihe derselben hat der modisch gekleidete junge Mann auf Tafel 3 angebracht.

Den allgemeinsten Schmuck gab die Farbe und zwar das Zusammenwirken verschiedener Farben. In dieser Beziehung unterschied man besonders das Halbieren und das Schlitzen. Halbierung hieß die Längsteilung des Anzuges in zwei Stücke von verschiedener

Farbe. Sie ging aus von den Wappenfarben des Adels und wurde ursprünglich nur von den Dienstleuten getragen; durch das Lehnswesen drang sie aber auch in die höheren Stände ein und wurde dann von den Bürgern willkürlich nachgeahmt. Da der Zusammenhang mit den Wappenfarben vergessen war, so erhielt die Farbenteilung noch eine weitere Ausbildung. Insbesondere geschah das dadurch, daß man der Längsteilung eine Querteilung hinzufügte. Man ließ also die obere Hälfte der einen Seite mit der unteren Hälfte der andern Seite korrespondieren, ordnete obere und untere Hälfte in verschiedenen Farben an oder begnügte sich mit einer Halbierung nur der unteren Hälfte. In Lübeck sollte der Schneider keine halbierten Hosen tragen, wenn er nicht auch Rock und Kogel von gleichen Farben trüge, und in Danzig waren dem Schneider halbierte Hosen und halbierte Kogeln überhaupt verboten. Der Grund solcher Verbote war vermutlich das Bestreben, nicht sowohl den Modethorheiten der Schneider entgegenzutreten, als ihrer Pflege der durch die Halbierung beförderten Kunst, sich Hosen und Kogeln aus den unterschlagenen Tuchresten ihrer Kunden zu verfertigen. Unsere Miniaturen zeigen, freilich auf der Lithographie nicht erkennbar, halbierte Hosen auf Tafel 8, 14, 15.

Erkennbar ist das Schlitzwerk auf Tafel 15 an dem Wams der beiden Stadtdiener. Wams und Hosen wurden aufgeschlitzt, damit das Futter oder die Puffen von andersfarbigem Stoff daraus hervorscheinen konnten. Kniphof trug bei seiner Gefangennehmung „blaw hasen und wamß tosneden“. Wie hier „tosniden (zerschneiden)“ so werden auch die Ausdrücke „sniden“, „oversniden“ und „undersniden“ gebraucht, um das Aufschlitzen der Kleidungsstücke zu bezeichnen; das Aufschlitzen des Schuhwerks heißt dagegen „dorhouwen (durchhauen)“. Aufgeschlitzte Schuhe zeigen die Miniaturen auf Tafel 8.

Verwandte Verzierungen sind das **Streifen** (stripen) und das **Schacken** (schacken, schackeren). Die gestreiften Kleidungsstücke sind entweder langgestreift, wie unsere Gallons oder Blitzableiter, oder quergestreift, mit einem strumpfbandartigen Streifen. Beim Schackwerk wird ein breiterer Querstreif schachbrettartig angeordnet. Proben dieser Verzierungsweisen giebt uns Tafel 9 der Miniaturen.

Damit wären wir denn zu einem vorläufigen Abschluß dieses Kapitels aus einer Kulturgeschichte Hamburgs im Mittelalter gediehen. Aus zufälligen, nicht in der Sache liegenden Gründen habe ich vorher zwei nicht unwichtige Bestandteile der Mannstracht, Hut und Handschuhe, unberührt gelassen. Auch in der Skizze der Moden ist auf zwei sehr wesentliche Dinge, auf den Schmuck und auf die Stoffe, Gold, Silber und Edelgestein, Tuch, Sammt, Seide und Pelzwerk, vor allem auf die beiden wichtigen Attribute des städtischen Patriziertums, das Gold und das Bunt, keine Rücksicht genommen. Was den Schmuck betrifft, so wird uns vielleicht später einmal, bei der Betrachtung der Frauentracht, vergönnt sein, einen Blick in die Werkstatt unserer mittelalterlichen Goldschmiede zu werfen, für die Stoffe aber fließen gerade in unsern norddeutschen Städten die Quellen reich genug, um eine ausführliche und eingehende besondere Schilderung derselben versuchen zu lassen. Für diesmal sei geschlossen mit einem kurzen Auszug aus einer Wundergeschichte, aus den Mirakeln Arnt Buschmanns.

Arnt Buschmann war ein Bauer bei dem kleinen Städtchen Meiderich im Kreise Duisburg, der von Martini 1437 bis Himmelfahrt 1438 des Verkehrs mit einem Geiste gewürdigt wurde. Dieser Geist gab sich ihm als Ältervater seines Vaters zu erkennen und erzählte ihm unter anderm von seiner früheren Hoffahrt, die

er nun abzubüßen habe: „Ick leit my verwent (buntfarbig) cleiden, und leit schou maken myt langen snabben (Schnäbeln). Ick leit rocke maken mit verwenden knopen, und kogelen myt velen sterten (Schwänzen, Lappenwerk)“. Ihm, dem Arnt Buschmann, warf der Geist die Sünde vor, „dat du dine kogelen hevest laten hackelen (zerhacken, Zottelwerk), off (als ob) du vleigen woldes“; aber auf (die Frage Arnts: „Mach ick ock wol slechte (schlichte) cleder dragen, de geverwet sin, sunder sunde?“ antwortete ihm der Geist, ja, das sei jedem erlaubt, dem es nicht als Angehörigen eines Ordens verboten sei und der es nicht thue aus eiteler Hoffahrt.

Diese Wundergeschichte liefert uns zunächst, abgesehen von dem tröstlichen Beweise, daß wir in bezug auf die Moden nichts Wesentliches übergangen haben, einen Beleg dafür, daß die betreffenden Moden aus den großen Städten auch in die kleinen Landstädte drangen und selbst bei der wohlhabenderen Landbevölkerung Aufnahme fanden. Dann aber gibt sie uns auch davon Zeugnis, daß zwar die Askese des 15. Jahrhunderts die bunten Knöpfe und die Schnabelschuhe, das Zottel- und das Lappenwerk verabscheute, gegen die bunten Farben aber nicht zu kämpfen wagte, weil sie sich ohnmächtig fühlte gegenüber der Farbenfreude des Mittelalters.

Die ersten Wanderkomödianten.

Ein Beitrag zur Theatergeschichte.

Von

Emil Riedel.

Im Mittelalter wurden die dramatischen Darstellungen nur gelegentlich, insbesondere als Festspiele gepflegt und von mehr oder minder fähigen und geübten Dilettanten aufgeführt. An ordentlichen und außerordentlichen, weltlichen und religiösen, freudigen und ernsten Festtagen wurden in reichen und vornehmen Familien, in Vereinen und auch öffentlich verschiedene dramatische Spiele vorgenommen. Durch öffentliche Vorstellungen wurden vornehmlich Weihnachten, Fastnacht, Ostern und auch Pfingsten gefeiert; insbesondere erfreuten sich die kleinen lustigen Fastnachtspiele allgemeiner Beliebtheit.

In den Sälen von Schlössern und Rathäusern, in den Schulräumen und Refektorien der Klöster, auf der geräumigen Diele der alten Giebelhäuser oder auf freien Marktplätzen wurde eine mehr oder weniger einfache Bühne — teilweise nach antikem Muster, teilweise in der barbarischen Art der sogenannten Mysterien mit

verschiedenen Stockwerken und Seitenabteilungen — zu dem betreffenden Feste aufgebaut. Irgend ein poetisches Talent (häufig ein Mönch oder ein weltlicher Geistlicher) verfaßte oder bearbeitete das dramatische Gelegenheitsgedicht, mit Vorliebe in allegorischer Form. Die dramatischen Festvorstellungen traten gewöhnlich an die Stelle der mannigfaltigsten Unterhaltungsspiele, welche seit uralten Zeiten während und nach der Mahlzeit üblich waren.

Als Darsteller fungierten bei diesen Aufführungen gewöhnlich Dienerschaft, Bürger (gewöhnlich Handwerker) oder Schüler, welche sich ein großes Vergnügen daraus machten, ihren Herren oder Patronen und deren Gästen mit einer Komödie aufzuwarten, wofür sie gewöhnlich reichlich bewirtet und auch beschenkt wurden.

Es gab jedoch schon im Mittelalter auch in Deutschland Berufsunterhalter, welche gewöhnlich mit dem Sammelnamen „Spielleute" oder lateinisch als histriones, joculatores und mimi bezeichnet wurden und hauptsächlich aus Musikanten bestanden. Reiche und vornehme Herren, namentlich weltliche und geistliche Fürsten, hatten unter ihren Dienern auch Spielleute angestellt. Ebenso hielten sich die Städte ihre Spielleute,[1] welche einen inte-

[1] In Hamburg werden seit dem 14. Jahrhundert städtische und auswärtige Spielleute als „histriones" und „joculatores" erwähnt, für welche in den mit dem Jahre 1350 beginnenden Kämmereirechnungen jährlich verschiedene Ausgaben verzeichnet werden. In dem erwähnten Jahre werden zuerst drei städtische Spielleute — ein Pfeifer, Geiger und Paukenschläger —, 1354 auch ein Trompeter Peter und 1356 ein Zitherspieler genannt. Von 1375 an wird die Zahl der städtischen Spielleute auf fünf Personen angegeben. Im Jahre 1385 wird ein Deklamator (leetspreker) und ein Possenreißer (nebulo) vom Rat beschenkt, der letztere auch bekleidet. Die Ratsspielleute produzierten sich bei allen weltlichen und kirchlichen, öffentlichen und privaten Festen und Prozessionen, im Frieden und im Kriege; sie erhielten regelmäßig an den großen Festtagen (Lichtmeß, Fastnacht, Ostern, Pfingsten und Weihnachten) vom Rate eine Unterstützung von drei Mark für die Festmusik und außerdem zu ihrem Lichte auf dem Lektor im Dom zehn bis zwölf Schillinge. Im 14. Jahrhundert

grierenden Teil der Ratsdienerschaft bildeten, sich aus den Boten, Türmern u. s. w. rekrutierten und nebenbei wohl noch ein armseliges Handwerk trieben, das von den vornehmen Zünften verschmäht wurde, oder sie beschäftigten sich mit Quacksalberei und Wahrsagekünsten. Die fürstlichen und städtischen Spielleute, vorzüglich die Musikanten, mußten sowohl bei allen Festlichkeiten (Hochzeiten, Gastereien, Leichenbegängnissen) als auch in der Kirche und im Kriege Dienste leisten, wurden häufig als Boten und Herolde verwendet und betrieben auch andere Nebenbeschäftigungen. Sie standen unter der Leitung eines Pfeiferkönigs oder Spielgrafen; in Hamburg war der Ratskuchenbäcker zugleich auch „Spelgreve“. Außer den musikalischen Spielleuten gab es im Mittelalter auch andre Vortragskünstler: Sänger, Deklamatoren (Lied-, Spruch- oder Reimensprecher, Schalksnarren oder Possenreißer, vielleicht auch Puppenspieler), Tänzer, Gaukler, Springer, Seiltänzer, Fechtspieler, Tierbändiger, Taschenspieler u. s. w., welche sich entweder im Dienste und Solde von Kunstliebhabern an Höfen und in Städten befanden, oder als „fahrendes Volk“ heimatlos und mißachtet umherzogen und — im Banne der altdeutschen Unehrlichkeit lebend — ihr Brot erbettelten. Das unruhige Künstlervölkchen wechselte häufig seinen Aufenthalt, nicht selten ohne förmlichen Abschied und Geleitschein. Auch die angestellten Spielleute gastierten in der Nachbarschaft bei Festen, Jahrmärkten u. s. w., wenn sie ihre Herren begleiteten

---

werden für die Spielleute durchschnittlich zwei bis drei Pfund verausgabt, im folgenden Jahrhundert etwa jährlich dreizehn Pfund. Mehrfach wird ihnen bei Festlichkeiten ein neues Gewand geschenkt, Miets- und Krankenunterstützung und endlich sogar ein christliches Begräbnis auf Kosten der Stadt gewährt. Bei außerordentlichen Festlichkeiten wurden sie für ihre Mitwirkung stets besonders honoriert. Im 15. Jahrhundert werden die städtischen und auswärtigen Spielleute auch als „mimi“ bezeichnet. Vergl. Koppmann, Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg.

oder dieselben ihrer nicht bedurften. In späteren Zeiten wetteiferten die großen Reichsstädte darin, die ausgezeichnetsten Künstler unter ihren Spielleuten zu besitzen; namentlich aber verschwendeten die geistlichen und weltlichen Fürsten zuweilen große Summen für dieselben und machten sie oft zu wichtigen Personen in ihrem Staate.

Aus dem Institute der Hof- und Ratsspielleute entstanden zunächst die Hof- und Stadtkapellen, während der fürstliche Possenreißer nachmals zum Hofnarren oder lustigen Rat und endlich sogar zum maître de plaisir avancierte.

Die Art der Spiele war der Mode unterworfen; so wurden einmal die alten Kampfspiele mit Schwertern und Spießen, dann wieder die Tierhetzspiele, endlich die Komödienspiele bevorzugt, (im siebzehnten Jahrhundert kam die Kunstreiterei, im achtzehnten die Kunstfeuerwerkerei in Aufnahme). Die spekulativen Spielleute bemühten sich immer neue Arten zu erfinden, auszubilden und in Mode zu bringen; deshalb wurden auch zu verschiedenen Zeiten gewisse Spezialitäten, namentlich Ausländer, an den Höfen und in den Städten von den Kunstliebhabern sehr gesucht. [1]

[1] Im 16. Jahrhundert wurden z. B. Italiener und Niederländer, im 17. Engländer sowohl als Violinisten und Gambenspieler, wie auch als Gaukler, Possenreißer und Komödianten in jeder Beziehung sehr hoch geschätzt. Schon im Jahre 1417 bei dem Konzil zu Kostnitz erschienen mit der englischen Geistlichkeit auch englische Spielleute, welche teilweise zur Dienerschaft derselben gehörten. Im Jahre 1555 befanden sich in der Kapelle des Kurfürsten Moritz von Sachsen sechs Niederländer und sieben italienische Instrumentisten. Im folgenden Jahre werden in Berlin, am markgräflichen Hofe, englische Instrumentisten erwähnt und im Jahre 1606 (od. 1614) beauftragte Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg den Spielmann Junker Hans von Stockfisch eine Gesellschaft von Springern (Tänzern?) aus England zu verschreiben. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wird auch in Hamburg ein englischer Violinist Wilhelm Brade als Kapellmeister genannt, dessen Gehülfe David Kramer war. In demselben Jahrhundert war auch die Hofkapelle des Grafen Ernst von Schauenburg berühmt, weil sie die vortrefflichsten deutschen und englischen Musiker unter ihren Mitgliedern zählte.

Diese mittelalterlichen Spielleute wurden zuweilen zu den geistlichen und weltlichen dramatischen Festaufführungen von Bürgern und Schülern als Musiker, Possenreißer u. s. w. hinzugezogen oder führten auch selbständig kleine Schwänke auf. Deshalb sind dieselben von den Theaterhistorikern häufig schon für eigentliche Berufsschauspieler gehalten und mit den eigentlichen Wanderkomödianten verwechselt worden.

Vom 15. Jahrhundert wuchs die Neigung für dramatische Darstellungen auch in Deutschland in allen Ständen und fast bei keinem größeren Feste durfte mehr ein theatralisches Spiel fehlen. In den Schulen wurden die Gesprächsspiele und Redeübungen häufiger in öffentliche Komödienspiele verwandelt und alljährliche Aufführungen veranstaltet. Bürger und Bauern verbanden sich ebenfalls zu wiederholten Darstellungen und in den größeren Städten entstanden — wie schon Jahrhunderte vorher in Italien,[1] Frankreich, England und den Niederlanden — dilettantische Schauspielervereine, welche an gewissen Festtagen, besonders zur Fastnachtszeit (der beliebtesten Gelegenheit für alle öffentlichen Unterhaltungsspiele), regelmäßige theatralische Vorstellungen veranstalteten. So beschäftigten sich in Süddeutschland vornehmlich die Meistersängerzünfte der Handwerker mit öffentlichen dramatischen Fastnachtspielen, während in Lübeck auch der adlige Verein der sogenannten Zirkelgesellschaft (von 1430 bis 1537) die Komödie pflegte. Ob sich in dieser Zeit auch in Hamburg schon ähnliche Dilettantenvereine gebildet haben, ist unbekannt. Regelmäßige Fastnachtsaufführungen sind wahrscheinlich nicht veranstaltet worden,

[1] In Italien werden schon im 13. Jahrhundert, nach der Wiederbelebung der dramatischen Dichtkunst daselbst dilettantische Schauspielgesellschaften erwähnt, wie die Compania del Gonfalone vom Jahre 1264, welche alljährlich in der Karwoche im Kolosseum zu Rom Passionsspiele aufführte.

da sich nirgends Berichte über eine derartige Gesellschaft vorgefunden haben.

Vom 16. bis zum 17. Jahrhundert fand noch eine größere Steigerung der Schauspielliebe statt, welche sich bald zur vollständigen Theatromanie gestaltete, alle Gesellschaftsklassen, Männer und Frauen, Jung und Alt ergriff und sich sogar bei den Gesellen- und Meisterweihen und anderen Feierlichkeiten der Handwerker in gewissen, lange erhaltenen Gebräuchen äußerte. Besonders wurden die dramatischen Darstellungen an den Höfen immer beliebter und diejenigen Spielleute vorzüglich gehalten und begehrt, welche auch als Darsteller zu verwenden waren. Die italienischen, niederländischen und englischen Spielleute erwiesen sich dazu vornehmlich geschickt, weil in ihren Ländern die theatralischen Spiele schon früher und eifriger gepflegt wurden und sie daher eine größere Kenntnis des Schauspielwesens mitbrachten.[1]

[1] So nahm z. B. der Kronprinz Max (nachmaliger Kaiser Maximilian II.) den Spielmann Paul von Aundtdorf „sambt seinen drei Gesellen" an seinen Hof, mit der Verpflichtung, auch Komödien zu spielen; als neun Jahre später die italienischen Komödianten Flaminio und Taborino an seinem kaiserlichen Hofe in Wien gastierten, ernannte er den letzteren im folgenden Jahre zum „kaiserlichen Spilmann" und behielt ihn mit mehreren landsmännischen Genossen bis zu seinem Tode in seinen Diensten. Auch der Herzog von Bayern hielt in derselben Zeit italienische Spielleute als Komödianten an seinem Hofe in Landshut. Im Jahre 1586 traten fünf englische Spielleute aus dem Dienste des Königs von Dänemark in kurfürstlich sächsische Dienste bei Christian I.; drei von ihnen, Heywood, Pope und Bryan werden sogar für die gleichnamigen Mitglieder der Shakespeareschen Gesellschaft gehalten. Allmählich gründeten sich die fürstlichen Theaterliebhaber neben der Hofkapelle aus ihren Spielleuten auch ein Hoftheater. Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg richtete schon 1591 in Wolfenbüttel ein Theater ein und engagierte sich auch Komödianten, größtenteils Engländer, für welche er wohl seine dramatischen Versuche dichtete, welche 1593 und 1594 im Druck erschienen. Auch der gelehrte Landgraf Moritz von Hessen, der auch lateinische Komödien für Schuldarstellungen verfaßte, hielt sich gleich nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1592 englische Spielleute und Komödianten, welche auch auf

Waren unter der Dienerschaft keine Komödianten vorhanden, so mußten Schul- und Bürgeragenten aushelfen, die sich bereitwillig hierzu anboten — schon der Geschenke und des Schmauses wegen. Nicht selten verbanden sich bei den Hof- und Ratsfesten die Schüler und Bürger mit den Spielleuten zu gemeinschaftlichen Aufführungen. Übrigens schämten sich die hohen und höchsten Herrschaften durchaus nicht, bei den Hoffesten als Schauspieler zu fungieren. —

Als nun die dramatische Schau- und Spiellust immer allgemeiner und beliebter geworden, so daß für die verschiedenen Festaufführungen nicht immer die geeigneten Kräfte vorhanden waren und auch die verschiedenen Gesellschafts- und Liebhabertheater das theatralische Bedürfnis kaum mehr befriedigen konnten, vereinigten sich einige Personen, teilweise aus Not, teilweise aus Spekulation, um auch aus den dramatischen Darstellungen einen ständigen Erwerb zu machen. Dadurch entstanden die Berufsschauspieler, welche sich aus den verschiedensten Elementen, aus Spielleuten, Bürger- und Schulagenten zusammensetzten. Da aber eine Schauspielgesellschaft in einer einzigen Stadt keinen ständigen Unterhalt finden konnte, so war sie gezwungen, auch in benachbarte Städte zu ziehen und, als die Konkurrenz größer und die Verhältnisse ungünstiger wurden, immer weiter fort, sogar ins Ausland zu pilgern. So entstanden die Wanderkomödianten, welche sich die beliebtesten geistlichen und weltlichen Stoffe aus den besten Schulkomödien, Fastnachtspielen und anderen Gelegenheitsdichtungen zu wirksamen „Haupt- und Staatsaktionen" und die

---

Gastspiele ausgehen durften. Im Jahre 1605 ließ der Landgraf in Kassel nach römischer Art ein Theater erbauen, welches er nach seinem Erstgeborenen Ottonium benannte; dasselbe hatte bemalte Decken und faßte etwa tausend Zuschauer.

volkstümlichen Schwänke und Possenspiele zu den lustigen Nachkomödien verarbeiteten.

Leider sind nun über die ersten Wanderkomödianten noch immer nur spärliche Nachrichten bekannt geworden. Eine möglichst genaue Kenntnis ihres Lebens und Wirkens wäre jedoch für die Litteratur- und Theatergeschichte von größter Wichtigkeit und Nutzen, weil diese Banden auf ihren weiten Reisen die beliebtesten dramatischen Erzeugnisse der gelehrten und volkstümlichen Dichter aus der Heimat und den verschiedenen Aufenthaltsorten auf ihren weiten Wanderungen im In- und Auslande bekannt machten und dadurch wiederum auf die jungen poetischen Talente anregend und fördernd einwirken mußten. Dieser Einfluß tritt verschiedentlich in der dramatischen Litteratur deutlich zu Tage und wird auch von mehreren Dichtern anerkannt.

Bei der lebhafteren Pflege der theatralischen Spiele in einigen Nachbarländern, mußten sich natürlich daselbst schon frühzeitiger Berufsschauspieler und Wanderkomödianten ausbilden, welche, durch verschiedene Umstände veranlaßt, auch nach Deutschland kamen. Am ehrsten scheinen die Komödiantenbanden in Italien entstanden zu sein — nach dem Muster der römischen Ludionen und Histrionen.[1] Schon im sechzehnten Jahrhundert

[1] In Italien wird schon im 14. Jahrhundert ein berühmter und gelehrter Schauspieler, Thomas Bombasio erwähnt, dessen Freundschaft sich Petrarca — der sich als Knabe ebenfalls mit Schauspielen beschäftigt hatte — rühmte. Seit dem Aufschwung der dramatischen Dichtkunst im 15. Jahrhundert wurden die theatralischen Spiele hier mit größter Sorgfalt an den Höfen der geistlichen und weltlichen Fürsten gepflegt, namentlich wurden für die Tanz- und Singspiele große Summen verschwendet. Die Italiener haben jedenfalls zuerst den Vorhang und die dekorative Bühne (nach antikem Vorbilde) mit verwandelbaren Dekorationen, Kulissen — auf Rollen zum Umdrehen, wie bei dem antiken Theater, oder im Rahmen zum Schieben, wie bei unseren heutigen Bühnen — und auch Hinterwände und Suffitten angewendet; die ältere

wanderten italienische Schauspieler in Deutschland, Frankreich und Spanien umher und brachten aus ihrem Vaterlande nicht nur neue Gattungen dramatischer Spiele (Stegreifspiele, Tanz- und Singkomödien), sondern auch ein bereits vollständig ausgebildetes Theaterwesen und den Namen „Komödianten" (commedianti) mit.

Die Religionsverfolgungen und die spanische Okkupation in den Niederlanden führte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zahlreiche holländische Spielleute und Komödianten nach Deutschland, welche besonders im Norden verblieben, während sich französische Banden zuerst hauptsächlich in Süd- und Westdeutschland zeigten.

Vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts erregten aber vornehmlich englische Komödianten in ganz Deutschland allgemeines Aufsehen und übten einen nachhaltigen Einfluß auf den theatralischen Geschmack des Publikums und der Dichter aus, durch eine effektvolle Darstellungsweise, ein interessantes abwechselndes Repertoire und — last not least — durch eine geschäftskundige Ausbeutung der theatralischen Schaulust.

Zu besonderer Bedeutung für die deutsche Theatergeschichte brachte es zuerst eine kleine Gesellschaft von vier englischen Spiel-

italienische Bühne hatte aber ein tieferes Proszenium vor dem Vorhange, welches ebenfalls als Spielraum für einfachere Szenen diente. Die Bezeichnung der Darsteller nach ihren Fächern rührt ebenfalls vom italienischen Theater her. Auch Schauspielerinnen werden sehr frühzeitig in Italien genannt und waren im Anfange des 17. Jahrhunderts keine seltene Erscheinung mehr. Garzone berichtet in seinem Piazza universale von einer Komödiantin Isabella und anerkannte ihre Schönheit, Tugend, Bildung und vortreffliche Darstellung; als vollendete Künstlerin und vorzügliche Liebhaberin bezeichnet er ferner die sogenannte „göttliche Victoria" und rühmt endlich auch einen Komödianten Fabius wegen seiner unübertrefflichen Künstlerschaft, von dem er sogar behauptet, daß er beliebig erröten und erblassen könne. Nach Nürnberg kamen schon 1549 und 1550 italienische Spielleute, welche Springkunst und Komödien aufführten.

leuten, welche im Frühjahr 1591 mit einer Empfehlung des Lord Howard von Dover über Seeland, Holland und Friesland nach Deutschland auszogen, um sich hier — gestützt auf die Beliebtheit der englischen Spielleute — als Instrumentisten, Springer und Darsteller von Komödien, Tragödien und Historien zu produzieren und vielleicht sogar Anstellung an irgend einem deutschen Hofe zu finden.

Von dieser Gesellschaft zeichneten sich zwei Mitglieder als Darsteller und Leiter von englischen Komödiantenbanden aus: Robert Browne (oder Braun) und Thomas Saxfield (auch Sackeville, Sachwill, Sachsweiler genannt, ein ausgezeichneter Komiker, zugleich Dichter und Bearbeiter verschiedener Komödien). Browne und Saxfield wirkten jahrelang gemeinschaftlich oder getrennt in verschiedenen deutschen Städten und begaben sich auch zeitweise in den Dienst eines theaterliebenden Fürsten. Zuerst spielten diese Engländer natürlich in ihrer Muttersprache; um 1597 hatten sie jedoch auch schon deutsche Mitglieder bei ihrer Gesellschaft und bedienten sich wenigstens schon teilweise der deutschen Sprache, bis sie derselben vollständig mächtig waren und ausschließlich deutsch agierten.

Die Beliebtheit und der Erfolg der englischen Komödiantenbanden führte immer neue Schauspieler aus England nach Deutschland und veranlaßte die Bildung ähnlicher Gesellschaften, welche dann ebenfalls deutsche und noch andere fremde Elemente bei sich aufnahmen. So werden im Anfange des 17. Jahrhunderts noch namentlich die Gesellschaften eines John Greene (Grün), Richard Machin und Johann Spencer erwähnt. Diese Engländer agierten geistliche und weltliche Komödien von und nach Marlowe, Still, Kyd, Green, Lilly, Shakespeare und später auch deutsche Dichtungen vom Herzog Heinrich Julius von Braunschweig

u. a.; sie bearbeiteten die beliebtesten Stoffe aus der biblischen und allgemeinen Geschichte, aus den gelesensten Novellen und Romanen, verfaßten dieselben abwechselnd in leicht verständlicher Prosa oder in anmutigen Versen und durchflochten sie mit Musik, Gesang, Tanz, ja sogar mit Taschenspielereien und gymnastischen Künsten. Die besten Zugstücke aus ihrem Repertoire veröffentlichten sie in zwei Sammlungen 1620 und 1630.

Die Darstellungsweise der Engländer war vorzüglich auf den Beifall der großen Menge, auf eine möglichst interessante Unterhaltung berechnet; sie war zwar in Sprache und Bewegung möglichst charakteristisch, aber entweder übertrieben schaurig oder närrisch lustig. Der Schwerpunkt der englischen Schauspielkunst lag nicht in der fürchterlichen Tragik, sondern vielmehr in der eigenartigen Darstellung der komischen Figur, welche in ihren Komödien gewöhnlich als Jan Posset (John Bousset) oder Pickelhering bezeichnet wurde. Die englischen Possenreißer zeichneten sich durch plumpe Beweglichkeit, trockenen Humor und vortreffliche Improvisation aus und erinnerten in ihrer Komik lebhaft an die heutige clownery im Zirkus. Die possenhaften Auftritte des Pickelherings durften weder in der Tragödie noch in der Komödie fehlen oder mußten wenigstens die Zwischenakte ausfüllen, was teilweise in besonderen Zwischenspielen geschah.

Die Bühneneinrichtung der Engländer war etwas primitiver als die der Italiener. Die Bühne bestand aus einem einfachen Podium mit Teppichen oder Tapeten verhangen und wurde durch einen zurückziehbaren Vorhang in zwei Teile geteilt: in den äußeren (vorderen) Schauplatz (Proszenium) und in den inneren (mittleren) Schauplatz; der letztere war zuweilen durch Stufen erhöht und wurde als das Innere eines Hauses, als Zimmer u. s. w. verwendet. Da keine gemalten Dekorationen vorhanden

waren, so mußte der Ort der Handlung jedesmal auf einer sichtbaren Tafel angekündigt werden. Die ziemlich tiefe Vorderbühne war an beiden Seiten offen und diente auch als Ehrenplatz für den Rat oder den Hof (für welche jedoch auch Seitenlogen angebracht waren), während die übrigen Zuschauer vor und zu beiden Seiten um das Proszenium herum saßen oder standen. Die Kostüme waren gewöhnlich sehr anständig, zuweilen sogar prächtig. Endlich zeichneten sich die Engländer auch stets durch gute Musik aus und hatten bei ihren Truppen in der Regel eine eigene Kapelle von fünf bis fünfzehn Personen. — Wenn auch keins der theatralischen Mittel der englischen Komödianten in Deutschland unbekannt gewesen, die raffinierte Anwendung und vereinte Ausbeutung derselben bildete hier sicherlich eine interessante Neuheit!

Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts hatten sich jedoch auch schon deutsche Wanderkomödianten aus den verschiedensten Elementen, sowohl aus den Spielleuten als auch aus Handwerkern, armen fahrenden Schülern und den entlassenen Hofkomödianten organisiert. Die Bürger- und Schulagenten unternahmen schon zuweilen kleine Reisen zu Festen und Märkten in der Nachbarschaft, daher konnten sie sich leicht zu beständigem Wanderleben entschließen, um sich die dramatische Schaubegierde in jeder Weise zu Nutzen zu machen. Die Kaufbeurer Bürgerzunft gastierte z. B. mit ihren Komödien auch in der Umgegend; in Frankfurt a. M. produzierten sich 1585 in der Ostermesse in einer Bude Nürnberger Bürger als Gaukler und Komödianten und spielten Komödien und Tragödien von Hans Sachs; im August desselben Jahres erschien auch in Lüneburg und Umgegend Christoph Hartwigk aus Pirna, als ein „geistlicher Deutzscher Commedien Agirer", um auf einem Puppentheater biblische Schauspiele vorzustellen. Im Jahre 1591 meldeten sich wiederum

Nürnberger Bürger in Frankfurt a. M. zu dramatischen Darstellungen und 1602 kam sogar aus Rußland ein gewisser Georg Weißbier mit fünf Genossen nach Basel.

Natürlicherweise suchten alle Spielleute sich die Theatromanie so viel wie möglich zu Nutzen zu machen und scheuten kein Mittel, um den Beifall der großen Masse zu gewinnen. Hauptsächlich richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Ausbildung der komischen Figur und der schon längst beliebte Schalksnarr oder Possenreißer (Hanswurst) wurde bei ihnen zur wichtigsten Person gemacht. Tierbändiger, Seiltänzer, Fechtmeister, sogar Quacksalber und Zahnbrecher bedienten sich auf den Märkten und Messen der Komödienspiele zur Reklame und lockten mit Possenspielen, Pantomimen und Puppenspielen das Publikum in ihre Buden. Im Jahre 1626 erbat sich der Spielmann (Springer) Hans Schilling aus Freiberg vom Kurfürsten Johann Georg von Sachsen das Patent im ganzen Lande die freie Kunst des Springens ausüben und theatralische Vorstellungen geben zu dürfen und versprach nebenbei auch dem Hofe wilde Tiere vorzuführen. Die Gesellschaft bestand nur aus sächsischen Unterthanen, wurde später von seinem Schwiegersohne, dem Pickelhering Lengßfeld geführt und auch bei Hofe angenommen.

Durch das Wanderleben und die anrüchige Gesellschaft des fahrenden Volkes verlor die Darstellungskunst bald an Wert und an Achtung, so daß der alte Bann des Vorurteils nun auch auf die Komödianten übertragen wurde. Während sich bisher die tugendhaftesten Bürger des Komödienspielens nicht schämten, dasselbe vielmehr als eine angenehme und nützliche Unterhaltung betrachteten und auch für die Jugend anordneten, kam dasselbe nun mehr und mehr in Verachtung und forderte alsbald die zelotische Geistlichkeit zum Kampfe gegen das Theater heraus.

Besondere Ereignisse und außergewöhnliche Notstände beförderten auch in Deutschland die Bildung von Wanderkomödiantenbanden und namentlich war es hier das Unglück des dreißigjährigen Krieges, wodurch eine große Anzahl Menschen brotlos und dazu angetrieben wurde auf alle erdenkliche Weise ihren Unterhalt zu gewinnen. Zu diesen Mitteln gehörte denn auch das Komödienspielen. Insbesondere wurden amtlose Lehrer und arme Studenten veranlaßt, zeitweise oder dauernd zu dieser Beschäftigung zu greifen. Diesen Studentengesellschaften verdankt das deutsche Theater einen neuen Aufschwung und die wesentlichsten Fortschritte. Unter den ersten Prinzipalen, welche aus dem Lehrstande hervorgingen, zeichneten sich besonders aus Karl Treu, Mag. Dr. Lassenius, Karl Andreas Paul, Andreas Gärtner, Mag. Schneider (Sartorius), von Sonnenhammer und Kaspar (Karl) von Zimmern.

Während und nach dem Kriege wucherten die deutschen Wanderkomödianten wie Pilze hervor, überschwemmten alle deutschen Städte, folgten auch den Feldlagern, oder flüchteten zeitweise in fremde Länder und führten meist ein mühsames und entbehrungsvolles Leben. In größeren oder kleineren Truppen („Banden“ oder „Compagnien“), welche zuerst nur aus männlichen Mitgliedern bestanden, reisten die Komödianten in großen, mit Leinewand überspannten Frachtwagen („Rüstwäglin“) oder in jenen geräumigen Holzkasten, in denen man zur Not auch schlafen und kochen konnte, im Lande umher, ausgestattet mit dem notwendigsten Theaterapparate, Gerüst für Bude und Bühne, Dekorationen, Kostümen und Requisiten. Unter der Leitung eines Prinzipals („Komödiantenmeisters“ oder „Direktors“) besuchten sie namentlich die Märkte, Messen und anderen Volksfeste, spielten in eigenen Buden oder in Wirtshäusern, Scheunen, Ball-, Fecht-, Reithäusern u. s. w.,

wurden auch bei Privatfestlichkeiten in die Häuser wohlhabender Bürger und bei Hofe aufgenommen, oder traten sogar auf längere oder kürzere Zeit in den Dienst eines Fürsten. Als Hofkomödianten hatten sie eine ähnliche Stellung, Besoldung und Verpflichtung wie die übrigen Spielleute und gehörten ebenfalls zur Dienerschaft; sie mußten besonders bei den Hoffesten mit ihren Künsten und Kunststücken aufwarten, ihre Herrschaften auf Reisen, bei Besuchen, begleiten und durften auch auf eigene Rechnung gastieren gehen. Der Aufenthalt bei Hofe war den Komödianten in jeder Weise erwünscht und förderlich; die fürstlichen Privilegien und Empfehlungen öffneten ihnen leichter die Thore der Städte im In- und Auslande und mit solchen Geleitscheinen konnten sie ihre Spielgesuche (Ratssupplikationen) bei den Bürgermeistern etwas weniger flehend und jammervoll einreichen.

Im allgemeinen war das Theaterwesen in dieser Zeit noch sehr primitiv bestellt. Die geringsten Ansprüche wurden natürlich an die gewöhnlichen Jahrmarktsschauspieler gestellt. Einige Bierfässer oder ähnliche Unterlagen, mit Brettern belegt, bildeten die Bühne, Bett- und Tischtücher die Vorhänge, alte Tapetenreste oder Tücher die Hinter- und Seitenwände; die erbärmlichen Kleider und Requisiten wurden mit Gold- und Silberpapier ausgestattet und schmierige Perrücken und gestopfte Strümpfe störten die Phantasie der Zuschauer durchaus nicht. Da die gedruckte Reklame damals noch zu kostspielig war, fand die Ankündigung der Vorstellungen in sehr geräuschvoller Weise durch eine Prozession statt, wie dies auch vordem bei den Schul- und Bürgeragenten geschah und noch heute bei den Kunstreitergesellschaften üblich ist. Die Spielleute zogen mit Trommeln und Trompeten voran, dahinter ritten oder fuhren die Mitglieder in den Kostümen. Mit Trommelwirbel und Trompetenklang wurde die Vorstellung, welche durch

den Possenreißer in den belebtesten Straßen und auf den Plätzen unter allerhand Grimassen und Scherzen angezeigt wurde, eingeleitet und geschlossen. Gedruckte oder geschriebene Theaterzettel werden schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erwähnt und waren jedenfalls den Schulprogrammen nachgebildet und vielleicht von den Studentengesellschaften eingeführt worden. Während der Marktzeit wurde gewöhnlich täglich, im Winter nur an einigen Wochentagen gespielt, an Sonn- und Festtagen durften dagegen keine Vorstellungen stattfinden; die Komödienspiele begannen in der Regel zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags und endeten zwischen 6 und 7 Uhr.

Die Eintrittspreise waren ziemlich bescheiden und zuweilen dem Belieben der Zuschauer anheim gestellt. Die Prinzipale mußten gewisse Abgaben entrichten, wie die übrigen Spielleute, besonders noch eine Armensteuer. Während ihres Gastspiels in den Städten pflegten die Komödianten gewöhnlich eine Festvorstellung vor dem Rate, „in honorem Senatus" zu geben, wozu derselbe besonders eingeladen werden mußte, den Tag, die Stunde und das Stück bestimmen durfte und einen Ehrenplatz auf dem Proszenium erhielt. Für diese Ratskomödie empfingen die Komödianten stets eine anständige Prämie.

Von der eigentümlichen Darstellungsweise der Komödie im siebzehnten Jahrhundert berichtet uns Rist in der Aller-Edelsten Belustigung (S. 120 f.). Die Hauptrolle spielte natürlich der Pickelhering, welcher überall, selbst in den tragischen Szenen, sein Wesen trieb. Vor dem Beginn des Stückes war es Sitte, daß sämtliche Darsteller in ihren Kostümen einen Umzug auf der Bühne machten, um sich dem Publikum vorzustellen; dann wurde auch noch — wahrscheinlich besonders bei den Engländern und den Niederländern — vor jedem Akte der Inhalt desselben durch lebende

Bilder vorgestellt, was man, nach Rist, damals mit „Vertoninge“ bezeichnete. Um die Mitte desselben Jahrhunderts schafften die besseren Gesellschaften die Umzüge ab, während die erwähnten Pantomimen jedoch zum Ärger der anständigen Kunstliebhaber noch immer beibehalten wurden.

Zu den ältesten und beliebtesten Wanderzielen der ersten Komödiantenbanden gehörten zunächst vornehmlich die freien Reichs- und Hansestädte, die sich durch Wohlstand und Lebenslust auszeichneten. Unter den nordischen Hansestädten zählte zu den besuchtesten und besten Theaterorten Hamburg — das schon seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine volkreiche und angesehene Stadt war, gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts eine der blühendsten Handelsstädte wurde, in seinen Mauern eine zahlreiche Fremdenkolonie, besonders Holländer und Engländer, beherbergte und schon vom fünfzehnten Jahrhundert an theatralische Spiele, namentlich von Schülern, kannte. [1]

Leider sind uns aber über den Aufenthalt und die Darstellungen dieser ersten Berufsschauspieler in Hamburg nur sehr spärliche Nachrichten erhalten und diese erst zum kleinsten Teile ans Tageslicht gezogen und ausgebeutet worden. Da jedoch das Theater in dem Kulturleben Hamburgs eine so bedeutende Rolle spielt, so verdienen auch die Anfänge desselben eine eingehendere Betrachtung. Während Lappenberg [2] die in den Kämmereirechnungen erwähnten Spielleute (Histrionen) für Schauspieler und die Passionsdarsteller für Wanderkomödianten hält, vermag Schütze in seiner hamburgischen

---

[1] Vergl. „Aus Hamburgs Vergangenheit“, 1885: Riedel, Schuldrama und Theater; ferner in der demnächst erscheinenden Zeitschrift d. V. f. Hamb. Geschichte: Riedel, Hamburger Weihnacht- und Osterspiele.

[2] Von den ältesten Schauspielen zu Hamburg. Zeitschrift d. V. f. Hamb. Geschichte, 1. Bd. S. 134 f.

Theatergeschichte erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das Auftreten nur zweier Komödiantenbanden nachzuweisen.

Da nun von den ersten Wandertruppen in Hamburg weder die betreffenden Ratssupplikationen und Protokolle, noch die Zettel und Anzeigen — bis auf einzelne Überbleibsel — erhalten worden sind, so müssen wir uns unsere ältere Theatergeschichte aus verschiedenen zeitgenössischen Schriftstellern, auswärtigen Akten und andern Quellen zusammenstellen, um diese empfindliche Lücke auszufüllen. Den folgenden Beitrag zu diesem Kapitel habe ich vornehmlich aus Rists Werken — namentlich aus dessen Vorbericht zu der Komödie „das friedewünschende Teutschland" vom Jahre 1647 und aus seinem Aprilmonatsgespräche „die Aller-Edelste Belustigung Kunst- und Tugend-liebender Gemüther" geschrieben zu Wedel 1665 — wie auch aus den bisher noch unausgebeuteten lüneburgischen Akten „Komödien und Komödianten betreffend" geschöpft. Unter den in Lüneburg erhaltenen Spielgesuchen befanden sich nämlich verschiedene Eingaben solcher Gesellschaften, welche auch in Hamburg agiert hatten. Jedenfalls läßt sich auch aus den wenigen überlieferten Mitteilungen erkennen, daß das Auftreten der Wanderkomödianten nicht ohne Einfluß und Bedeutung für das Kulturleben und die hier weilenden Dichter gewesen ist.

Die erste Nachricht von Berufsschauspielern in Hamburg giebt uns ein erhaltenes Spielgesuch vom Jahre 1590, welches Lappenberg (a. a. O. S. 138.) veröffentlicht hat. Es waren drei holländische Spielleute, Meliuß Unkraudt von Harlingen, Heinrich Ducat von Calcar und Hermann Wolff, welche am 17. August des genannten Jahres an den ehrenachtbaren, wolweisen, großgebietenden Herrn Bürgermeister Joachim von Campe die „dienstfleißige bitt" richteten, ihnen auch hier zu gestatten, etliche „historien und parabeln" in einem öffentlichen „cammerspiel" auf-

zuführen, „nach außweisung deren davon bei unß habenden charten oder tafeln". Nach ihrer Angabe wollten sie sich dadurch einen Zehrpfennig zum „nottorfftigen" Unterhalt und zur Weiterreise verdienen. Wahrscheinlich hat der „wolweise" Herr Bürgermeister die „dienstfleißige" Bitte der Holländer erfüllt; da er ja dadurch „ein besonder stucke werkes der waren christlichen religion, welches der Allmechtige in gnaden erkennen wirt", ausüben konnte.

Die bedeutende holländische Kolonie, welche diese drei Spielleute hierher geführt haben mochte, wo sie auf die besondere Unterstützung ihrer Landsleute rechnen durften, machte Hamburg auch in späteren Jahren zu einem beliebten Ausflugorte für niederländische Gesellschaften.

Was die erwähnten Kammerspiele dieser Holländer betrifft, so sind damit vermutlich jene kleinen Reimspiele gemeint, wie sie die Niederländer in den sogenannten Kammern der Rhetoriker (redevijker) aufführten; sie glichen den dramatischen Fastnachtspielen der deutschen Meistersängerzünfte und konnten mit wenigen Personen ohne theatralischen Apparat dargestellt werden. Die Parabeln (holl. moralisatien oder sinnespelen) und die Historien waren die ernsten Stücke (abele spelen), auf welche in der Regel noch kleine gereimte Possenspiele, die sogenannten cluchten oder sotternien, folgten, welche Szenen aus dem niederländischen Volksleben mit naiver Keckheit, in scharfer Satire oder derber Realistik darstellten und größtenteils aus landläufigen Redensarten, Sprichwörtern, Flüchen und Prügeleien bestanden. Die Karten oder Tafeln bezeichneten vermutlich geschriebene oder gedruckte Programme mit der Inhaltsangabe der betreffenden Stücke.

Sicherlich sind nach diesen Holländern — welche vielleicht die ersten Wanderkomödianten in Hamburg waren — bald verschiedene andere Gesellschaften hierselbst erschienen; doch leider fehlen

uns gerade über ihre nächsten Nachfolger jedwede Nachrichten. Vermutlich gehörten zu denselben auch schon die ersten Gesellschaften englischer Komödianten, welche Deutschland durchreisten, da dieselben in den hier etablierten merchant adventurers ein teilnehmendes Publikum fanden und auch die im Jahre 1620 gedruckte Sammlung „Englische Comedien und Tragedien, das ist: Sehr Schöne herrliche und außerlesene, geist- und weltliche Comedi und Tragedi Spiel, sampt dem Pickelhering" bemerkt, daß diese Stücke „auch in vornehmen Reichs- See- und Handels-Städten seynd agiret und gehalten worden."

Rist, der von „Kindheit an" eine große Neigung zur dramatischen Darstellungskunst empfand, einen großen Teil seiner Jugend in Hamburg verlebte und auch als Pfarrer in Wedel oftmals hierher kam, erzählt, daß er häufig den Vorstellungen der Engländer beigewohnt habe und dies jedenfalls in Hamburg. In der Aller-Edelsten Belustigung teilt Rist eine Unterhaltung mit einigen Freunden und Gesellschaften — Ingeniander (Württembergischer Kammerrat Neuberger), Artisander (Matthäus Merian aus Frankfurt a/M.), Phoebisander (ein berühmter Musiker) — über den Wert der Schauspiele mit, worin auch verschiedene Theateranekdoten eingeflochten sind, welche die Aufführungen der englischen Komödianten während des dreißigjährigen Krieges vortrefflich illustrieren.

Am interessantesten ist darin die Erzählung von einer Aufführung von Pyramus und Thysbe, weil darin die Darstellungsweise der englischen Schauspieler am vortrefflichsten charakterisiert wird und die Handlung des Stückes eine große Ähnlichkeit mit den Handwerkerszenen in Shakespeares Sommernachtstraum erkennen läßt. Rist berichtet (a. a. O. S. 88 f.) in „verblümter" Redeweise, „daß in einer grossen, und uns sämtlich wolbekandten Stadt" — unzweifelhaft Hamburg — „etliche fürnehme Englische Comö-

dianten waren angekommen, welche nebest anderen Sachen auch über die masse schöne Kleider hatten, und daselbst zu spielen anfingen. Fast eben um dieselbe Zeit hatten sich etliche Handwercks-Burse, welche mehrenteils lose Gesellen und rechte Müssiggänger waren, zusammen geschlagen, welche unter der Direction oder Anordnung eines rechten Phantasten, der ehemahlen ein Dorff-Schulmeister gewesen, auch Comödien spielen oder agiren wolten. Dieses erfuhren die Engelländer, und, dieweil sie befürchteten, daß der gemeine Mann häuffig zu diesen Kerlen würde hinlauffen, dieweil sie daselbst nicht viel geben dorfften: So beschlossen sie, daß sie bey ehester Gelegenheit, dieser lumpen Kerle Action also fürstellen wolten, daß so bald niemand Lust haben solte, ihnen zuzusehen."

Um nun die dilettantischen Vorstellungen der betreffenden Handwerker zu parodieren, legten die englischen Komödianten einmal, als sie „trefflich viel Zuschauer hatten", in einer Komödie „von einem Könige, der seinem eintzigen Printzen eines andern Königs-Tochter ehelich wollte beylegen lassen", das bezügliche Zwischenspiel von Pyramus und Thysbe ein; da ja die häufigere Verwendung der lustigen Aufzüge als Einlagen oder besondere Farcen (drolls) ein alter Gebrauch bei den Schauspielern war.

Zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Prinzen und der Prinzessin in dem genannten Schauspiele meldete sich auch der alte Küster, Dorfschulmeister und „Regent" eines Liebhabertheaters Ambrosius Caprimulgius oder auch Brosius Ziegenmelker genannt, um den hohen Herrschaften mit einigen Tragödien und Komödien während der Tafel aufzuwarten, wie dies ja in jener Zeit häufig zu geschehen pflegte. Der lebenslustige König ließ den Küster zu sich kommen, und dieser erschien in einer äußerst komischen und charakteristischen Gestalt mit lächerlichen Bewegungen und

Redensarten. Der Darsteller dieser Rolle war von kleiner Statur und trug einen langen Ziegenbart; er erschien in einem abgeschabten Mantel, unter welchem ein paar große Ruten, das Symbol des Schulmeisters, hingen, mit einer kleinen Küsterkrause („wolckten Kragen") um den Hals und auf dem Kopfe einen breitrandigen Hut, „aus welchem man etliche Pfund Fett oder Schmeer hätte schmeltzen können;" er hatte in der einen Hand ein altes zerrissenes Buch, in der anderen Hand einen weiß geschälten Haselstab. Nachdem der Küster mit vielen Kratzfüßen und wiederholtem „b'na dies" in den Saal getreten war, teilte er dem Könige zu seiner Empfehlung mit, daß er zwar „jetzo ein fürnehmer Comödiant", aber vor diesem sogar „ein halber Geistlicher" gewesen und einen viel größeren Titel geführt habe, als selbst der bedeutendste General-Superintendent im ganzen Königreiche. Dem Könige und seinem Hofe ist natürlicherweise dieser arme „Schlucker" ein sehr willkommener Gegenstand der Unterhaltung; deshalb muß derselbe den merkwürdigen Titel nennen, was er mit großem Selbstbewußtsein thut. Er begann nämlich dergestalt zu husten und sich zu räuspern, daß es durch den ganzen Saal gellte und erklärte, daß vornehme Leute ihre Briefe in folgender Weise an ihn adressierten: „Dem Halb-Ehrwürdigen, nicht viel besonders Gelehrten, mit einem feinen Knebelbahrte wolstaffirten, Hellscheinenden, Embsigen, Vorsichtigen, Genaufleissigem und nöhtigen Handlangern am Wort Gottes, Manteltragern und Nachtrettern des Pfarrers, Innhabern des grossen Kirchen-Schlüssels, des heiligen Ministerii dekanten, der Strenge und Stricke, wie auch der kleinen und grossen Glocken Regenten und Directorn, Seigerstellern, auch der Dorff- und Bauren-Gerichte, Rundschreibern und Assessorn in Ehesachen, wolbeschwätzeten Freywerber, Hochzeitbitter und Abdancker, wie denn auch in optima forma Erdichtern der Gevattern-Briefe, Glocken- und Kirchenfeger,

Amen-Singern und Grützschlingern, des nächtlichen Hahnen-Geschreyes genauen Observanten, auch der Knechten und Mägden treufleussigen exsuscitanten und Auffwecker, Meinem sonders großgünstigen, hochgeehrten Herren." Als der König dieses witzige Beispiel deutscher Titelsucht vernommen, läßt er sich, nach einigen anderen Fragen auch das Repertoire der Handwerker-Komödianten mitteilen, wodurch wir ein interessantes Verzeichnis der Hauptaktionen und Lieblingskomödien damaliger Dilettantenvereine erhalten. Als weltliche Komödien und Tragödien werden zunächst aufgeführt: Die Comödia von Markolfus, wie derselbe die Katze lehret das Licht halten; die Comödia von der schönen Magellona; vom Ritter Pontius; von der schönen Frauen im Berge mit ihren sieben Zwergen; vom Kaysser Octavianus; von Pyramus und von Thysbas, die sich selber umgebracht[1]; von Didonis und Aenatias; von Kaysser Julius und Brutius; von dem Schornsteinfeger; von Matz Pumpen. Dann folgen die sechs beliebtesten biblischen Komödien: von Cain und Abel; von Esther und Haman; von Judith und Holofernes; von Tobias und seinem Hunde; vom heiligen Hiob; vom reichen Mann und armen Lazarus.

Der König engagierte hierauf die Handwerker zu einer „ernsthaften Tragödie", welche sie nach der Jagd vorstellen sollten und Meister Ambrosius gelobte also zu spielen, daß sie „nebenst einem paar hundert Marcken auch einen unsterblichen Ruhm mögen davon tragen."

---

[1] In Münster wurde im Jahre 1604 eine „neue Tragödie von der großen unaussprechlichen Liebe zweier Menschen Pyrami und Thysbes", aufgeführt, gedichtet von Samuel Israel in Straßburg, welche auch im Druck erschien. Vergl. R. Genée, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels. S. 254 f. Die Beliebtheit dieser Ovidischen Fabel in Hamburg läßt sich wohl auch daran ermessen, daß der Stoff im Jahre 1694 vom Rat Schröder auch zu einer Oper bearbeitet wurde.

Der folgende Auftritt schildert die Vorbereitungen zur Aufführung, welche den entsprechenden Szenen in Shakespeares Sommernachtstraum sehr ähneln — nur ist hier eine bedeutend größere Anzahl handelnder Personen eingeführt und deshalb auch die Situation weiter ausgesponnen worden. Auf den Ruf des Regenten erschienen hier neunzehn verschiedene Handwerker mit ihren charakteristischen Werkzeugen. Der erste war ein Flickschuster in einem alten ledernen Kleide, der andere ein Quacksalber in einem Anzug von zwanzigerlei Farben mit einem Kästchen Kräuter und Salben, eine dreidoppelte Kette von ausgebrochenen Menschenzähnen um den Hals; dann kam ein Rattenfänger, der einen großen breiten Degen mit einer aufgespießten Ratte an der Seite trug und sich Kavalier und Capitan de Ratzi titulieren ließ; diesem folgten ein „Schweinschneider", ein Schornsteinfeger, ein Zigeuner, ein Besenbinder, ein Beutelschneider, ein versoffener Bürstenbinder, ein Diebsfänger, ein Seiltänzer, ein Kartenmaler, ein Kohlenträger und ein Scherenschleifer. Den Beschluß machten ein Müller, ein Kuppler, ein Leineweber und endlich ein Possenreißer als „Monsieur Pickelhering". Eine ganze Zunft von „unehrlichen Leuten", bestehend aus den niedrigsten Handwerkern, Gerichtsdienern, Spielleuten und Landfahrern!

Der Pickelhering war in diesem Spiele ein kleiner wohlbeleibter Kerl mit großem roten Vollbarte und in einer so närrischen Kleidung, „daß man den ehrlichen Pickelhäring ohne Lachen schwehrlich konte betrachten." Er trug ein Kleid halb rot, halb gelb, einen Mantel, der kaum zwei Spannen lang war, einen papiernen Kragen um den Hals und eine Schlafhaube mit Ohren auf dem Kopfe.

Nachdem die Agenten bei der Auswahl der Komödien in eine allgemeine Prügelei verfallen und der schlagfertige Regent

dieselbe mit seinem Haselstabe wieder gütlich beigelegt hatte, einigte sich die Gesellschaft darüber, am ersten Tage „die betrübte Geschicht und jämmerliche Begebenheit von Pyramus und Thysbe“ aufzuführen und am folgenden Tage nach Belieben eine lustige Komödie folgen zu lassen. Bei der Rollenverteilung entspinnt sich wieder ein neuer Streit, den abermals der alte Ambrosius in gewohnter Weise zu schlichten weiß. Die Hauptpartien erhalten endlich der Pickelhering und der Schornsteinfeger; der erstere mußte trotz seines großen Bartes die Thysbe agieren und dem Schornsteinfeger — der aussah „als wäre er des Teuffels Stieffbruder gewesen“ — wurde der Pyramus zuerteilt, weil niemand in der Gesellschaft „so betrübet außsehen könte, als der Schornsteinfeger“.

Die Aufführung vor dem Hofe wurde durch das Auftreten der Spielleute jener Handwerkerkomödianten eingeleitet; es waren dies sechs Maultrompeter, ein Stockgeigenspieler und ein verstimmter Leiermann, welche eine so liebliche Introduktion machten, „daß auch die Hunde dafür erschracken und für Furcht lustig mit heuleten, welches ein grosses Gelächter verursachete.“ Darauf erschien Ambrosius als Engel zu dem Prolog; er trug seine gewöhnliche Kleidung, nur ein paar Gänseflügel zierten diesmal den alten abgeschabten Mantel und das Haupt eine Krone von gelbem Papier. In der einen Hand trug er anstatt des Szepters einen großen Prügel, in der anderen Hand das schmierige Buch — damit ihm nichts Menschliches begegnen könne. Nach einigen Bücklingen gegen die Zuschauer und verschiedenen Mätzchen begann Ambrosius, das Buch nicht aus den Augen lassend, die Einleitung mit etwa folgenden Versen:

Gott grüsse euch Herrn alle zusammen,
Die ihr hier seyd zusammen kommen,
Ein schönes Spiel zu schauen an,
Das ein gar hochgelahrter Mann,

Euch wil fürstellen jetzt allein,
Von Pyramus und Thysbe fein,
Die sich so schrecklich sehr geliebet,
Daß sie der Tod auch hat betrübet,
Und haben sich selbst umgebracht,
Hierauff nun gebet fleissig acht.

Hieran schloß sich der Auftritt zwischen dem Pickelhering-Thysbe und dem Schornsteinfeger-Pyramus. Pickelhering trippelte in schönen Frauenkleidern und rotem Vollbarte so zierlich herein, machte so verliebte Geberden und sprach so zimperlich, wie „ein Mägdlein von zehen Jahren". Nach einer übertrieben zärtlichen Liebesszene nahmen Pyramus und Thysbe einen herzlichen Abschied mit unzähligen Küssen und mit der Verabredung eines neuen Stelldichein an dem wohlbekannten Brunnen. Im folgenden Auftritte stellte sich der Seiltänzer als Mond auf mit einer Fleischgabel, an welcher eine große Laterne mit einigen angezündeten Lichtern aufgehängt wurde. Danach brachten zwei Männer einen Kübel mit Wasser getragen, den sie als den ausgehauenen Brunnen vorstellten, während zwei andere ein mit einigen Strichen bezeichnetes Stück Pappe herbeischleppten, welches die Mauer bilden sollte. Die beiden Mauerträger knieten hinter derselben nieder, um sie festzuhalten und eröffneten eine Unterhaltung mit dem mondsüchtigen Seiltänzer über ihre theatralische Wirksamkeit. Hierauf betrat Thysbe wieder den Schauplatz und begann mit kläglichem Gesange:

Wo bleibst Du lieber Pyramus mein,
Ohn Dich kann ich nicht fröhlich seyn,
Bey diesem klaren Mondenschein,
Ach komme doch bald und küsse mich fein.

An der Fortsetzung dieser Verse wurde Thysbe durch den Auftritt des Besenbinders verhindert, der mit fürchterlichem Brüllen auf Händen und Füßen hereinkroch und dazwischen rief: „Ich bin die Löwin, ich bin die Löwin!" Um das bestialische Aussehen

des Besenbinders zu erhöhen und ihn einem Löwen möglichst ähnlich zu machen, hatte man demselben vier oder fünf Schaffelle um den Leib gebunden und zur Verstärkung der komischen Wirkung darunter drei junge Katzen und einen Topf mit Blut mitgegeben. Während nun Thysbe-Pickelhering mit eiligen Schritten unter Zurücklassung ihres Mantels entflohen war, wälzte sich die brüllende Löwin auf den Mantel und repräsentierte durch ihre Katzen in realistischer Darstellung die Geburt junger Löwen, warf dann den entleerten Topf unter die Zuschauer in Stücke und empfahl sich dem Publikum unter Mitnahme ihrer Jungen mit den Worten: „Nun habe ich meine jungen Löwen gebohren!" Nach diesem äußerst possenhaften Aufzuge erschien Pyramus, der Schornsteinfeger, mit einem derben Knüppel und folgenden lieblichen Versen:

Nun Glück, wirst Du mir lassen kommen,
Die ich hab in mein Hertz genommen,
Die allerschönste Thysbe mein,
Die wil ich küssen hübsch und fein.
Was aber sehe ich für mir liegen,
Da solt ich wol bald Furcht von kriegen,
Ich sehe es ja ohn alle List,
Daß diß der Thisbe Mantel ist.
Ach! ach ein Löw hat sie zerrissen,
Jetzt muß ich mich vor Angst —
Der Löw hat sie hinweg getragen,
Ach könt ich diesem Schelm nachjagen!
Nein sie ist tod, ich wil nicht leben,
Jetzt wil ich meinen Geist auffgeben.

Mit diesen Worten riß Pyramus sein Wams auf, nahm seinen Stock und tötete sich mit einigen Schlägen vor die Brust. Als nun bald darauf die schöne Thysbe zurückkehrte, um ihren Pyramus zu suchen, und ihn tot am Boden fand, warf sie sich mit den kläglichen Versen über ihn:

Ach Pyramus nun ists geschehn,
Muß ich Dich tod, tod, tod jetzt sehn?
Ach Pyramus Du treues Hertz,
Was fühle ich einen grossen Schmertz,
Ich kann für Heulen nicht mehr singen,
Ich wil mich auch ums Leben bringen,
Das Schwerd, das Dir Dein Hertz durchstossen,
Sol mich auch tödten gleicher Massen.

Hiermit ergriff sie den Stock des Pyramus, versetzte sich einige Stöße in den Rücken und war ebenso tot als Pyramus. Im Niederfallen rief Thysbe jämmerlich: „Ach, nun bin ich tod." Pyramus entgegnete: „Fürwar, ich bin nicht tod!" Thysbe flüsterte: „Ach, mein liebster Pyramus, ich bin ja so tod als Du bist." Pyramus sandt darauf als Echo zurück: „Ach mein hertzliebste Thysbe, ich bin ja so tod als Du bist."

Den Beschluß machte ein Geistertanz sämtlicher Agenten in weißen Hemden, und selbst an diesen delikaten Kleidungsstücken wußte sich die niedrige Komik der englischen Schauspieler noch in einigen sehr derben Späßen bemerkbar zu machen. Mit schmutzigen Leuchtern in den Händen tanzten die Handwerker nach der Trommel um die beiden Toten herum, wobei sie denn auch den Mond mit sich fortrissen. Im Tanzeifer ließ der Seiltänzer aber die schwere Fleischgabel fallen, verwundete dadurch einige Hofherren und brachte somit wieder eine allgemeine Prügelei zustande, welche damals zu den beliebtesten Schlußeffekten zählte.

Obgleich Rist diese Aufführung nach seiner Erinnerung aus der Jugendzeit erzählt, wahrscheinlich Probe und Vorstellung durch einander und die Handlung und die angeführten Verse nur annähernd aus dem Gedächtnisse wiedergibt, lassen sich dennoch die Beziehungen zu Shakespeares Sommernachtstraum nicht verkennen, ebensowenig kann jedoch auch behauptet werden, daß die

Engländer hier wirklich eine extemporierte Vorführung der Shakespeareschen Dichtung geboten hätten.[1]

Über die Namen der Mitglieder und das Jahr der Aufführung des obigen Spieles giebt Rist keine näheren Andeutungen; er bemerkt nur, daß die Gesellschaft hier regen Zuspruch und Beifall gefunden und läßt aus seiner Schilderung erkennen, daß dieselbe aus etwa dreißig Personen bestanden haben muß. Wahrscheinlich gaben die Engländer ihre Vorstellungen hier während des dreißigjährigen Krieges, da Hamburg von den Schrecken desselben nur wenig in Mitleidenschaft gezogen wurde. Vielleicht bezieht sich auf dieselbe Gesellschaft und dieselbe Zeit auch noch eine andere Anekdote, worin Rist berichtet (Die Aller-Edelste Belustigung S. 132 f.), daß er ebenfalls in seiner Jugend Engländer, „in einer großen Volck-

[1] Eine ausführlichere Bearbeitung der Shakespeareschen Handwerkerszene erschien um 1640 in England im Druck als „Botton the Weaver“ von R. Cox. Diese englische Posse sollte, nach Tieck, auch der Komödie von Peter Squenz des nürnberger Mathematikers Daniel Schwenter zu Grunde liegen, welche in Altdorf bei Nürnberg aufgeführt worden ist; da jedoch Schwenter bereits 1636 gestorben, so ist es viel wahrscheinlicher, daß ihn eine ähnliche Aufführung einer Wandertruppe — vielleicht derselben Gesellschaft, welche Rist in Hamburg gesehen — dazu anregte, die nürnberger Handwerkerspiele zu parodieren. In Dresden spielten im Jahre 1660 Engländer vor dem Hofe ebenfalls ein Possenspiel von „Pyramus und Thysbe“. Nach Schwenter verfaßte Andreas Gryphius 1657 sein „Schimpff-Spiel“: Absurda comica. Oder Herr Peter Squentz. Dieses Stück hat große Ähnlichkeit mit der von Rist geschilderten Darstellung, wie denn auch hier der Peter Squentz ein „Seichtgelehrter Dorff-Schulmeister“ ist und auch der Brunnen erscheint. Dieser Peter Squentz gehörte auch zu dem Repertoire der Veltheimischen Truppe. Hiernach verfertigte wiederum Christian Weise seine „Parodie eines neuen Peter Squenzens von lauter Absurdis comicis“, welche 1682 im zittauer Gymnasium zur Aufführung kam und in selbständiger, derb-komischer Weise eine Vorstellung von Tobias und der Schwalbe durch Handwerker vorführte. Im Jahre 1740 brachten niederländische Komödianten in Hamburg auch Gramsbergens holländische Parodie „Piramus en Thisbe of de bedrooge Hartog van Pierlepon“, die dem Stücke von Gryphius sehr ähnlich, zur Aufführung.

reichen Stadt" sah, als „ein großer und hertzhaffter Potentat, mit welchem die stadt nicht gar zu wol stund", bei derselben sein Kriegslager aufgeschlagen hatte, um einen andern Feldherrn in Furcht zu halten. Die erwähnte Gesellschaft lockte in ihr „Comödien-Hauß" ebenfalls ein zahlreiches Publikum, sowohl von Bürgern der Stadt, als auch von Soldaten und Offizieren des Lagers. Den größten Beifall erwarben sich auch diese vornehmlich durch ihre vortreffliche Kunst mit Humor und Satire zu extemporieren, wie Rist bei der Vorstellung eines Freudenspieles „von einem Könge, der seinen Sohn, den Printzen mit des Königs von Schottland Tochter wolte verheyrahten"[1] rühmend hervorhebt. Hierin geißelten sie ebenso kühn und scharf den leichtlebigen König, der vor den Thoren der Stadt lagerte, als auch die geizigen, wucherischen „Pfeffersäcke" unter den Kaufleuten in der Stadt und verstanden die verscherzte Gunst der Soldaten und Bürger dadurch wiederzugewinnen, daß sie schließlich den Spott auf sich selbst richteten und auch die Komödianten dem Gelächter preisgaben.

Die Hauptanziehungskraft auch dieser Engländer bestand eben in der niedrigen Komik und in der eigenartigen Ausbildung des Pickelherings. Ein solches Pickelheringsspiel erwähnt Rist in „Die Aller-Edelste Erfindung der Gantzen Welt" (im Vorbericht) vom Jahre 1667, welches die Possenhaftigkeit der Darstellung und die Anspruchslosigkeit der Zuschauer beweist. Pickelhering wurde darin von jemand belästigt und verfolgt; um sich seines Verfolgers zu erwehren, wird ihm angeraten sich tot zu stellen, damit man seinen Feind als Verbrecher denunzieren und demselben wenigstens

[1] Dieses Stück ist vielleicht identisch mit der Komödie „von eines Königs Sohne auß Engellandt und eines Königs Tochter auß Schottlandt", welche in der Sammlung englischer Komödien und Tragödien im Jahre 1620 erschien.

einige Ungelegenheiten bereiten könnte. Pickelhering ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein, ließ sich in ein langes Totenhemd kleiden, eine Schlafhaube aufsetzen, mit schwarzen Bändern ausstaffieren und in die Ecke des Proszeniums legen. Als nun verschiedene Bekannte vom Pickelhering vorbeikamen, wunderten sie sich, „daß der ehrliche Pickelhering so gar eigentlich und gewisse todt gestorben worden wäre.“ Der eine glaubte daran und bedauerte den Toten, worüber sich Pickelhering natürlich sehr belustigt; ein anderer zweifelte jedoch und behauptete, daß sich Pickelhering nur verstelle, da er noch vor ganz kurzer Zeit gelacht, getanzt und gesungen hätte. Pickelhering beteuerte jedoch, daß er ganz gewiß tot sei, redete sich immer mehr in Eifer, schwur und fluchte und als dies alles noch nicht helfen wollte, sprang er endlich auf, um feierlich mit Handschlag und Siegel zu geloben, daß er ganz gewiß gestorben wäre. — Daran ergötzten sich damals die Zuschauer über die Maßen und selbst der ehrwürdige Herr Pfarrer erinnerte sich mit Wohlbehagen dieses lustigen Schwankes!

Während uns Rist kein bestimmtes Jahr für die Gastspiele der Engländer mitteilt, liefert uns ein Lüneburger Spielgesuch wenigstens ein bestimmtes Datum. Am 27. November 1648 bitten „Englische Komödianten“ auf ihrer Durchreise in Lüneburg spielen zu dürfen und erwähnen dabei, daß sie bisher in Hamburg „bey 9 wochen lang agiret“, also etwa von Ende September bis November. Daß diese Gesellschaft zu den anständigeren gehörte, bewies sie durch die Erklärung, „mit keinem trommeln oder trompeten öffentlich durch die straßen“ zu laufen, sondern ihre Vorstellungen durch „angeschlagene Brieff“ bekannt zu machen und nur zu Anfang und Ende einer Komödie die Trommel zu rühren. Diese nicht näher bezeichnete Gesellschaft ist sicherlich dieselbe, welche schon 1631 und von 1649—51 „vom Norden aus“

regelmäßig zu den Oster- und Herbstmessen nach Frankfurt a. M. zog und dort „alte bekannte Comödien und Tragödien aufführte"; sie bestand aus zwanzig Personen, größtenteils aus deutschen Mitgliedern und spielte natürlich in deutscher Sprache. [1]

Während des dreißigjährigen Krieges hatten sich aber auch schon deutsche Komödiantenbanden in Hamburg eingefunden und gebildet, wie sich aus verschiedenen Berichten entnehmen läßt. Da sich die bekannte Paulsche Gesellschaft in Basel, (im August 1655), als „Hamburger Comödianten" bezeichneten, so ist es wahrscheinlich, daß dieser „Compagnie-Meister" und ein Teil seiner Mitglieder, welche größtenteils studierte, wohlerzogene, junge Leute waren, aus Hamburg stammten. Karl Andreas Paul (auch Pauls oder Paulsen) soll der Sohn eines Oberstlieutenants gewesen sein und seine Gesellschaft um 1628 gegründet haben, mit welcher er etwa vierzig Jahre Deutschland, Dänemark und die Schweiz bereiste und sich durch gute Vorstellungen geistlicher und weltlicher Komödien (auch Schäferspiele, teilweise nach Übersetzungen) auszeichnete. Er war der Vorläufer und auch das Vorbild des berühmten Veltheim und wird noch in den Jahren 1664 und 1665 in Dänemark, Braunschweig, Lüneburg und Frankfurt a. M. erwähnt.

Zu Ende des Jahres 1647 kam der Porträt- und Dekorationsmaler Andreas Gartner aus Königsberg in Preußen mit seinen „gelahrten und wolgeschikten Studenten" nach Hamburg, um auch hier seine „Traur- und Freudenspiele zum theil nach Ahrt der Italiäner", mit Bewilligung der gebietenden Obrigkeit dieser hochlöbl. Stadt", auf „offenem Schauplatze" vorzustellen. Gartner, der ein ebenso gebildeter als kunstverständiger Mann gewesen zu sein scheint, suchte sein Repertoire in den betreffenden Städten, um

[1] E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. S. 69.

die beliebtesten Stücke der dort ansässigen Dichter zu vermehren [1] und durchstöberte jedenfalls auch die Schulbuchhandlungen nach den besten Schulkomödien. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß auch Johann Rist — welcher damals schon elf Jahre Pastor in dem Flecken Wedel war — in seiner Jugend in Hamburg und anderen Orten mehrere Schauspiele verfaßt und mit großem Beifall zur Aufführung gebracht hatte, sowie auch, daß derselbe noch verschiedene Manuskripte unaufgeführter Komödien im Besitze habe. Der Prinzipal machte sich deshalb sogleich mit einigen seiner Komödianten nach Wedel, zur Wohnung des Pfarrers auf, machte daselbst die Bekanntschaft des leutseligen Mannes und bat ihn um seine Komödien. Die Komödianten fanden nun zwar freundliche Aufnahme, erhielten aber die trostlose Mitteilung, daß Rist alle seine Stücke, meist allegorische Schauspiele aus der neuesten Zeitgeschichte, mit anderen Habseligkeiten bei dem letzten feindlichen Einfalle verloren habe. Nur ein einziges „Freudenspiel" war vollständig erhalten; das überließ er den Komödianten, damit sie doch nicht ganz vergebens den weiten beschwerlichen Weg gemacht haben sollten. Dieses Lustspiel wurde auch wirklich bald darauf in Hamburg von der Gartnerschen Gesellschaft aufgeführt, unter dem Titel: Probe der beständigen Freundschaft.

Der Mangel an deutschen Schauspielen war jedoch ein viel empfindlicherer und deshalb richtete Gartner während seines hiesigen Aufenthaltes wiederholt, mündlich und schriftlich, die Bitte an Rist, ihm doch wenigstens eines seiner Schauspiele mitzuteilen. Um „dieses guhten Mannes inständiger Bitte endlich ein Genügen" zu

---

[1] In Königsberg brachte er eine Tragico-Comödia von der verliebten Schäferin Dulcimunda v. E. C. Homburg, in Danzig, später sogar wahrscheinlich ein Stück von C. v. Lohenstein, nämlich dessen Jugendarbeit Ibrahim Bassa zur Aufführung.

thun, erbot sich Rist, ihm ein ganz neues Stück zu verfertigen: so entstand im Anfange des Jahres 1647 durch Gartners Anregung, Rist's „Friedewünschendes Teutschland", welches binnen acht Tagen zu Papier gebracht worden war und auch bald darauf „sehr fleissig und nachdenklich" vorgestellt wurde.

Gartners Eifer wurde glänzend belohnt. Das allegorische Zeitbild des Wedeler Pastors erregte eine großartige Sensation in Hamburg und der Umgegend. „Viel tausend Menschen" drängten sich zu dem Schauplatze, der so überfüllt wurde, „daß einer den andern schier erdrukket hätte". Herzöge, Pfalzgrafen, Fürsten, Grafen, Freiherrn, Edelleute und andere vornehme und gelehrte Personen befanden sich unter den zahlreichen Zuschauern und natürlich auch der geistliche Verfasser, der dies alles aus eigener Anschauung berichtet. Das Stück fand eine glänzende Aufnahme in Hamburg und wurde sicher mehrmals wiederholt, da es zahlreiche Bewunderer fand und von den meisten „weit über seine Würdigkeit gelobet und erhoben" wurde. Nur ein langjähriger Gegner Rists wußte allerhand an dem Stücke auszusetzen und verbreitete durch Abschriften ein ehrenrühriges Pasquill über den Verfasser und sein neuestes Werk. Es war dies ein damals sehr bekannter und gefürchteter satirischer Schriftsteller, den Rist verblümt mit „Simei" bezeichnet und der, wie es scheint, in Hamburg lebte.

„Das friedewünschende Teutschland" ist ein vaterländisches, politisch-tendenziöses Zeitgemälde mit Gesang, Tanz und lebenden Bildern in drei „Handlungen" (deren jede in fünf „Aufzügen" zerfällt) und einem „Zwischenspiel" und sollte in symbolischer und teilweise satirischer Weise die Ursachen und Wirkungen des dreißigjährigen Krieges darlegen und das allgemeine Bedürfnis nach Frieden vergegenwärtigen.

Der Krieg wird darin als das Strafgericht Gottes für den sittlichen Verfall der Deutschen erklärt, welche sich nach dem Beispiel ihrer Fürsten der Wollust, dem Leichtsinn und der Gottlosigkeit hingegeben haben. Die innere und äußere Politik wird scharf getadelt; die allzu bereitwillige Aufnahme fremder Völker, Sprache und Gebräuche, die leichtfertige Geringschätzung altdeutscher Biederkeit und Sitte wird gegeißelt und mit patriotischer Begeisterung auf die hohe Bedeutung eines einigen Deutschlands hingewiesen.

Anstatt nun aber ins volle Menschenleben hineinzugreifen und eine dramatische Darstellung jener kulturgeschichtlichen Verhältnisse zu bieten, wählt Rist die damals allgemein beliebte „verblümte" Darstellungsweise und liefert ein allegorisches Gemälde. So erscheinen denn als Helden der Handlung nicht etwa die Personen der Geschichte, sondern Personifikationen von Gott und seinem Hofstaate: Gerechtigkeit, Liebe, Hoffnung und Friede; dann muß Merkur als ein christlicher Gottesbote und Repräsentant der Geistlichkeit neben Mars mit seinen Begleitern: Hunger, Pest, Tod und Wollust auftreten; ferner erscheint Deutschland als eine Königin und die vier berühmten deutschen Helden: König Ehrenvest (Ariovist), Herzog Hermann (Armin), Fürst Claudius Civilis, Heerführer der Niederdeutschen gegen die Römer, und der westfälische Häuptling Herzog Wedekind. Als Repräsentanten der betreffenden Nationen werden vorgeführt: Karl, ein deutscher Reiter, Anthonio, ein Spanier, Gaston, ein Franzose, und Bartholomeo, ein Kroat. Endlich agieren noch der Student Sausewind, der Feldscheerer Ratio Status, ein Hofmeister, ein Page, Diener und Dienerinnen der Königin und Engel Gottes — vier und zwanzig Rollen und zahlreiche Statisten.

Mit diesen allegorischen Figuren läßt nun Rist folgende Handlung vorgehen: Merkur führt die deutschen Helden aus den

elysäischen Gefilden — ähnlich wie in Frischlins Julius redivivus (1584) Merkur den Cäsar und Cicero — in ihr Vaterland, um Vergangenheit und Gegenwart kritisch zu vergleichen. Er bringt sie zu der leichtsinnigen, übermütigen und stolzen Königin, welche dieselben mit Geringschätzung aufnimmt, sie für Spielleute, Vierfechter, Seiltänzer oder Taschenspieler hält, sie wegen der bescheidenen Kleidung, des unhöfischen Wesens und der kernigen deutschen Sprache verspottet und sogar hinausweist; worauf Merkur (die Kirche) Gottes Zorn und Strafe androht. Aber die Königin benimmt sich sehr hochtrabend und „aufgeblasen", wie ein „ergeitziges, vermessenes, ruchloses Weib", flucht wie eine Fischfrau und gerät endlich so in Zorn, daß sie, aufgehetzt durch die Hofdame Wollust, den treuen Diener Friede, der sie beschwichtigen und warnen will, höchst eigenhändig mit Ohrfeigen zur Thür hinauswirft.

Die verblendete Königin schwelgt mit ihren Gästen in üppigen Freudenfesten und Gelagen; sie nimmt die Danaergeschenke der hinterlistigen Fremden — französischen und spanischen Wein mit Schlaftrunk, Florentiner Handschuhe mit Schlafbalsam und deutschen Käse mit Opium — arglos entgegen und wird dadurch betäubt. Vergebens hat Merkur die Königin im Schlafe gewarnt; Mars erscheint bald darauf und überfällt sie. Aber erst nach tapferer Gegenwehr unterliegt die Königin, als die falschen Freunde herbeieilen und ihr den köstlichen Talisman „Concordia" vom Halse reißen, worauf sie vollständig geplündert, arg geschmäht und gemartert wird.

Durch die falschen Freunde an den Bettelstab gebracht, wandert die Königin arm und elend umher, von Krieg, Hunger, Pest und Tod verfolgt. Vergebens fleht sie ihren grausamsten Verfolger Mars um Gnade, aber unbarmherzig richtet derselbe sein Pistol auf das elende Weib, verwundet sie jedoch nur, um sie

noch weiter zu quälen, und sendet ihr den Feldscherer Ratio Status zum Beistand. Dieser schlägt der Königin verschiedene anzügliche Arzneimittel vor und beredet dieselbe endlich, die (pillulae hypocriticae) zu nehmen, die ihr jedoch sehr schlecht bekommen und sie vollends elend machen. Nun sehnt sich die Königin nach dem verschmähten Frieden, der sich ihr prüfend nähert. Da erscheint Merkur (die Geistlichkeit) mitleidig bei der unglücklichen Königin, hält ihr erst eine gehörige Gardinenpredigt und verkündet ihr dann Hoffnung auf Gnade, wenn Erkenntnis und Besserung vorhanden. Die Königin bereut, kniet nieder und bittet Merkur und Friede um gnädige Fürsprache bei Gott. Friede meldet die Königin an und Merkur vermittelt die Versöhnung, indem er die Königin als friedewünschendes Deutschland vor Gottes Thron führt. Die Gerechtigkeit verkündet Gottes Zorn, doch die Liebe fleht um Barmherzigkeit, worauf Gott die Hoffnung sendet, welche „Teutschland nimmermehr zu Schanden" werden läßt.

Nach der zweiten Handlung folgt ein charakteristisches Zwischenspiel in drei Szenen, welches die allgemeine Begeisterung für das Militär und den Krieg, besonders aber die leichtfertige Verblendung der studierenden Jugend vorführen soll, wobei auch einige Lokalanspielungen eingeflochten sind. Der leichtlebige, eingebildete und prahlerische Student Monsieur Sausewind stellt sich dem Publikum in einem längeren Monologe mit kühnster Aufschneiderei, als ein hypergelehrter Grünschnabel vor, der in allen Wissenschaften und Künsten erfahren sein will, sich für einen vollendeten Sprachkenner und weit gereisten Kavalier, vortrefflichen Fechter, Schützen, Reiter, Turner, Tänzer, Spieler und unwiderstehlichen Liebhaber ausgibt und sich kühn vermißt, das perpetuum mobile, die Quadratur des Zirkels und den Stein der Weisen zu entdecken. Sausewind läßt sich von Mars durch vier verlockende

Bilder — Spielglück, Trinkfreuden, Liebesglück und Avancement — für den Soldatenstand anwerben und gebehrdet sich sofort als Verächter aller armseligen „Schulfüchserei"; sieht sich im Geist schon als Generalissimus und schämt sich jemals Latein gesprochen zu haben. Merkur überzeugt aber den treulosen Sohn der alma mater durch vier abschreckende Darstellungen — Spielleidenschaft, Völlerei, Liebesleid und Schattenseiten des Kriegslebens und führt ihn dadurch wieder zur Wissenschaft zurück.

Rists Friedewünschendes Deutschland zeigt einen wesentlichen Fortschritt des Verfassers in der Behandlung des Stoffes und läßt auch den Einfluß der Wanderkomödianten, namentlich der Engländer, deutlich erkennen. Die Ausführung des Schauspiels ist theatralischer, die Personen sind nach damaligen bescheidenen Ansprüchen bühnenwirksamer und auch etwas weniger rhetorisch geschildert, als z. B. in seinem vormals hier ebenfalls aufgeführten Schuldrama Irenaromachia. Rist huldigt dem Zeitgeschmacke und unterliegt daher dem Einflusse der sogenannten Blut- und Rachetragödien und der Singspiele. Er verwirft die Verskomödien und wendet auch hierin die Prosa an „in Ansehung der vielfaltigen Beschwerlichkeiten, welche den Schauspielern daraus erwachsen"; ebenso schwärmt er für musikalische Einlagen und sagt einmal: „denn was sind Comödien und Tragödien, wenn sie nicht von einer recht guten Musick werden begleitet!" Rists deutsche dramatische Ideale waren nach eigener Aussage besonders Opitz, Harsdörfer (namentlich dessen Gespräch-Spiele) und Candorin (der einen Schauspiele-Entwurf in fünf Teilen herausgab). In dem „Vorbericht" zu dem Friedewünschenden Deutschland legt Rist folgendes dramatisches Bekenntnis ab: „Meinem schlechten bedünken nach sind diejenigen Trauer- und Freuden-Spiele vor die annehmlichsten zu halten, welche von wolgeübten Spielern in ungebundener Rede mit unter-

gemengten beweglichen, in die Musik versetzten Liedern und Reimen den Zusehern vorgestellet werden.“ Die musikalische Vorliebe veranlaßt wohl die verschiedenen vorgeschriebenen Musikeinlagen, wie Tafel- und Schlachtmusik, Posthorn, Melodramen, Lieder, Chorgesänge und Zwischenaktsmusik. Da Rist den Schauspielern, welche „guhtes Verstandes sind“ eine so unumschränkte Freiheit der künstlerischen Darstellung gestattete, wie sie noch kein anderer Dichter eingeräumt hat, so ist es natürlich, daß er insbesondere die Aufführung ins Auge faßte. Er richtete deshalb dies Ausstattungsstück für die dekorative Bühne (nach älterer italienischer Manier mit großem äußeren und inneren Schauplatz) ein und berücksichtigte die Anwendung von Dekorationen, Kostümen, allerhand Knalleffekten, Aufzüge und Apotheosen. Im zweiten Akte tritt z. B. Mars auf unter Trommelwirbel, Trompetenschall, Büchsen- und Pistolenschüssen, „hat das Maul voller Rauches vom Taback, welchen er stark herauß bläset,“ trägt einen blutigen Degen in der Hand und redet mit „brüllender“ Stimme. Im dritten Akte soll Mars in feierlichem Aufzuge, auf einem Triumphwagen mit geraubten Kronen, Szeptern, Waffen, Schlössern, Türmen und anderen Schätzen erscheinen. Die letzte Szene, welche im inneren Schauplatze spielte, stellte den Himmel dar. Gott sitzt auf einem Throne im glanzvollsten Lichte „so schön und prächtig man solches mit Faklen und Feuerspiegelen zwischen denen Wolcken immer kan abbilden;“ um ihn herum sind die Engel mit musikalischen Instrumenten gruppiert. Die Gerechtigkeit wird mit Feuerpfeilen, Raketen und anderen Feuerwerkskörpern angekündigt. In bezug auf die Kostüme wurde damals hier sogar schon „gemeiningert“. Nicht nur, daß die Götter in den antiken Gewändern mit den bekannten Emblemen erschienen, sondern für die altdeutschen Helden wurden sogar ebenfalls die historischen Gewänder, nach der Angabe

des „hochgelehrten P. Klüverij“ in dessen „altem Teutschland“ vorgeschrieben.

Gartner hatte jedenfalls mit diesem Stücke einen Haupttreffer gemacht und erzielte dadurch reichen Beifall und bedeutende Einnahme; deshalb faßte er auch den Entschluß, bald wieder nach Hamburg zu kommen, blieb mit Rist noch jahrelang in Korrespondenz und veranlaßte dadurch, daß derselbe auch noch ein zweites Stück für ihn verfaßte: Das Friedejauchzende Deutschland. Aus unbekannten Gründen kehrte Gartner jedoch nicht wieder nach Hamburg zurück und konnte daher auch das Stück nicht zur Aufführung bringen.

Wie sehr aber Rists friedewünschendes Deutschland dem Zeitgeschmacke entsprach, läßt sich daraus erkennen, daß dasselbe nicht nur von der Gartnerschen Gesellschaft, sondern auch von andern Truppen in Hamburg und an verschiedenen Orten noch in späterer Zeit wiederholt aufgeführt wurde und mehrere Auflagen erlebte.[1]

Nach dem Kriege erschienen auch in Hamburg häufiger verschiedene Komödiantenbanden und das Dunkel der Theatergeschichte beginnt sich auch hier allmählich zu lichten. Besonders wurden

[1] Das Stück erschien schon 1647 (?) und zwar mit einer Widmung (datiert vom 8. Oktober 1647 zu Wedel) an die fruchtbringende Gesellschaft — deren Mitglied der Verfasser als der „Rüstige“ in letzterem Jahre geworden war; 1648 erschien eine zweite, 1649 eine dritte Auflage (in Hamburg bei H. Werners sel. Wwe.), endlich auch noch 1673; Neudrucke erschienen 1806 und 1864. — Aufführungen des Schauspiels fanden um 1649 wahrscheinlich auch in Frankfurt a. M. statt und zwar von den erwähnten Engländern, welche im vorhergehenden Jahre in Hamburg agierten (vergl. E. Mentzel a. a. O. S. 69). In Hamburg übte das Stück noch im vorigen Jahrhundert seine Zugkraft aus und wurde hier am 9. Nov. 1703 (?) von den „königlich polnis. und churfürstlich sächsischen Hof-Komödianten unter Leitung der Ww. Katharina Elisabeth Veltheim vorgestellt.

auch hier die Oster- und Herbstmessen von den Komödianten und Puppenspielern besucht. Der älteste Schauplatz für die theatralischen Darstellungen war besonders der große Neumarkt, wo die Schaubuden vor den Häusern der Nordseite aufgepflanzt waren. Außerdem wurde auch auf der Diele von Gast- und Privathäusern, von Herbergen und Scheunen gespielt.[1] Trotzdem wurden damals diese Budenschauspiele auch von wohlhabenden und angesehenen Bürgern besucht; Mattheson berichtet sogar in seinem musikalischen Patrioten, daß er noch zu seiner Zeit oft eine Menge von Kutschen vor diesen Marktbuden hat halten sehen; zu den Zuschauern zählten sowohl ehrbare Männer, als Frauen und Jungfrauen. Wie an anderen Orten bedurften auch hier die Komödianten einer Spielerlaubnis, welche dem präsidierenden Bürgermeister eingereicht und von diesem den Oberalten vorgelegt werden mußte. Für die Erlaubnis mußte eine gewisse Abgabe als Schutz und Schirmgeld oder als Armensteuer auf der sogenannten Herrendiele erlegt werden. Bei den besseren Gesellschaften erschien hier ebenfalls der Senat zu der sogenannten Ratskomödie und machte den Komödianten dafür ein ansehnliches Geschenk. An Sonn- und Festtagen, in den Fasten und im Advent durfte auch hier nicht gespielt werden. Die Dauer der Vorstellung war damals in der

[1] Nach Schütze (a. a. O. S. 32 f.) fanden im 17. Jahrh. auch Vorstellungen in einer großen Bude in der „kleinen oder kurzen Fuhlentwiete“ (jener schmalen, krummen und damals noch sehr holprigen Gasse in der Neustadt) und in dem Gasthof zum Hof von Holland in der „großen oder langen Fuhlentwiete“, gegenüber von der kleinen Bleichen, statt, welche Orte bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch als Zufluchtsstätte für die dramatische Muse dienten; ferner wurde auch in einer Bude auf dem Hofe der Wirtschaft zu den beiden wilden Männern, auf dem großen Neumarkt (hinter der Hauptwache) gespielt. Endlich wird es auch auf den übrigen Marktplätzen, dem Pferdemarkt, Scharmarkt u. s. w. nicht an theatralischen Schaubuden gefehlt haben.

Regel von 4 bis 7 Uhr nachmittags. Die **Eintrittspreise** waren teilweise nach Belieben; im Herbste 1649 nahm eine Gesellschaft von den Personen „so da sitzen wollen“ vierzehn Schillinge und trotzdem muß der Zuspruch bedeutend gewesen sein, denn in dem betreffenden Ratsprotokolle, welches diese Mitteilung enthält, wird darüber geklagt, „es sein gar zu viel!“ In dem Protokolle wird auch übel bemerkt, daß dieser Bande keine Armenabgabe abgefordert und die Oberalten nicht bei Erteilung der Konzession zu Rate gezogen worden wären.

Nach **Gartner** (Ende 1646 bis Anfang 1647) und den **Englischen Komödianten** (im Herbst 1648) wird zunächst in dem Ratsprotokolle vom 31. Oktober 1649 wieder die Anwesenheit einer Schauspielgesellschaft im Herbste desselben Jahres erwähnt, vielleicht dieselben Engländer oder die Paulsche Bande, während kurz vorher zwei andre Truppen, darunter eine Brüsseler, abgewiesen worden waren. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts machte hier besonders eine Truppe **niederländischer Komödianten** unter Leitung von Jan **Baptista**[1] ein bedeutendes Aufsehen. **Rist** und andere hervorragende Männer jener Zeit waren entzückt von der Darstellung und haben den Ruhm dieser Gesellschaft erhalten. Rist berichtet in der allerebelsten Belustigung (S. 68—128), daß die Schauspieler ihre Stücke so vortrefflich aufführten, daß sie „von allen Kunstverständigen hoch gepriesen wurden.“

Das Repertoire bestand aus den beliebtesten Verskomödien und -Tragödien der bedeutendsten holländischen Dichter, wie Peter Hooft und Gerbrand Adriaensz Brederv; daneben wurden auch gereimte Possenspiele und andre Schauspiele aufgeführt, welche sowohl an „Kays. Königl. und Fürstl. Höfen, wie auch bey den

[1] Jan Baptist war der Name eines berühmten holländischen Rederijkers aus Brüssel († 1586).

Herren Patribus der Societaet Jesu (als welche in dieser nützlichen Uebung übertrefflich sind erfahren)" gegeben wurden.

Diese Niederländer spielten mehrmals und längere Zeit in Hamburg und Umgegend (in Hamburg 1654 [?], in Altona 1665) und „brachten Weibes-Personen bey sich, die nicht weniger zu rühmen, wie denn die Meisten ihre Person so beweglich haben gespielet, daß man ihnen beides mit Lust und Verwunderung hat müssen zusehen." Diese Niederländerinnen waren jedenfalls die ersten Berufsschauspielerinnen, welche in Hamburg auftraten.

Zu dem Ostermarkte des Jahres 1659 erschienen von Celle und Lüneburg Komödianten, welche vielleicht in herzoglich lüneburgischen Diensten standen, da sie mit besonderen Empfehlungen der Kanzler und Räte in Celle ausgestattet waren.

Im folgenden Jahre kam ein Prinzipal Christian Bockhäuser (oder Bockhausen) zu den Hamburger Märkten und spielte in einer Bude Tragödien, Komödien und Schäferspiele mit dem Pickelhering nach englischer Manier; sein Repertoire ist in den Lüneburger Akten aufbewahrt worden und bestand danach aus folgenden acht Stücken:

1. Eine Tragico-Comoedia, von der Ehelichen Liebe, wie die Eheliche Liebe recht gepfleget wirt.

2. Von der großen Untreue zweyer Römer.

3. Von der dehmutigen Esther und hochmuthigen Haman.

4. Wie England und Schottland ein Konigreich worden sei.

5. Von dem frommen Orlando, wie er durch falsches praktiziren Rasend und Unsinnig wirt.

6. Vom Römischen Kayser Julio Caesare, wie er auf dem Rathhause zu Rom erstochen wirt.

7. Vom reichen Manne und armen Lazaro.

8. Vom Verlorenen Sohn. Welche mit englischer praesentation und lieblicher Musik agiret werden, worin sich auch Pickelhering ziemlich lustig erzeiget.

Die Komödie von Esther und Haman und die vom verlorenen Sohn ist wohl der Sammlung englischer Komödien vom Jahre 1620 entnommen, während Julius Cäsar vielleicht das Shakespearesche Stück gewesen sein könnte.

Erst vom Jahre 1666 ist uns wieder ein Spielgesuch eines gewissen Adolf Andreas Pandßen erhalten, welches in Stil und Ausdrucksweise charakteristisch genug ist und deshalb hier folgen möge [1]:

Wohledle, Gestrenge, Veste, Hoch-Gelehrte, Hoch- und Wolweise, Hoch-Geehrte, gebietende Herren u. s. w,

E. WolEdl. Gestr. Herrl. u. Hoch Gel. Gsten, wollen Gnädig u. Großgünstig geruhen Sich zu erinnern, waß gestalt bey deroselben im abgewichenen Sommer, umb alda in Ihrer Welt-Weitberuhmbten Statt Hamburg Ihren Hochansehnlichen Familien u. Eingeseßenen, Einige Comedien auf öffentlichen Theatro zu presentiren in Unterthanigkeit supplicando angehalten, Allermaßen Ich solche durch sonderliche Concession, Gnade und Gunst Bey Unterschiedlichen Hohen Potentaten, Fürsten und Herren, Alß Bei Ihr Konigl. Mayst. zu Dennemark, Norwegen ꝛc. In dero Residentz Statt Copenhagen, Bey Ihr Fürstl. Durchl. zu Holstein in der Residentz Gottorff, Bey dero nunmehr in Gott seel. ruhenden Fürstl. Durchl. Christian Ludewig, Glorwürdigen Angedenken, Wie auch bey der jetzig regierenden Fürstl. Durchl. zu Mecklenburg, Bey Ihro Durchl. zu Sachßen-Lauwenburg, Auch in vielen Großen Vornehmen und Weitberuhmbten Stätten und Universitäten, alß Lübeck, Bremen, Rostock, Helmstedt, Jehn, Leipzig, Wittenberg, Straßburg, Basell, Augßburg, Bareitz, Prage, Breßlaw, Frankfortt am Main, Collen am Rhein und letzliche, in Dero Churfl. Durchl. zu Brandenburg Residentz Statt Berlin, in Zeit von Jahren Vielfältig und ohn Jactanz und uppigen Ruhm, mit sonderl. Contentement u. Vergnügen der Spectatoren. praesentirt u. offentlich gehalten.

Wan aber Ew. WolEdl. Gestrl. Herrl. Hoch Gel. Gsten, daß es damahls die Gelegenheit auß wichtigen Ursachen nicht leiden wolte, sondern wan

[1] Zuerst abgedruckt in dem Gothaischen Theaterkalender v. Jahre 1784. S. 44—46.

bey deroselben Ich nach der Zeit etwa wieder darum unterthänigst anhalten würde, mir solches nicht abgeschlagen sein sollte, Mir die Gnädige und Großgünstige Antwort geben lassen.

Alß habe bey E. WolEdl. Gestrl. Hochgebl. u. Hoch. Gsten, fretus et stipatus ista benevola Promissione Mich abermahls anmelden, u. dieselben in tiefster Unterthanigkeit und Demuth hiermit ersuchen wollen,

Dieselbe geruhen wollen, mir die Hohe Gnade u. Gunst zu erweisen u. durch ein Schriftliches Decretum Gnädig zu Vergönstigen, daß Ich daselbst in Ihrer Statt, Ihren Hochansehnlichen Familien u Eingeseßenen, sowol Geist- als Weltliche Nützliche Comedien u. Tragoedien, weil daraus zu sehen, wie die Laster gestraffet u. die Tugend Endlich belohnet werden, auff eine Gewisse Zeit auf öffentlichem Theatro praesentiren u. halten möge.

Solches werde Ich vor eine Hohe Gnade u. Gunst, welche Ich Zeit meines Lebens Rühmen u. mit Schuldig-Gehorsambsten Diensten in etwas zu verschulden Mir eußerst angelegen sein lassen werde, erkennen, Und thue hiermit Ew. Wol Edld. Gestrl. Herrl. Hoch- u. Wolgel. Gsten Ich in deß Allgütigen Gottes Gnädigster Beschirmung zu langen Glücklichen Regierung, Mich einer gnädigen Erhörung und gewierigen Decreti versichernd, getrewlichst empfehlen,

E. Woll Edl. Gestr. Herrl. Hochgel.
u. Wolweise Gsten
Unterthänigster
Ad. Andreas Pändßen,
Comoediant etc.

Hamburg d. 31. Mart.
1666 Jahres.

Welche Komödien Pandßen hier „ohn Jactanz und uppigen Ruhm“ aufführte, ist unbekannt, dagegen wird berichtet, daß er in einer Bude am großen Neumarkt unter geringem Zulauf „nicht gar lange“ agierte.

Vielleicht eignete sich auch schon eine der zuletzt erwähnten Gesellschaften Georg Greflingers dramatische Übersetzungen an, deren erste Corneilles Cid war und 1650 erschien, während zwei Jahre später eine Komödie von Lope de Vega folgte.[1] Greflinger,

[1] Greflinger, geb. um 1620 in Regensburg, hatte schon als Jüngling ein dramatisches Gedicht verfaßt, das Trauerspiel „Ferrando—Dorinde“, welches 1644 in Frankfurt a. M. gedruckt erschien. Besonders verdient hat er sich jedoch durch die erste Übersetzung einer französischen Tragödie gemacht, welche er 1650 in Hamburg, gedr. bei G. Papen, verl. bei J. Naumann, unter folgendem Titel herausgab: „Die Sinnreiche Tragi-Comoedia, genannt

der seiner Zeit als Dichter, Historiker und Übersetzer geschätzt wurde, war nach mühevollem Wanderleben 1648 nach Hamburg gekommen, wo er sich als Notar niederließ, von seinem Freunde Rist 1653 zum Dichter gekrönt und später als Celadon von der Donau in dessen Elbschwanenorden aufgenommen wurde. Um 1660 begründete er das politische Wochenblatt „Nordischer Mercurius", das er bis zu seinem Tode (um 1677) redigierte. Im Jahre 1664 erwarb er sich ein Haus an der Nordseite vom großen Neumarkte (neben dem Lüdemannschen Erbe, jetzt Nr. 19 bis 21) und das Hamburger Bürgerrecht.

Sicherlich fehlte es in der Folge bei keinem Markte, namentlich in der Nachbarschaft Greflingers, an theatralischen Schaustellungen und wenn es auch nur die hier allgemein beliebten Puppenspiele waren; doch ist aus dem Zeitraume, welcher hier in Betracht kommt, nur noch ein Wiederauftreten der Backhäuserschen Truppe im Sommer 1669 bekannt. Zwei Jahre darauf begab sich dieser Prinzipal, nachdem er bisher hauptsächlich in den Seestädten und auch an verschiedenen Höfen gespielt hatte, nach Bad Schwalbach und Frankfurt a. M. und entfernte sich damit wahrscheinlich für immer vom Hamburger Schauplatze.

Im Jahre 1678 wurde die ständige Hamburger Oper am Gänsemarkte eröffnet und auch für das Schauspiel begann zehn Jahre später mit dem Erscheinen der weltberühmten Bande des Magisters Johann Veltheim eine neue Epoche. Wenn auch

---

Cid, ist ein Streit der Ehre vnd Liebe"; 1652 erschien von ihm ebenfalls in Hamburg bei Jacob Rebenlein: „Des hochberühmten Spannischen Poeten Lope de Vega Verwirrter Hof oder König Karl." Vergl. W. v. Oettingen, Über Georg Greflinger von Regensburg, Straßburg 1882. -- Daß Greflingers Übersetzungen wirklich aufgeführt, läßt sich nicht beweisen, dagegen werden in einem Repertoire des Puppenspielers Drey in Lüneburg v. J. 1666 beide Stoffe erwähnt.

keiner der hier vorher erwähnten Vorgänger Veltheims den Ruhm dieses Prinzipals in der deutschen Theatergeschichte erreicht hat, für die Lokalgeschichte sind diese ersten Wanderkomödianten in vieler Beziehung von weit größerer Bedeutung gewesen und können sich teilweise an Erfolg, Achtung und Bedeutung mit ihrem gefeierten Nachfolger messen. Jedenfalls verdienen dieselben nicht das herbe Urteil, welches Schütze (a. a. O. S. 40) fällt, indem er behauptet, daß vor dem Auftreten der Veltheimschen Gesellschaft „nur die albernsten und abgeschmacktesten Ausstellungen der Pöbelkomödianten ohne Führer, ohne Ordnung und Sitten“ in Hamburg gewesen wären.

Die Entstehung der ältesten Hamburger Familiennamen.

Von

C. Rautenberg.

Den Behörden, wie allen wichtigere Geschäfte abschließenden Privatpersonen muß es bei Eintragung der Namen besonders darauf ankommen, die ihnen persönlich meistens unbekannten Menschen, mit denen sie zu verhandeln oder zu handeln haben, möglichst genau zu bezeichnen, damit ein Irrtum nicht stattfinden könne. Zu solcher Bestimmung bedarf es jetzt eines großen Aufwandes an Worten; die Angaben des Familiennamens mit zwei, drei, vier Vornamen, des Standes, des Geburtsortes, der Wohnung sind in den einfachsten Urkunden in unsrer Zeit fast unumgänglich notwendig. Anders war es im Mittelalter; noch um das Jahr 1250 konnte eine Eintragung in das Hamburger Stadterbebuch (liber actorum coram consulibus in resignatione hereditatum de anno 1248—1274) lauten: Edo resignavit Bernardo domum suam. Wer der Herr Edo war, wer Herr Bernhard, wird ebensowenig gesagt wie, wo das Haus lag, weil allen Beteiligten, den Behörden sowohl als dem Käufer und Verkäufer, alles genügend be-

kannt war. Durch den einfachen Taufnamen wurde der einzelne Mensch für den Kreis seiner Geschäftsfreunde, ja für alle Stadtbewohner und die Behörden hinlänglich bezeichnet.

Freilich genügte schon damals nicht in allen Fällen der Taufname allein; Bezeichnungen verschiedener Art suchen die Identität der Personen festzustellen. Während sie zunächst nur den einzelnen als Beinamen beigelegt werden und anhaften, vererben sie sich später vom Vater auf den Sohn und werden somit zu Familiennamen, die ohne Widerspruch oder selbst nur Zweifel von Geschlecht zu Geschlecht übertragen werden müssen. Wir haben nur die Wahl, welchen oder welche Vornamen wir dem durch Gesetz und Herkommen bestimmten Geschlechtsnamen unsrer Kinder vorsetzen wollen; unsre Vorfahren hatten, sobald sie in einen größeren Lebenskreis eingetreten waren, nach der leichteren Wahl der Ruf- oder Taufnamen, die Qual einen charakterisierenden Beinamen zu erfinden und zur Geltung zu bringen.

Das einzige Volk des Altertums, welches, soweit wir unterrichtet sind, ein für die gesetzlichen und privatrechtlichen Bestimmungen ausreichendes System der Namengebung entwickelt hatte, sind die Römer gewesen; aber auch sie scheinen in den Stürmen der Völkerwanderung die sichere Führung der Namen verloren zu haben. Einfache Namen genügten bei dem damals offenbar summarischen Verfahren über das Eigentum und ähnlichen Rechtsverhandlungen, und bis weit in das Mittelalter hinein unterzeichnet in allen germanischen oder romanisch-germanischen Ländern Hoch und Niedrig einfach mit dem Personennamen. Allerdings sind uns aus der Zeit vom fünften bis zum dreizehnten Jahrhundert Zunamen in großer Zahl überliefert, die jedoch einerseits meistens nur für den engsten Kreis bestimmt und maßgebend waren und andrerseits sich nicht vererbt haben. Stark

in seinem höchst anziehenden und lehrreichen Buche „Die Kosenamen der Germanen“ giebt S. 150 ff. Beispiele genug.

Die neuen Familiennamen, nicht etwa aus den alten römischen Gentilnamen wieder entstandene Namen, zeigen sich zuerst in Italien; schon 809 finden wir in Venedig den Namen Particiacus als Zunamen für vier Familienglieder: Angelus, Justinianus, Johannes und Urso und ebenso wie dort verbreitete sich der neue Brauch in allen Städten Ober-Italiens und auch in Rom, offenbar stets, sobald die steigende Bevölkerung und zunehmender rechtlich geordneter Geschäftsverkehr die größere Genauigkeit für Namensangaben notwendig machten. Dieselben Verhältnisse aber mußten auch in Deutschland dieselben Wirkungen haben; ich glaube nicht, daß man die Sitte von Italien mit italienischen Waren und Kaufmannsgebräuchen sklavisch übernommen hat. In Köln finden sich in den Jahren 1106—1200 schon 56 feststehende bürgerliche Geschlechtsnamen, darunter die in der Geschichte der Stadt berühmten, der zum Sapphir, der Weißen, Rothen, Grünen, Schwarzen, der Calf, Judenmann, Schilling und Raitz. Etwas später führt in den oberdeutschen Städten z. B. Zürich und Basel eben dasselbe Bedürfnis die Feststellung von Geschlechtsnamen herbei, und stets läßt sich nachweisen, daß die besitzenden vornehmen Bürger, die Ministerialen oder ritterbürtigen Dienstmannen der Bischöfe und die eigentlichen Patrizier, zuerst diesem Bedürfnis Rechnung getragen haben. Für den hohen Adel, der sich fast ausnahmslos nach dem ihm zur Zeit gehörigen Wohnsitz nannte, für die Geistlichen, welche der Regel nach nur ihren Titel oder ihre Würden dem Namen zusetzten, für die Handwerker, denen zunächst die Beifügung ihres Gewerkes, in kleineren Städten wenigstens, zur Unterscheidung genügte, sowie für den hörigen Bauer, der nur mit wenigen seines gleichen und seiner Herrschaft

zu thun hatte, war das Bedürfnis, Geschlechtsnamen zu führen zunächst nicht vorhanden. Mit vollem Recht aber ist für die Bürger mit Einschluß der Handwerker, die in größeren Städten mit dem Aufblühen der Macht und des Wohlstandes gleichfalls zur Annahme von Familiennamen gedrängt wurden, „das frühere oder spätere Auftreten solcher Namen als sicherer Gradmesser für die dort früher oder später eintretende bürgerliche Entwicklung" bezeichnet worden (Friedrich Becker, Die deutschen Geschlechtsnamen, ihre Entstehung und Bildung. Basel 1864).

Von diesem Gesichtspunkte aus sollen die Beinamen von Hamburgern aus jener Zeit, in der für unsre Stadt sich der Übergang der Beinamen in Geschlechtsnamen anbahnte, betrachtet und in charakteristischen Beispielen besprochen werden. Gelegentliche Seitenblicke auf unsre Nachbarstädte, für die ähnliche Arbeiten schon gemacht sind, namentlich auf Kiel und Lübeck, werden des besseren Verständnisses und des sichereren Nachweises willen nicht unterbleiben dürfen.

Auch in Hamburg sind die Geschlechtsnamen nicht in einem bestimmt begrenzten Zeitraum, sondern ganz allmählich in dem Laufe mehrerer Jahrhunderte entstanden. Der erste Anfang aber ist auch hier bedingt durch das schnelle Wachsen der Einwohnerzahl seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Nicht unbedeutende Flächen, z. B. das ganze Jacobikirchspiel, waren zur Vergrößerung der Stadt hinzugezogen und neu befestigt, um die von allen Seiten zuströmenden neuen Einwohner aufzunehmen; neue Geschäftsverbindungen waren geknüpft, neue Geschäftsordnungen für die Behörden, wie für Privatleute notwendig. Die Wirkung zeigt sich am deutlichsten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts und auf diese Zeit, besonders auf die Jahre von etwa 1250—1270, wollen wir unser Augenmerk richten.

Überblicken wir die stattlichen Reihen der Namen hamburgischer Bürger, welche uns aus jener Zeit in einzelnen Urkunden, in dem Bürgerbuch, dem Nekrologium des Domkapitels und den Stadterbebüchern erhalten sind, so wird zunächst ein Umstand zu bemerken sein, der selbst bei einer ziemlich bedeutenden Zahl von Einwohnern einer und derselben Stadt die offizielle Eintragung von Beinamen entbehrlich gemacht hat: der wirklich erstaunliche Reichtum der älteren Sprache an wohlgebildeten, sinnreichen Eigennamen, die auch in ihren zweiten Kompositionssilben, welche später durch Diminutivformen abgeschwächt und einander gleich gemacht wurden, deutlich unterschieden waren. So finden wir auf drei Seiten des Stadterbebuchs von 1248 die Namen: Wolderich, Osbern, Albert, Hezelin, Aldag, Friedrich, Hartmann, Adolf, Bernhard, Immo, Werner, Heinrich, Konrad, Willekin, Herward, Alard, Marquard, Gerold, Oltgher, Ovo, Wilrich, Wilhelm, Widzeko, Hoiko, Ulrich, Heler (Eler), Alward, und die Frauennamen: Ideke (Ida) und Gertrud; daneben die biblischen Namen Johannes, Nicolaus, Matthias und Petrus. Ähnlich wie es für dieselbe Zeit z. B. für Lübeck durch Mantels (Beiträge zur Lübisch-Hansischen Geschichte S. 80 ff.), für Kiel durch Weinhold (im Jahrbuch für die Landeskunde von Schleswig-Holstein-Lauenburg Bd. IX. S. 41 ff.) nachgewiesen ist, waren auch in Hamburg die fremden Personennamen selten; eine Ausnahme machten in allen drei Städten die Namen: Johannes, der am häufigsten von allen vorkommt, und Nicolaus, weil St. Nicolaus der Schutzpatron der Schiffer war; auch Peter kommt verhältnismäßig oft vor. Außer diesen drei finden sich an fremden Namen: Christian, Christophorus, Daniel, Georgius, Jacobus, Laurentius, Martin, Matthias, Michael, Salomo, Stephan, Thomas, Sophia, Christina, Agnes, Lisbe (Elisabeth?), Margareta. Bemerkenswert erscheint, daß in

einzelnen Fällen, z. B. neben dem Familiennamen Coto, nur biblische Namen, Johannes, Jacobus und Nicolaus im Nekrologium erscheinen. Auf das häufige Vorkommen der Namen Jordanus und Jordana, die sicher germanischen Ursprunges sind, mag die Heiligkeit des Flusses Jordan mit eingewirkt haben. Andere im Nekrologium und in den Urkunden vorkommende griechisch-römische Fremdnamen, wie Basilius, Valeria, übergehen wir, weil sie entweder örtlich oder zeitlich nicht hinlänglich bestimmt sind. Endlich möge erwähnt werden, daß auch damals nach den Helden bekannter und beliebter Romane Kinder benannt worden sind; so finden sich Tristam, Iwan (mit Weinhold = Iwein, in Kiel und Lübeck) und Floreko (vielleicht eine Diminutivform zu Flor oder Florentin?). Nach derselben Sitte möchte ich auch das Vorkommen der Namen Cay (Keye) beim holsteinischen Adel (vgl. Walther, Nd. Jahrb. 1884. S. 1 ff.) und vielleicht auch Paridom (Peredur) bei Hamburger Bürgern etwas späterer Zeit (in Lüneburg in einer Urkunde von 1270) auf Artusromane zurückführen.

Nun aber kam die Zeit, in welcher zu den ursprünglich und in ihrer inneren Natur das Wesen des Trägers bezeichnenden oder „bezeichnen sollenden", doch allmählich mehr in ihrer Form und in ihrer Bedeutung abgeschwächten Einzelnamen die Beinamen notwendig wurden. Am nächsten lag es wohl die Kinder nach ihren Eltern, Frauen nach ihren Ehemännern, Hagestolzen nach ihren schon selbständigen Brüdern oder sonstigen Verwandten zu bezeichnen, selbst Ehemänner nach den Schwiegereltern zu bestimmen. Wir betrachten zuerst die eigentlichen Patronymika, welche die Söhne oder Töchter nach den Vätern benennen. Dieses System der Namenbestimmung, welches bekanntlich bei den Griechen (in den Wörtern auf ιδης oder ις) in konsequenter, rechtlich verwendbarer Weise durchgeführt ist, hat auch bei mehreren germanischen Stämmen

einseitig und somit für die nächsten Bedürfnisse der Unterscheidung ausreichend seine Anwendung gefunden. Für Deutschland, speziell für Hamburg sind die Formen zur Bezeichnung des Verhältnisses ziemlich mannigfaltig geworden, zumal wo die lateinische Schriftsprache hinzukam. Da wird geschrieben Johannes, filius Immonis (der Sohn des Immo), oder verkürzt Willekin Herwardi, Henricus Epponis u. s. w., auch kommen Formeln vor wie: Godescalcus dictus Ratmari, Nicolaus filius dictus Bertoldi und mit genauerer Feststellung des Vaternamens: Wernerus filius Werneri ponderarii oder Henricus filius Ludolfi stekemest u. s. w.; ähnlich werden die Töchter bezeichnet, gewöhnlich mit dem einfachen Genitiv des Vaternamens filia Aldagi oder filia Sifridi lusci und so auch die Stiefsöhne z. B. privignus Wiegeri. Die deutsche Form, wie Mantels sie für Lübeck z. B. in Jacoppessone, Hermannessone, Wulfsone u. öft. nachweist, erscheint im Stadterbebuch von 1248 in einem sehr instruktiven Falle: Heinricus dictus Bodenson heißt auch Heinricus Bodenson, Bodensun oder latinisiert Heinricus filius domini Bodhen und Heinricus Bodonis.

Das sonst zur Bildung der Vatersnamen verwendete diminutive ing (ung) ließe sich in Ibinge (Ibingi Stadterbebuch 113, 15 ist wohl Schreibfehler) oder Ibing (Lambert und Jakob) im Sinne von Sohn des Ibo (Ibe) nachweisen, wenn nicht die nasalierte Form für einfacheres Ibike, Ibiko steht, wie auch stedigus und stedingus, ledighe und ledinghe u. s. w. wechseln. Ähnlich steht es mit Roding Röding, d. i. Sohn des Rodo, Rode und mit Scerping. Ob im Namen vetting (Marquard und Gotschalk) eine patronymische Bildung vorliegt, wage ich nicht zu entscheiden; bemerkenswert ist, daß er auch ohne einen alten Rufnamen vorkommt (Marcwardus, gener Fettingi).

An die eigentlichen Patronymika schließen sich die als Zunamen verwendeten Rufnamen an, die meistens wohl durch Wegfall

der Endungen zu Geschlechtsnamen geworden sind; in einigen Fällen sind es wirkliche Beinamen gewesen z. B. erwähnt Grimm (Kl. Schr. 2,352) von 1286 einen Henricus dictus Wielant, von 1296 einen ebenso benannten Herbord, von 1390 einen Hainzen den Hiltprant, also Namen aus der Heldensage, denen ein Lotzo dictus Nybelunc von 1320 sich wohl anschließen läßt.

Welche Ausdehnung die patronymische Namenbildung gehabt haben muß, wird jedem klar werden, der nur in dem Adreßbuche einer holsteinischen Stadt, die auf i (Genitiv der latinisierten Formen) oder lieber die noch auf s (Genitiv deutscher Bildung) und auf sen oder son ausgehenden, aus Rufnamen gebildeten Geschlechtsnamen überblicken will. Aus dem Namen Christian z. B. entstehen: Christiani, Christians, Christiansen, Christensen; Kirsten, Kürsten, Kersten, Kerstens, Kerstensen; Carsten oder Karsten, Carstens, Carstensen und dabei sind noch die Dialektentstellung und volkstymologischen Änderungen wie: Kirschten, Kirschstein, Kirstein, Karstein u.s.w. übergangen. Bemerkenswert ist, daß die Ableitungen von den früher erwähnten, ältesten Fremdnamen: Christian, Johannes, Jacob, Peter, Paul, Nicolaus, Thomas am häufigsten vorkommen.

Manche Kinder sind nach der Mutter benannt; damit ist nicht etwa ihrer Geburt ein Makel angeheftet; im Gegenteil soll in solchen Fällen mit Stolz die vornehme Stellung der Mutter zu Ehren gebracht werden; wenigstens ist in der weitaus größeren Zahl der Fälle der Ehrentitel domina dem Eigennamen vorgesetzt z. B. Nicolaus filius domine(ae) Nanne oder Nicolaus domine(ae) Nanne oder einfacher Vredeburgis filius; auch hier entspricht einem Willikinus dominae Hilleke ein deutsches Hillekenson (Lübeck).

Ebenso erklärlich, nur uns nicht recht geläufig ist, die Sitte den jüngeren Bruder oder die Schwester nach einem älteren, wohlbekannten Bruder zu benennen z. B. Haroldus frater Walchari,

soror domini Folpert; die verwitwete Mutter nach dem in Amt und Würde stehenden Sohn, z. B. mater Petri; den Schwiegersohn nach dem Schwiegervater, z. B. Bernardus gener Georgii. Recht auffallend aber ist die Unbestimmtheit der Bezeichnung, wenn ein Gottschalk nur als „Verwandter des Beyo", ein Wernike als „Verwandter des Schmiedes Werner" (cognatus Wernheri fabri) genannt wird. Von Eheleuten endlich ist gewöhnlich die Frau als Gattin oder Witwe des Mannes bezeichnet, z. B. Tybecca uxor Walchardi, Conradus et sua legitima (Ehefrau) Modeka, Thibbecca Walchardi, domina Greta relicta domini Georgii advocati; ausnahmsweise wird auch der Mann nach der gewiß in solchen Fällen sehr vornehmen und distinguierten Frau, wie: Fredericus maritus Germodis oder Petrus maritus domine Sophie von andern Männern seines Namens unterschieden.

Daß die Patronymika nicht früh zu Geschlechtsnamen geworden sind, liegt in ihrer Entstehung begründet; gewöhnlich wechseln die Namen in den stammhaltenden Zweigen der Familien so ab, daß der Enkel stets wieder den Namen des Großvaters führte. Hieß z. B. der Großvater Clas Petersen, so hieß der Sohn Peter Classen, der Enkel Clas Petersen. Vorausgesetzt, daß die Stellung und Interpunktion in der Urkunde 628 des Hamburger Urkundenbuches richtig ist, würden wir in der Bezeichnung Conradus Parvi, Theodorici filius, d. i. Conrad Lütken, des Dietrich (Lütke) Sohn, den ersten Fall der Verwendung eines patronymischem Genitivs von einem zu dem bekannten Geschlechtsnamen Lütken (Lütgen, Lütjen) gewordenen Beinamen Lütke (parvus) konstatieren können. Es soll jedoch durchaus nicht behauptet werden, daß alle, Lütken, Lütgen, Lütjen, Lütkens rc. lautenden Namen von luttik klein kämen; wie Andresen (Concurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen S. 65) hervorhebt, kann auch der alte Name Liudiko, Ludeco darin enthalten sein.

Eine zweite Gruppe bilden diejenigen Beinamen, welche von der Wohnung oder dem Herkunftsort genommen sind. Es ist einleuchtend, daß diese am leichtesten und frühesten zu Familiennamen geworden sind. So kommt neben einem Albertus de ponte molendinario oder de Molenbrugge schon 1262 ein Johannes Molenbruge vor: ein entscheidender Schritt, der die Ableitung des Beinamens verwischt und ihn dauernd machen kann, selbst wenn der Johannes sein Haus an der Mühlenbrücke verläßt, ist dadurch geschehen. Ein deutliches Beispiel der Vererbung ist in der Familie vom Berge nachzuweisen. Im Jahre 1251 nennt sich ein Johannes Ecberti de Monte filius, 1266 heißt er Johannes de Monte; in einer Urkunde von August 24. des Jahres 1289 erscheint ein Johannes de Berghe junior und noch in demselben Jahr offenbar derselbe als Johannes de Monte. Es ist zweifellos, daß wir hier es mit Großvater, Vater und Sohn zu thun haben, daß also der Beiname, welcher am ehesten vom hamburger „Berg" gewählt sein kann, voll und richtig zum Geschlechtsnamen geworden ist.

Andere Beinamen nach Teilen oder Straßen der Stadt sind, z. B. de Rodingeresmarke, Rodegeresmarke, Rodersmarke, de Widenburg, de Clingenberg, de Nesse, de Crimun, de Twigeta (Twiete) iuxta aggerem, de novo Castro, Nienborg (Neueburg), de insula (von O, oder ist es Neuwerk?), de puteo u. a. m. Nach bestimmten Häusern ist der Name bachus Backhaus, Backhäuser und de molendino Tormöhlen gegeben, nach einem Feldstücke der Name bonecamp. Nicolaus und Ratmar busch werden wie Johannes struvewolt (vgl. Struvenhütten statt Hütten bei Barmstedt) nach der umwaldeten Wohnung, Bernhard bockester Buchheister (d. h. junge Buche, vgl. eekhester Eiche) nach einem schlanken Buchbaume in der Nähe des Hauses benannt sein, wie jetzt noch ein Wirtshaus in Eppendorf „zur Rotbuche" heißt.

Bisweilen treten solche Ortsbeinamen noch zu andern hinzu, wie z. B. in Ludolf Bulle supra ponte Trostes (Trostbrücke).

Von größerer Ausdehnung und Bedeutung sind die von dem Herkunftsorte genommenen Beinamen; auch bei ihnen erklärt es sich leicht, daß sie schnell zu Familiennamen wurden. So finden wir oft, zunächst Brüder mit demselben Beinamen bezeichnet, z. B. Johannes et Eylbernus fratres dicti de Wulfhagen, dominus Bernhardus et Conradus fratres dicti Stedingi, in Urkunden wiederholt neben einander Hartwig und Hinrich von Erteneburg und Widekin und Fredebern von Erteneburg als hamburgische Bürger. Besonders bemerkenswert ist eine Eintragung im Stadterbebuch (98,9); das sil (Abflußrinne), welches zwischen dem Hause des Herrn Ratmarus und dem Hause des Herrn Werner von Buxtehude liegt, soll für ewige Zeiten liegen bleiben und die Straße, welche dem Hause des Herrn Alardus von Buxtehude gegenüber liegt, gehört zu den drei Häusern des Ratmar und Werner von Buxtehude und seines Bruders Alardus. So bezeichnet sich auch Herr Friedrich von Erteneburg in einer Urkunde von 1255 als Fridericus Hartwici filius de Erteneburg. Es kommt für unsere Zwecke nicht darauf an, ob die Familie mit einem solchen Von-Namen ritterlich war oder geworden ist; auch für die adligen Namen gelten im wesentlichen dieselben Gesetze wie für die bürgerlichen; nur sind im ganzen die adligen Namen dieser Gruppe früher entstanden. Bei bürgerlichen Einwanderern fiel oft das „von“ weg; derselbe Mann heißt bald Johannes von Eppendorf, bald Johannes Eppendorf; und ebenso wird auch bei Hermann von Barnebeke, Heinrich von Barenfeld, Lambertus von Wulfhagen und andern das „von“ weggelassen. Ja es kommen sogar im Stadterbebuch von 1248 die Bezeichnungen Barnebeke und Barenfeld ohne Vornamen vor. Ist das einerseits ein Beweis dafür, wie fest schon der Beiname

an der Person haftete, so ist andrerseits daraus ersichtlich, wie klein noch der Kreis der Geschäftstreibenden sein mußte, wenn selbst bei offiziellen Akten eine so ungenaue Eintragung genügte. Als eine von den übrigen abweichende Form ist zu erwähnen der Vermerk: Hermannus dictus ut Nordinc (Norden in Hannover?).

Von großem Interesse aber sind diese Namen besonders deshalb, weil sie uns nachweisen, woher die neuen Bewohner des aufblühenden Hamburgs gekommen sind. In manchen Fällen, da es meistens mehrere Orte desselben Namens gibt, ist es freilich nicht mit Sicherheit festzustellen, welcher Ort gerade gemeint ist; ich glaube aber ziemlich sicher gegangen zu sein, wenn ich immer die uns zunächst liegenden Orte aus Holstein und den Elbmarschen bevorzugt habe; denn der größte Teil der Einwanderer ist eben dorther gekommen. Es möge eine Übersicht folgen, die jedoch nicht etwa den Anspruch auf Vollständigkeit macht, da namentlich die ganz unsicheren oder mir unbekannten Ortsnamen ausgeschlossen und mit wenigen Ausnahmen nur die Namen aus dem Stadterbebuch von 1248—1268 berücksichtigt sind.

Wenden wir uns zunächst nach dem Nordwesten. Es werden genannt Einwanderer aus Bahrenfeld, Eidelstedt, Tangstedt, Lemsole, Wedel, Hetlingen bei Ütersen, Haselau, Wulfhagen in Ütersen, Herzhorn oder Bole, Offenseth bei Barmstedt, Crempe, Elskopp, Wilster, Draage bei Itzehoe, Meldorf; auch kommen allgemeiner gehalten Beinamen wie de Thitmarsia, Thitmarsus vor. Aus dem Nordosten können wir Tungendorf und Buchwald bei Neumünster, Kiel, Lütjenburg, Meeschendorf und Teschendorf bei Oldenburg, Grube, Neukirchen, Eutin, Travemünde, Lübeck anführen. Folgen wir dem Lauf der Alster, so finden wir die Orte: Eppendorf, Hummelsbüttel, Wilstedt, Stegen, Ohlstedt (?), Bünningstedt, Rügelsberg oder Rokesberg bei Volksdorf, Sasel, Oldenfelde bei

Rahlstedt, Borstel (?), Barmbeck, aus denen allen den Beinamen nach Leute in die Stadt gekommen sind; im Osten endlich Grönwohld, Witzhave, Grove, Grabow, Anker, Gülzow, Dassendorf, Boizenburg und Bergedorf. Weiter von Osten her sind Einwanderer aus Schwerin, Blücher und Dömitz zu nennen, außerdem vier Leute, welche den Beinamen der Slave, slavus, führen.

Nach Orten unsrer Marschen haben ihren Namen Heinrich, Reder und Matthias de Bilna; Abelo, Albert, Tedolf, Hartwig, Hermann von Urenflet (Moorfleth); Hermann de Gamma, Anno de Ossenwerthere; vielleicht auch Nicolaus de Sanden (Sandowe) und Wolter de Mersen (Alten Mersch), nach Orten auf dem Gorrieswerder. Von entlegeneren Ortsnamen sind zu nennen: Pyritz, Brandenburg, Magdeburg, Halberstadt, Osterburg, Osterwik bei Halberstadt, Wittenberg, Meißen, Goslar, Braunschweig, Minden, Münden, Höxter, Cöln; anzuschließen sind die Volksnamen Westfal und Hasso (Hesse) und das hessische Helmwardeshusen. In Hannover finden wir, mit dem Elbgebiet beginnend: Salzwedel, Lüchow, Hitzacker, Lüneburg, Artlenburg (Erteneburg), Drenhusen (de tribus domibus), Harburg, Hittfeld, Darsdorf, Buxtehude, Stade; Finkenwerder und zahlreiche Namen aus dem Altenlande (auch de Oldenlande), Estebrügge (Eschede), Sösfleth (Zesterisvlet), Jork, Borstel (?), Twielenfleth; dann Freiburg, Cadenberge, Bederkesa, die Landschaften Kehdingen, Hadeln (Hadeleria), Wursten, (Wortsatia), und Wangen. Außerdem nennen wir Wittingen im Amte Isenhagen, Hollenstedt im Amte Tostedt, Wunstorf, Holtrup bei Hoya, Heslingen im Amte Zeven, Stoveren im Amte Lingen. Bremen ist sehr häufig in Beinamen vertreten, ebenso Stedingen; auch aus Line und Jever in Oldenburg sind Einwanderer gekommen. Weiter führen 9 verschiedene Leute den Beinamen Friso (Frese), und auch die Form mancher Rufnamen beweist friesischen Ursprung. Für

holländische Abstammung sprechen die Bezeichnungen de Groninghe (oft), de Harlingen, de Campo (Campen), de Zwolle, de Trajecto (Utrecht oder aber Mastricht), de Arnheim, de Drente. Henricus de Landen könnte aus dem belgischen bei Lüttich gelegenen Orte stammen und der Beiname Flamingus, aus dem sich Flemming entwickelt hat, weist auf Flandern hin.

Zu erwähnen endlich ist, daß im Stadterbebuch auch ein Nortmannus vorkommt, im Nekrologium Petrus und Truliz Danus; sehr zweifelhaft ist es, ob Wilhelmus rusche von Rußland den Namen trägt. Daß Johannes Franzoiser aus Frankreich stammt, ist wohl denkbar, zumal da auch in Hamburg, Lübeck und Kiel der Beiname gallicus, den bei uns ein Gerardus führt, sich findet; doch wäre es auch vielleicht (?) möglich, daß wir in gallicus eine Nachbildung von henneke Hähnchen, haben.

Eine ziemlich bedeutende Anzahl dieser geographischen Beinamen hat sich zu Geschlechtsnamen ausgebildet, meistens in der vorher angegebenen und belegten Weise dadurch, daß das „von" weggelassen wurde; einige wenige, wie z. B. bei Meißner, Bremer, ein „er" angesetzt wurde. Die Zeit, in der das „von" wegfiel, ist nach einer Zusammenstellung Förstemanns (Programm S. 11) recht deutlich: von 27 Mitgliedern des Rates zu Nordhausen haben im Jahre 1385 noch 13 als Beinamen einen Ortsnamen mit „von", 1401 noch 7, 1421 nur 2, 1475 nur noch einer, endlich 1484 keiner, obgleich damals nicht weniger als sieben einen Ortsnamen als Familiennamen führten. Von Einfluß wird wohl gewesen sein, daß der Adel das „von" mehr und mehr als sein Kennzeichen und Sonderrecht hinstellte und der Bürgerstolz nichts mit dem Adel gemein haben wollte. Für Hamburg ist die für diese Wandlung entscheidende Zeit ebenfalls die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts gewesen.

Sehr zahlreich ist die Gruppe der Namen, die von der Beschäftigung, dem Gewerbe, dem Stande ꝛc. herrühren; erklärlich ist das, „weil ja gerade die Beschäftigung eins der Hauptmerkmale ist, wodurch sich ein Jan vom andern Jan unterscheidet" (Lübben, Jahrbuch für Niederd. Sprachforschung VI, 146). Wie notwendig in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts solche Unterscheidung war, sieht man aus einer Eintragung in das Stadterbebuch (89, 19): quidam Bennike fideiussit pro eo, ein gewisser Bennike (Benecke) sagte für ihn gut, mit dem nachträglichen Zusatz: carpentarius, der Zimmermann. Gewöhnlich sind die Bezeichnungen nach den Gewerben einfach den Eigennamen beigefügt, bisweilen mit einem dictus, der sogenannte; daß aber durch solchen Zusatz wirklich gesagt sein soll, daß der Gattungsname in einen Eigennamen übergegangen ist, ist nicht erwiesen und in einigen Fällen sehr unwahrscheinlich. Die ganze große Reihe dieser Gruppe aufzuführen, würde zu weit führen; es ist auch überflüssig, da jeder die jetzt noch bestehenden Gewerbe in Namen, wie Schmidt, Müller, Gerber, Zimmermann, Weber, Schneider, Schuster, Brauer, Bäcker, Fischer, Fuhrmann u. s. w. leicht erkennt. Nur einige Namen von Beschäftigungen, die überhaupt nicht mehr oder nicht unter demselben Namen existieren, und die hierher gehörigen modernen Geschlechtsnamen, die in ihrer Ableitung nicht leicht erkennbar sind, mögen besprochen werden.

Es giebt heute keine Riemenschneider, keine Schachtschneider (schachtsnider, scatsnidere) mehr, wohl aber die davon abgeleiteten Namen Riemenschneider und Riemschneider, Schachtschneider und Schattschneider; durch einen drolligen Zufall betreibt sogar ein Herr Schattschneider in Hamburg fast dasselbe Handwerk, welches seiner Familie den Namen gegeben hat; er ist Drechsler; nach der Zunftrolle von 1375 gehören aber die Drechsler (dregere) und schat-

snider zusammen; doch scheinen nach der deutschen und der lateinischen Bezeichnung (hastifices) die letzten mehr Lanzenschäfte, Schaufeln, Mulden, also nicht auf der Drehbank gefertigte Gegenstände gemacht zu haben. Ähnlich sind auch die Familien Pielstick, Pielsticker nach einem jetzt überhaupt nicht mehr existierenden Gewerbe, dem Pfeilspitzen, Pfeilmachen, benannt.

Wir kennen unter ihrer alten Bezeichnung in Hamburg nicht mehr die Gewerbe eines klênsmit, hotwalker, grapengetere, crudener (apothecarius), stover oder badstöver oder balneator (Besitzer einer Badestube), bunger (Trommelschläger), wohl aber die Personennamen Kleinschmidt, Hutwalker, Grapengießer, Krüdener, Stöver oder Stüver, Badstübner, Bünger; selbst veddeler und swertfeger, scherer (Tuchscherer) und wullenwever sind als Gewerbebezeichnungen ungebräuchlich, als Familiennamen Fiedeler, Schwertfeger, Scherer, Wullenweber uns geläufig. Wer denkt noch daran, daß die Stellung eines weghere (ponderarius) an der Stadtwage eine sehr wichtige war; bescheiden erinnert nur der Name Weger daran. Auch die alte Form erhält sich oft in den Eigennamen besser als in den Appellativen; im Jahre 1264 giebt es einen Tidericus clocgetere, im Adreßbuch von 1885 finden wir den Namen Klockgeter, während sonst die Form Glockengießer üblich ist. Niemand nennt heute einen Schneider einen Schröder, und doch ist dies der echt niederdeutsche Name für diese Handwerker, während Schneider zunächst mitteldeutsch ist; schroder, schrôr, schrader (lateinisch sartor) geben die Grundformen für Schröder, Schrödter, Schröer, Schrader; snider dagegen ist der Schnitter, der Bildschnitzer, der Schnittwarenhändler und selten und spät erst der Schneider. Ebensowenig wie Schröder ist das in Hamburg freilich im 13. Jahrhundert noch nicht nachweisbare Wort snitker als Handwerksname bekannt; das in Eigennamen Snitger, Schnitger etc.

erhaltene Wort ist durch die Bezeichnung Tischler verdrängt, ebenso wie der Name des ältesten Tischleramtes der kistenmaker heute nur noch als Geschlechtsname fungiert. Das in der Bedeutung Gilde- oder Amts-Vorsteher i. J. 1266 erscheinende wergmestere, werkmester existiert auch heute noch in dem Familiennamen Werkmeister.

Wenn wir in dem Stadterbebuch einen Johannes villicus finden, so haben wir wohl an einen Pächter oder Verwalter eines Gutes, einen Meier zu denken; dasselbe deutsche Wort aber kann auch Mäher (messor, von meien mähen) bedeuten. Ziemlich unkenntlich ist durch die Erhaltung der niederdeutschen Form der Name Dreyer, Dreier geworden; es ist der Dreher, der mit der Drehbank arbeitet, der Drechsler tornator dregere. Auch in Niebuhr ist die alte Bedeutung: neuer Ansiedler nie-bûr hd. Neubauer nicht mehr recht durchsichtig. Interessant ist die reiche Entwicklung der Namen, welche die Verfertiger der Schuhe bezeichnen; hier nenne ich, ohne jedoch aus Hamburger Quellen der früher bestimmten Zeit Belege zu bringen, Namen wie Schumacher, Schuster (aus Schuh-sutor = Schuhnäher), Sutor, Schubart, Schubert, in älterer Form schuworhte oder schuwerhte (von wirken) und Schumann, sämtlich mit vielen Nebenformen.

Von solchen Bezeichnungen, die als Beinamen im 13. Jahrhundert gebraucht, doch jetzt nicht als Eigennamen nachweisbar sind, hebe ich hervor die platenmakere (Harnischmacher), die palstotere (wohl die Rammer, vgl. bei Schiller-Lübben s. v. ramme: dar men pale mede stott to grunde), die lemthekere (Mauerleute, weil sie noch mit Lehm, nicht mit Kalk arbeiteten), den molter (Mälzer), den botterman und den swindriver; die einfachen Namen Stöter und Decker und hochdeutsche Formen wie Melzer, Buttermann aber kommen auch bei uns noch vor.

Ebenso wie wir bei der Gruppe der geographischen Eigennamen den Ausgangspunkt der Einwanderer erkennen konnten, können wir auch in vielen Fällen namentlich für die ältere Zeit an den Formen erkennen, ob jemand aus Norddeutschland oder Süddeutschland stammt. Unsern niederdeutschen Formen wie Bödeker, Timmermann, Dreyer, Piper, Klockgeter, Schomaker entsprechen die oberdeutschen Bötticher, Zimmermann, Drechsler, Pfeiffer, Glockengießer, Schuhmacher; doch sind die Schlüsse aus solchen Formen nicht unbedingt sicher, da leider oft der Niederdeutsche die Muttersprache verachtend seinen Namen verhochdeutscht hat.

Merkwürdig sind die von hohen Würdenträgern abgeleiteten Beinamen, die freilich in ältester Zeit in Hamburg nicht vorkommen, wie Kaiser, König, Fürst, Bischof, Herzog u. dgl. Ob sie nur aus Spott gegeben, ob oft nicht etwa damit ein Dienstverhältnis bei solchen Herren bezeichnet werden sollte, ist nicht klar. Ähnlich sind die Bezeichnungen pape (papeken) Pape und Ritter (riddere, miles). Daß Pape nicht Berufsname ist, ergibt sich z. B. aus einer von Koppmann in den Anmerkungen zu Nekrologium cap. Hamb. S. 54 gegebenen Notiz, nach der 1295 ein Johannes dictus Pape thelonearius (Zöllner) genannt wird. Wegen der modernen Namen erscheint auch beachtenswert, daß sich die lateinischen Namen neben den deutschen schon in ältester Zeit als Familiennamen eingebürgert haben. Es ist nicht notwendig auf einen humanistischen Einfluß des 16. Jahrhunderts hinzuweisen; schon im 14. Jahrhundert konnte z. B. gladiator, ein jetzt in unsern Elbmarschen, besonders in Kirchwerder häufig vorkommender Name, neben Schwertfeger zum Geschlechtsnamen geworden sein. Daß aber um 1260 die Beinamen meistens noch Gattungsnamen gewesen sind, sieht man daraus, daß z. B. gladiator,

sellator und corrigiarius (Riemenschneider) durch Ausdrücke: qui facit gladios, qui facit sellas, qui incidit corrigias umschrieben werden. Die lateinische Bezeichnung für den Bäcker pistor kommt als Eigenname noch heute in Hamburg vor, u. a. auch als Name eines Bäckers.

Der Nachweis der Vererbung stößt auf mancherlei Schwierigkeiten, denn so wie der Name konnte sich auch die Beschäftigunz vom Vater auf den Sohn vererben und, nachdem der Sohn selbständig geworden, diesem wieder den Beinamen verleihen. Werner ponderarius, ponderator oder weghere (beeidigter Stadtwäger) z. B. scheint drei Söhne gehabt zu haben, Heinrich, Johannes und Werner, von denen vor 1269 d. h. bei Lebzeiten des Vaters, der 1272 gestorben zu sein scheint, nur Johannes den Beinamen Wäger führt. Vorausgesetzt, daß der jüngere Werner der Schwiegersohn des Dominus Leo ist, wie es den Anschein hat, würde dieser erst etwa 1270 den Namen bekommen haben, vermutlich nachdem 1269 der alte Werner, dem der Sohn in dem Jahre eine Generalquittung ausgestellt hat, sein Amt niedergelegt hat. Sicherer als diese ist die Vererbung des Namens Ritter. In einer Urkunde von 1253 erscheint ein Anno dictus miles d. h. Ritter, sein 1271 als filius Annonis militis bezeichneter Sohn Friedrich wird später gleichfalls Fredericus Miles oder dictus ridder (1277) genannt und dabei ausdrücklich als Hamburger Bürger bezeichnet.

An die von ehrenhaften Geschäften genommenen Beinamen, die wir, wenn wir Lübische und Kieler Quellen hinzunehmen wollten, leicht um doppelt so viel interessante Beispiele vermehren könnten, schließt sich die Benennung nach mehr oder minder löblichen Thätigkeiten an. Aus hamburgischen Quellen erwähne ich die Beinamen wranger Ringer, scutenrover Schutenräuber, rover, Räuber Röver, wie auch stôlrover der Beiname eines Halsabschneiders war;

vielleicht gehören hierher auch Namen, wie vorlop, welcher einen „Strömer", einen Knecht, der aus dem Dienst wegläuft, bezeichnen könnte. Die Namen Röver und Vorlop finden sich noch jetzt in unsern Adreßbüchern.

Eine vierte wichtige Gruppe wird durch Eigenschaftswörter gebildet, die den Menschen körperlich, geistig, sittlich, in seiner sozialen Stellung oder sonst irgendwie charakterisieren sollten. Da sind Beinamen nach der Farbe von Haut oder Haaren: niger Schwarz, rufus Roth, albus Witte Witt; nach Körpergröße: longus Lange, Lang, magnus Grot, parvus Lütke, gigas Rese Reese Riese, fortis Starke, gracilis smale Schmahl, sarte Zart, siccus Dröge, wrac Wragge der Hinfällige, stuve Stumpe Stumpf; nach dem ganzen Auftreten: bille (eifrig) Hille (wenn es nicht Metronymikon von Hilla = Hilda ist); nach Haarwuchs: crispus Kruse, calvus Kahle, Kahl; nach körperlichen Fehlern: caecus Blind, luscus Scheele (schielend), claudus Lahm; nach dem Lebensalter: antiquus alde Alt Olde, juvenis Junge Jung; bisweilen im Gegensatz vom Vater und Sohn: Henricus antiquus de Heslinge resignavit Henrico de Heslinge iuveni u. s. w. in solchem Falle auch senior, z. B. Thiderus senior; oder nach einem Fehler der Sprechorgane: balbus stamere Stahmer (der Stammelnde), wozu man wohl Heinrich den Stammler (balbus) vergleichen kann. An der Grenze zwischen körperlicher und geistiger oder sittlicher Beziehung steht der Name butenscone Butenschön, der wol den Tadel enthalten soll: buten fix, binnen nix.

Nach der geistigen Befähigung nannten unsre Vorfahren einen Mann wohl sapiens wise Wiese Weise; leider scheinen sie aber auch in der Lage gewesen zu sein, einen Vikarius Hermann nach seinem gedankenlosen Herumschlendern (nd. dusen, dosen, deusen) als dusecop bezeichnen zu müssen; doch hoffe ich im Stillen, daß

das Wort sich doch noch als Ortsnamen auf cop, nach welchem der Herr Vikar benannt ist, entpuppen möge; der Beiname oldwyf aber, welchen Laurent, Zeitschrift für Hamb. Geschichte I. 150 citiert, wird sicher kein Ehrenname sein sollen. Besser heißt im Stadterbebuch (13, 14) ein Elward imperterritus, unververde (in wunderlicher Entstellung jetzt unverfroren, und im Hamb. Adreßbuch sogar Ungefroren) ein Wolder hovesche Höflich; nach ihrer Lebensstellung heißen mehrere Leute felix selighe Selig Seelig Seeling, dives Reich Reiche Rike Riecke, leddich ledhig Ledig oder Leddig (Hbg. Adrb.), nicht etwa der Unverheiratete, sondern der Freie, Unabhängige. Diese Adjektiva sollen zunächst mit dem Artikel de dem Eigennamen beigefügt sein. Mit Ausnahme des Heinrich de Ledighe (Stadterbebuch 181, 10) wo de radiert ist, eventuell bei Friedrich de Rode (117, 2), wofern nicht in Rode ein Ortsname steckt, finde ich dafür keinen Anhalt, soweit ich die nachweislich Hamburger Namen in Betracht ziehe; auch Mantels (Beiträge zur Lüb. Hans. Gesch. S. 85) gibt keine Beispiele. Wohl aber gibt das Nekrologium unter dem 15. October den Namen Stolteheyne stolzer Heinrich, als Eigennamen umgebildet Heinrich Stolte, wie die Lübecker Bürgermatrikel: crusen Conrad, swarten Bertold, luscus Jacobus u. s. w. nennen.

Der Trieb nach genauer Unterscheidung zeigt sich hier in Eintragungen, in denen nach zwei Richtungen hin Beinamen dem Eigennamen zugesetzt sind, wie Tiderus wrac de Luneburg, Marquardus de Erpesthorp dictus Lethege, Hermannus parvus pistor oder Hermannus pistor parvus, Ludeco magnus Stedingus, Johannes pistor dictus crabbe, Johannes covôt dictus de Stadis u. dgl. m. Umgekehrt zeigt eine Eintragung wie Rufus portitor, daß auch bei den Benennungen nach körperlichen Eigenschaften der Beiname leicht zum Rufnamen werden konnte.

Aber nicht allein mit Eigenschaftswörtern bezeichnet das Volk die Eigentümlichkeiten eines Menschen oder Tieres; auch Substantive werden oft mit schlagender Wirkung einfach als Beinamen verwendet. Da finden wir z. B. in Lübeck und sonst oft den Namen buc Buck, Bueck auch Bauch; in Hamburg Herrn Alardus Topp (top = Schopf), der wohl nach seinem ansehnlichen Haarwuchs den Namen führt; einen Kanonikus und Ratssekretär Johann Schinkel, der offenbar nach seinen stattlichen Beinen so benannt ist; Gerewin teneken Zähnchen, dem seine lieben Mitbürger mit niedlicher Ironie wegen eines auffallenden Hauers seinen Namen gegeben haben werden; einen Jacob munt, bei dem der Mund vielleicht den größten Teil seines Gesichtes eingenommen hat; einen Volkward tutiken, der ähnlich wie der Gothenkönig Totilas von einer wie ein Horn (tute) gestalteten Geschwulst benannt sein könnte. Von dem prahlerischen Lärm (brasch), mit dem sie auftraten, werden die verschiedenen Herren Brasch ihren Namen bekommen haben. Einem stillen, unter den übrigen verschwindenden Heino legte man das Verbalsubstantiv krûp (von krûpen, kriechen) zu; man sprach zunächst von einem Krup-Heino, wie wir von Krupbohnen sprechen; vielleicht steht allerdings das krup statt krop (Rumpf oder Kropf) wie im Kieler Stadtbuch S. 55, und wir hätten die Möglichkeit, die einfachste Erklärung für den heutigen Namen Cropp, der übrigens sonst auch ein schleswigscher Ortsname ist oder Abkürzung etwa aus Chrodobert sein könnte, durch die Autochthonie des Namens zu bestätigen.

Die sinnlich kräftige Anschauung unsrer Vorfahren wird kaum besser dargelegt als durch die Beinamen, welche durch zusammengesetzte Substantive, in denen auffallende Körperteile charakterisiert werden, gebildet sind. Ich beginne mit dem Kopf; wie anschaulich sind Ausdrücke wie wedercop Widderkopf, cregencop

Krähenkopf, but-oghe Buttauge, vgl. Kräenaug, hasenore Hasenohr, strobart Strohbart, oder wie der Lübische Beiname cum hirsuto naso mit der rughen nesen, sonst auch Rugenes. Hübscher freilich klingt der Hamburger Name Bernardus cum pulchris crinibus Herr Schönhaar, wie weiland Harald Harfagr, oder Renbernus sotemunt. Heine Hardenacke (noch jetzt im Hbg. Adreßbuch Hardenack) gibt wohl schon einen guten Begriff von der Hartnäckigkeit unsrer Vorfahren; wie viel besser ist aber der Beiname seles-naege oder sales-nacke (Seehundsnacken), den zwei wackere Leute, Herr Heinrich und Herr Johannes tragen. Weiter verzeichnen wir stattliche Namen, wie kistenbuc Kistenbauch, und silverbuc; vielleicht gehören auch druseboc = buc Hefenbauch (oder Teufel = Drosebock?) und Johannes vor dem live hierher, denen ich hier, da keine bessere Gelegenheit sich darbietet, den Namen botterklôt (Nikolaus und Johann), der wohl einen kugelrunden, überall fetten Herrn bezeichnen soll (vgl. klôt Kugel Kloot Kloth), anschließen möchte. Nach den Füßen unterscheidet man die Leute als rûvôt (Rauhbein), wittvôt, stoltevôt, lichtvôt, koevôt (wenn es nicht das Werkzeug Kuhfuß ist), und barvôt.

Oft ist gewiß auch die Ähnlichkeit mit dem ganzen Wesen oder einzelnen charakteristischen Merkmalen der bekannten Tiere Veranlassung gewesen, Namen von Tieren Menschen als Beinamen beizulegen; doch könnte oft auch ein Hauszeichen solche Namen veranlaßt haben. Ob wir in Leo Löwe wirklich einen Beinamen zu sehen haben, ist nach Förstemanns Darlegungen (S. 842) schon fraglich; sicher ist, daß ein Sohn des Hartwig Leo von Erteneburg mit Vornamen Leo hieß; vielleicht hatte auf die Wahl die Kirche Einfluß. Sonst verzeichne ich an Säugetieren den Bären (bere und bare), den Bullen, den Fuchs (vulpes als Eigennamen Voß), das Maultier (mule Muhle), die Katze (Katt und Katz); von

Vögeln: den Sperber, Habicht (accipiter), Falken, Kranich (grus crane heute als Eigenname Krahn Krohn), den Geier (vultur Gier, Giers Geier), die Gans (gos Goos), den Hahn (hane), den Kapaun (kapun) und vielleicht auch noch den bolcan = Bölkhahn. Den Reptilien gehört der Name draco an, der als Draak Dracke heute noch unbedenklich geführt wird. Der Name vermis Wurm endlich ist uns Hamburgern ebenso wohl bekannt wie Krabbe, der genauer vorher schon citiert war. Den Wolf habe ich nicht angeführt, weil der Name leicht aus Kürzungen verschiedener mit Wulf zusammengesetzter Eigennamen entstehen konnte. Auch auf diesem Gebiete habe ich mich programmmäßig auf Hamburger Quellen beschränkt; wer vollständigere Zusammenstellungen sucht, möge namentlich bei Lübben (a. a. O.) nachsehen.

Die Gruppe, für welche Werkzeuge oder Geräte namengebend gewesen sind, zerfällt in zwei Unterabteilungen; die Gegenstände konnten bezeichnend für das Äußere des Menschen sein oder für seinen Beruf. Ein Johann hovelysern (Hobeleisen), ein Hermann urgenal (Uringlas, vgl. Glasenapp) konnten nach den in ihrer Thätigkeit oft angewandten Geräten benannt sein. Anders ist es bei den Beinamen: bunge Trommel, wischepel Wispel, die einen Dickbauch bezeichnen, ovensticke Ofenstaken (vgl. Klas Abenstaken und Nd. Korrespondenzbl. 1884. S. 85) und wockenstêl Wockenstiel, die sich auf lange hagere Menschen beziehen könnten, rambalke Ramme (Ramm, Ramcke, wobei freilich auch ram der Schafbock konkurrieren könnte), der für einen gedrungenen kräftigen Menschen recht passend ist. Wieder anders ist das Gerät zu Beinamen verwendet, wenn wir annehmen dürfen, daß Henricus lederbalgh von einem stets getragenen ledernen Wams, Luderus budel von dem Geldbeutel, mit dem er immer renommierte — allerdings könnte auch der Geldbeutel (bursa) ein Hauszeichen gewesen sein —, Ludekinus stekemes

(noch heute Steckmest und Stechmest im Hbg. Adrb.) von der Bauernwaffe ihre Beinamen erhalten haben. Mit Namen, wie Siegfried pecholt Pechholz, Erpo crumholt Krummholz, wenn letzteres nicht etwa einen krumm (mnd. krumhalse) gehenden Menschen bezeichnet, mit vur (Rotlauf?), slede Schlitten und vielen andern weiß ich nichts rechtes anzufangen; vilt Filz ist offenbar Scheltwort, ebenso wie mit slip dem Träger Johannes der Vorwurf gemacht werden könnte, daß er sich nach der Arbeit von Hammerschlag, Ruß u. dgl. nicht ordentlich rein wusch. Ob Johannes nodus (Stadterbebuch 59, 10) oder knôp (168, 19) seinen Namen von einem oder mehreren hervorstechenden Knöpfen oder von Schnüren = Knoten oder von seinem Knebelbart (knôp) seinen Namen bekommen hat, weiß ich nicht zu sagen; jedenfalls aber lebt der Name Knoop noch bei uns fort.

Auch mit präpositionalen Bestimmungen sind sowohl die körperlichen als die geistigen Eigenschaften bezeichnet. So heißt im Jahre 1248 ein Luderus dhurdhehare, dor de hare wohl nach seiner Gewohnheit seinen Haarwald mit dem fünfzinkigen Kamme zu frisieren. Zu den von Lübben angeführten drastischen Bezeichnungen für einen eigenwilligen Menschen, den man mit Beinamen wie dor de want, dor den tûn, dor den busch beehrte, füge ich aus dem Hamburger Stadterbebuch den Hermann dor de wrangen (Wrangen noch heute die gebogenen Teile der Schiffsrippen) hinzu; in dorebant und dhurleberch könnten ähnliche Bildungen vermutet werden. Der bei Laurent (Zeitschrift für Hbg. Gesch. I. S. 150) angeführte Petrus Sunderforghe vom Jahre 1288, mit dem man den bei Lübben S. 148 angeführten Aneforge und einen Hans Sorgenfrei und Sanssouci vergleichen könnte, hat seinen klassischen Namensvetter im Ucalegon (οὐκ ἀλέγων) des Vergil. Ob in dem Beinamen hund-umme-thoge dem Bertold der

Vorwurf des Herumziehens mit Hunden oder gar des Hundetragens gemacht werden soll, wage ich nicht zu behaupten.

Als Beweis für die allgemeine Geltung, welche auch diese Beinamen gewonnen haben, erwähne ich, daß bei dieser Gruppe gleichfalls die Rufnamen bisweilen weggelassen wurden. So wird 1259 ein Johannes Rambalke genannt, 1264 ist der Name Rambalke allein genügend, um den Mann zu bezeichnen; ebenso genügten, um hier schon andere Gruppen nach dieser Richtung hin vorweg zu behandeln, z. B. bradenhekit (Stadterbebuch 44, 15) zur Bezeichnung vermutlich des Hermann, der diesen Beinamen führte, und howescilt (33, 3), für den oft genannten Johannes Hauschild. Dasselbe Prinzip tritt auch in der Eintragung (66, 22): Alburgis uxor Budel resignavit Ludero Budel etc. deutlich zu Tage.

Den Wohlstand eines guten Haushalters charakterisiert gewiß sehr gut der Name Hermann vorrât, der überdies noch der Schwiegersohn des reichen Willekin Krane war. Auf die Art des Erwerbes scheint der Name vundengôt gefundenes Gut, wozu man nach Lübben (a. a. O. 148) wunnengôt, vorlorengût, sulvergôt vergleichen kann, zu verweisen, auf die Sparsamkeit der Name sultepenninc (= salz den Pfennig ein, vgl. drucke-penninc, oder wie sultegût = Einkünfte, Geld aus dem Salzwerke?). Daß Geldbezeichnungen zu Eigennamen werden konnten, beweisen noch heute existierende Familiennamen wie Pfennig, Schimmelpfennig, Redepfennig (bereites, bares Geld), Schilling, Scherf u. s. w.; aus Lübeck verzeichne ich aus dem vierzehnten Jahrhundert als besonders lehrreich für unsern Fall winnepenning.

Dem Wohlleben verdankt gewiß der Hamburger Hermann seinen Beinamen bradenhekit (vgl. bratherink bei Lübben S. 150, wie in Lübeck bradenhun vorkommt), vielleicht hat auch Esselin slibrogere vom Brühen der Schleihe sich seinen Namen weggeholt.

Der in Lübeck und Hamburg ziemlich oft vorkommende Name morsel mursel (auch bei Vilmar, S. 63 Murschel) soll von morcellum Brocken guter Bissen, wovon auch die Magenmorselle ihren Namen hat, abzuleiten sein.

Ob für den von Lübben (a. a. O. S. 150) angeführten Namen dûrjâr, teures Jahr man sich auf die Redensart berufen darf: er macht ein Gesicht wie die teure Zeit, will ich nicht als unumstößlich hinstellen; ich vergleiche jedoch den Lübecker Beinamen gudetiet und möchte somit auch für den Hamburger Heinrich gôtjâr (auch bei Lübben und Mantels) die Vermutung aufzustellen wagen, es sei besagter Heinrich stets ein Optimist gewesen.

Die so höchst interessanten, seit Grimm mit besonderer Vorliebe behandelten imperativischen Namen sind in der ältesten Zeit in Hamburg nur spärlich vertreten; ich verzeichne als deutlichstes Beispiel aus dem ältesten Bürgerbuch Johannes spring in det gat (gôt?, vgl. Lübben a. a. O. S. 151 spring-int-gût); sodann den vielfach vorkommenden Namen houweschilt Hauschild, snidewint (Johannes snidhewint Schneidewind oder Schneidewin) und der kulturhistorisch hoch interessante Zuruf motepape (von moten möten engl. to meet, tritt dem Pfaffen entgegen). Nur der Analogie wegen zitiere ich nach Lübben Beinamen wie: Grimm-en-duvel Jag-en-duvel, Klei-en-duvel, Vret-en-duvel, Schreck-en-duvel, Bit-en-duvel, Sla-en-duvel.

Die gebräuchlichsten Methoden der zweiten Namengebung sind in den vorstehenden Beispielen zur Anschauung gebracht. Wichtig für die Geschichte der Eigennamen ist erstens das Resultat, daß in Hamburg in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die den Ruf- oder Taufnamen beigefügten Beinamen in der Regel noch nicht Geschlechtsnamen waren. Ein für alle besprochenen Gruppen gleichmäßig geltender Beweis liegt darin, daß fast alle

Beinamen unbeschadet der Deutlichkeit ins Lateinische übersetzt werden konnten. Anderseits ist aus einer Anzahl von Beispielen ersichtlich gewesen, daß schon in derselben Zeit die kulturhistorisch wie sprachlich bedeutsame und wichtige Umwandlung der Beinamen in Familiennamen begonnen hat, die langsam aber sicher fortschreitend in unserer Stadt etwa um 1500 als vollendet zu betrachten ist.

Georg Kerner.

Ein deutsches Lebensbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution.

Von

Adolf Wohlwill.

Die nachfolgende biographische Skizze behandelt die Geschicke eines Mannes, der in weiteren Kreisen zuerst durch die Mitteilungen seines Bruders Justinus Kerner in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" bekannt geworden ist. Durch die Gefälligkeit der Familie Georg Kerners, welche mir dessen handschriftlichen Nachlaß zur Benutzung überlassen, in die Lage versetzt, fast sämtliche Manuskripte, auf denen Justinus Kerners Darstellung beruht, mit dieser zu vergleichen, bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß der liebenswürdige Dichter, so anziehend und belehrend sein Buch im übrigen sein mag, der Aufgabe eines Biographen nur in sehr unzureichender Weise gerecht geworden ist.[1] Da mir nun auch sonstige im Privatbesitz befindliche Dokumente zur Geschichte Georg Kerners zugänglich geworden, und ich überdies bei Gelegenheit

---

[1] Die Belege hierfür werden — ebenso wie die spezielleren Quellennachweise und sonstigen Anmerkungen und Ergänzungen — in dem Anhang der Separatausgabe, welche alsbald nach dieser Gesamtpublikation erscheinen soll, eine Stelle finden.

anderweitiger Studien über das Revolutionszeitalter in deutschen und ausländischen Archiven zahlreiche Briefe und Aktenstücke gefunden habe, welche für die Kenntnis seiner politischen Laufbahn, sowie seiner ganzen Persönlichkeit von Bedeutung sind, so erschien es mir nicht ungerechtfertigt, den Versuch einer erneuten Darstellung seiner Lebensgeschicke zu unternehmen.

Durch dieselbe dürfte zugleich ein kleiner Beitrag zur Geschichte des Revolutionszeitalters geboten werden, insofern Georg Kerner unter den deutschen Parteigängern der großen französischen Bewegung von einer gewissen typischen Bedeutung ist. Auch ließen sich der biographischen Erzählung — wie ich hoffe, ohne das Interesse für die persönliche Entwicklung Georg Kerners zu beeinträchtigen — manche Züge aus seinen Briefen, politischen Abhandlungen und sonstigen Aufzeichnungen einfügen, welche für die Verhältnisse der verschiedenen Länder, zu denen er während seiner wechselreichen Laufbahn in Beziehung getreten, charakteristisch sind. Insbesondere gilt dies für die Hansestädte, an deren Geschicken im Zeitalter der Revolution und der Fremdherrschaft er handelnd und leidend den unmittelbarsten Anteil genommen.

In Hamburg hat Kerner im ganzen nur etwa 12 Jahre, unter diesen aber die letzten und segensreichsten seines Daseins verbracht. Er hat hier ein überaus ehrenvolles Angedenken hinterlassen. Hamburg darf ihn daher auch jetzt noch unter die Seinigen zählen, und ich hoffe deshalb, daß sein Lebensbild auch an dieser Stelle nicht unwillkommen sein werde.

1. Kapitel.

In der schwäbischen Heimat 1770—1791.

Johann Georg Kerner wurde am 9. April 1770 in Ludwigsburg als der Sohn des dortigen Regierungsrates und Oberamtmannes Christof Ludwig Kerner geboren.

Sein Geburtsjahr bezeichnet einen bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte seiner württembergischen Heimat. Im Beginne des J. 1770 ward durch den Erbvergleich die Eintracht zwischen Fürsten und Landständen nach vieljährigen Kämpfen wieder hergestellt und das „alte gute Recht" aufs neue feierlich bestätigt. Herzog Karl Eugen, der dasselbe lange Zeit mit Füßen getreten und seine Regierung überhaupt durch Akte rohester Willkür und wildester Leidenschaft befleckt hatte, hörte zwar nicht völlig auf, als Despot zu schalten, lenkte aber doch im ganzen in geregeltere Bahnen ein und war vielfach bemüht, im Sinne des aufgeklärten Absolutismus für die Wohlfahrt des Landes Sorge zu tragen.

Diesem Fürsten diente Kerners Vater pflichteifrig und getreu, doch als ein mannhafter Charakter mit solcher Selbständigkeit, daß er vermutlich schon deshalb sich keiner besonderen Gnade zu erfreuen hatte. Durch zahlreiche Amtsgeschäfte in Anspruch genommen, vermochte er der Erziehung des kleinen Georg nur geringe Zeit zu widmen; immerhin trug er dafür Sorge, daß der von Natur schwächliche und furchtsame Knabe durch körperliche Übungen abgehärtet wurde und sich an Unerschrockenheit gewöhnte. Georg lernte

klettern, tauchen und kutschieren, er wurde ein so geschickter Reiter, daß er sich bis in seine späteren Jahre zu Pferde am wohlsten fühlte; und von Furcht war nachmals so wenig bei ihm zu spüren, daß man ihn weit eher der Waghalsigkeit bezichtigen mochte.

Der erste Unterricht war Georg von Privatlehrern erteilt worden, später besuchte er die deutsche und hierauf die lateinische Schule in Ludwigsburg. Obwohl der Vater die strengste Pflichterfüllung von ihm forderte und es nur natürlich gefunden hätte, wenn er vermöge seines aufgeweckten Kopfes alle Schulkameraden überflügelt haben würde, so scheint es nicht, daß Georg sich auf dieser vorbereitenden Stufe besonders hervorthat. Die schlechten Zeugnisse, welche ihm zu Hause jedes Mal die unnachsichtigste körperliche Züchtigung zuzogen, standen ihm noch lange Zeit in unliebsamer Erinnerung. Die pedantische Art der Präzeptoren vermochten den beweglichen Sinn des Knaben nicht zu fesseln, der die lateinische Grammatik nur mit Widerstreben lernte; während die Unterweisung, welche ihm zwei Offiziere privatim im Rechnen und in der Geometrie, ja selbst im Planzeichnen und Feldmessen erteilten, die besten Früchte trug.

Mit Empfindungen, die zwischen Freude und Schmerz geteilt waren, verließ Georg bereits im Beginne seines zehnten Lebensjahres Vaterstadt und Elternhaus, um am 14. Juni 1779 in die Stuttgarter Militärakademie einzutreten.

Es ist bekannt, als ein wie großes Glück die württembergischen Familienväter jener Zeit es betrachteten, die Aufnahme ihrer Söhne in die berühmte herzogliche Erziehungsanstalt zu erlangen. Sicher entsprach es daher den aufrichtigsten Gesinnungen des Oberamtmanns Kerner, wenn er in seinen Briefen an den Intendanten Seeger seine Dankbarkeit für die ihm erwiesene „herzogliche Gnade“ wiederholt in der nachdrücklichsten Weise beteuerte.

Auch war der Aufenthalt Georgs in der Karlsschule für seine gesamte Lebenslaufbahn thatsächlich von entscheidender Bedeutung, obschon in anderem Sinn, als der Vater erwartet haben mochte.

Über das Verhalten und die Entwicklung des Knaben während seiner ersten in der Akademie verbrachten Jahre liegen uns freilich keine Zeugnisse vor. Wir erfahren nur, daß er sich bereits in seinem zehnten Lebensjahre, also unmittelbar nach seinem Eintritt, unter den Gefährten vorzugsweise zu Johann Gotthard Reinhold hingezogen fühlte, der, am 8. März 1771 in Aachen geboren, von seinem nach Holland übergesiedelten Vater auf die Stuttgarter Militärakademie gebracht war, um eine möglichst vielseitige deutsche Bildung zu empfangen. In kindlicher Ahnung ihrer Wesensgemeinschaft schlossen sich die beiden Kameraden an einander an, sie schworen sich auf den Bergen von Stuttgart ewige Freundschaft, und sie blieben einander getreu, obwohl sie bereits nach wenigen Jahren wieder von einander getrennt werden sollten. Es war ein Bund, der für beide ein reicher Quell des Glücks und der Erhebung wurde, und dem frühzeitig Vorsätze zu edler menschenfreundlicher Wirksamkeit entsprungen sind [1].

Mit Selbstverleugnung für andere sich hinzugeben, bildete ohnehin einen Grundzug von Kerners Charakter, wie er dies schon als Karlsschüler bethätigte, indem er einstmals während eines Ferienaufenthalts in Ludwigsburg ein Kind, das man bei einer Feuersbrunst in einem brennenden Hause vergessen hatte, mit eigener Lebensgefahr aus den Flammen rettete.

Mittlerweile näherte sich die Zeit, da eine Entscheidung über den künftigen Lebensberuf Kerners getroffen werden mußte. Wäre

[1] Vgl. über Reinhold Zeitschr. des Vereins für Hamb. Gesch. Band 8 S. 183—191.

es nach dem Wunsche des Vaters gegangen, so hätte sich Georg dem Studium der Jurisprudenz gewidmet, um jenem vielleicht dereinst als Oberamtmann und Regierungsrat nachfolgen zu können. Die Neigung des Knaben und heranwachsenden Jünglings war aber vielmehr einer militärischen Laufbahn zugewendet. Zwischen dieser Neigung und dem väterlichen Wunsch wurde schließlich eine Art von Kompromiß geschlossen. Georg erklärte sich bereit, Medizin zu studieren, wobei ihn die Aussicht lockte, sich dereinst als Militärarzt oder Schiffsarzt bethätigen zu können. Namentlich in der letzteren Eigenschaft hoffte er reiche Gelegenheit zu finden, seinem früh erwachten Thatendrang und dem Wunsche, Welt und Menschen kennen zu lernen, Genüge zu thun.

Nach Aussage seines nachmals als Mediziner und Naturforscher bekannt gewordenen Jugendfreundes Christoph Heinrich Pfaff zeigte Kerner für die erwählte Disziplin Eifer und Begabung. Die wissenschaftliche Seite dieses Studiums lag ihm freilich ferner, rein theoretische Untersuchungen hatten keinen Reiz für ihn; aber der Wunsch, seinen Mitmenschen zu nützen, und ein gewisser glücklicher Instinkt bewirkten, daß man schon auf der Karlsschule in ihm den berufenen Arzt erkannte.

Neben der unmittelbaren Vorbereitung für den künftigen Beruf wurden die humanistischen Studien keineswegs vernachlässigt. Wenn Kerner bei späteren Gelegenheiten ein nicht gewöhnliches Maß historischen Wissens bekundete, so ist wahrscheinlich schon in Stuttgart der Grund zu diesen Kenntnissen gelegt worden. Jedenfalls wurde schon damals ein lebhaftes Interesse an der politischen Entwicklung der Völker in ihm erweckt. Auch mit den Hauptwerken der deutschen Dichtung jener Tage ist Kerner sicher frühzeitig vertraut geworden. Götz von Berlichingen war unter den Gestalten derselben sein Lieblingsheld, und noch in

späteren Jahren entlehnte er dem kraftgenialischen Jugendwerke Goethes gern einzelne Worte und Redewendungen. Kaum zweifelhaft ist, daß er auch schon auf der Akademie mit den bisher erschienenen dramatischen Werken Schillers, insbesondere mit dem Don Carlos bekannt geworden.

Beschäftigung mit Poesie und Geschichte, sowie die Einwirkung des Zeitgeistes mögen gleichmäßig dazu beigetragen haben, Kerner für die modernen Freiheitsideen empfänglich zu machen. Dazu kamen die besonderen Verhältnisse der Karlsschule.

In einem hinterlassenen Fragmente, welches der Erinnerung an dieselbe gewidmet ist, hebt Kerner hervor, daß bei der Erziehung — entsprechend dem ursprünglichen Zwecke der Anstalt, Mameluken, d. h. blindlings ergebene Subjekte für die Landeskollegien zu bilden, — die Subordination das vorherrschende Prinzip gebildet habe. Anderseits erkennt er an, daß hier eine auserwählte Zahl trefflicher Lehrer und Professoren zusammengewirkt, wie sie in schönerem Verein in keiner gleichzeitigen Erziehungsanstalt so leicht zu finden gewesen sei. Als eine nur allzu natürliche Folge der mit sich selbst in Widerspruch stehenden Organisation habe sich nun ergeben, daß die noch mit gesundem Menschenverstand begabte Jugend von dem Subordinationspol nach dem Wissenschaftspol, von der Finsternis zum Licht hindurchgedrungen. „Man geizte nach Auszeichnung im Fach der Wissenschaften und schämte sich des sogenannten Konduitenpreises in einem so hohen Grade, daß letzterer gewöhnlich der Schandpreis genannt wurde.“ Mit anderen Worten: man bäumte sich gegen die geforderte Subordination, man betrachtete sich als Opfer einer entwürdigenden Sklaverei, und sympathisierte auch aus diesem Grunde mit den Freiheitsbestrebungen der Revolutionszeit. Es ist bekannt, daß sich im Beginn derselben unter den Karlsschülern eine Art

von politischem Klub bildete, daß man i. J. 1790 die Erinnerung an den Bastillensturm in geheimnisvoller Zusammenkunft durch enthusiastische Freiheitsreden feierte, und daß man gelegentlich selbst wagte, sich auf öffentlicher Redoute durch symbolische Darstellungen und anderweitige Demonstrationen zu den Anschauungen der französischen Revolution zu bekennen. Die meisten der hierbei Beteiligten — unter denen manche nachmals zu Ehren und Ansehen gelangten, Jos. Anton Koch, als Landschaftsmaler, Pfaff auf wissenschaftlichem Gebiete, Marschall von Biberstein als nassauischer Minister — mochten in späterem Alter auf jene jugendlichen Kundgebungen, nicht anders, als auf sonstige akademische Streiche, zurückblicken. Auf die Entwicklung keines derselben hat die Freiheitsbegeisterung einen so bestimmenden Einfluß ausgeübt, wie auf den Lebensgang Kerners. War dieser doch bei der am 14. Juli 1790 veranstalteten Feier in seinem Fanatismus so weit gegangen, daß er den Adelsbrief seiner Familie, den er zu diesem Zweck entwandt hatte, den Flammen überlieferte. Während der Oster- und Herbstferien desselben Jahres richtete er heimlich seine Schritte nach Straßburg, welche Stadt damals das Ziel der Sehnsucht für so viele deutsche Freiheitsschwärmer war. Über den zweiten dieser Ausflüge gibt uns ein ausführlicher Brief Kerners an Reinhold nähere Auskunft.

Beim Semesterschluß hatte der Herzog eine feierliche Anrede an die Akademiker gerichtet und sie ermahnt, „sie möchten sich wohl halten; denn überall werde er seine Leute haben, die auf sie achtgeben würden." Allein Kerner und sein Freund Marschall verstanden es, sich den Blicken der herzoglichen Späher zu entziehen. Obwohl die Weisung gegeben war, erst am kommenden Montag früh abzureisen, hatten sie sich bereits am Tage vorher nach dem Abendessen fortgeschlichen. Dann ging's in schleunigen Märschen, Nacht und Tag, ohne viel Rast zu halten, über die einsamen Höhen

des Schwarzwaldes hinweg, sodaß man bereits am zweiten Tage vor den Thoren von Straßburg anlangte. Nun durfte Kerner ohne Scheu seinem Enthusiasmus Ausdruck verleihen. Er legte eine französische Kokarde an, und nahm überhaupt jede Gelegenheit wahr, seine Sympathie für die Straßburger Patrioten zur Schau zu tragen. Traf er einmal mit einem aristokratisch Gesinnten zusammen, so suchte er ihn mit dem ganzen Aufgebot seiner jugendlichen Beredsamkeit eines besseren zu belehren, indem er Griechenland und Rom zu Hülfe rief, um zu beweisen, daß die neue französische Konstitution segenvolle Früchte haben würde. Selbstverständlich besuchte er auch den Freiheitsaltar auf der Metzgerau; und von dem hier empfangenen Eindruck tief ergriffen, bricht er in dem erwähnten Brief an Reinhold in die Worte aus: „Wann wird man denn endlich in Deutschland solche Altäre erblicken, wann wird man denn in Deutschland auch anfangen, endlich den Himmel zu versöhnen!" Nicht minder bemerkenswert ist die folgende Äußerung desselben Briefes, welche bereits den Wunsch durchschimmern läßt, dereinst in Frankreich eine Heimat zu finden: „Schon blickt mir in der Ferne eine glückliche Zukunft, ein Land, wo jeder seinen eigenen Werth in der Gesellschaft bestimmen wird, das Land der Freiheit, wo man hinwandern wird aus Deutschland und andern Staaten, um hier, entfernt von der Gewalt einzelner Despoten, dieser Göttin zu huldigen, Ruhe und ein neues Vaterland zu finden."

Diese letzten Zeilen verdankten ihre Entstehung offenbar nicht zum wenigsten der Stimmung, in welche Kerner durch seine ersten Erlebnisse nach der Rückkehr in die Karlsschule versetzt worden. Trotz beschleunigter Wanderung war er drei Minuten zu spät eingetroffen und statt in der vorschriftsmäßigen Uniform in seines Reisegefährten Oberrock vor dem Herzog erschienen. Um solcher Verstöße willen ward der zwanzigjährige Freiheitsenthusiast zum

Cariren verurteilt, d. h. er sollte die Zeit des gemeinsamen Abendessens, statt sich mit den Kameraden zu Tisch zu setzen, an seinem Platze stehend verbringen, ohne eine Speise berühren zu dürfen.

Wir begreifen, daß ihm der Aufenthalt in der Akademie immer unerträglicher wurde, und daß er seiner Entlassung aus derselben sehnsüchtig entgegensah. Diese wurde ihm im Frühjahr 1791 zu teil, nachdem er durch das Bestehen eines ordnungsmäßigen Examens, Abfassung einer — wie es scheint — ziemlich rasch zusammengestellten und des wissenschaftlichen Werts entbehrenden Dissertation „circa metastases", sowie durch Verteidigung einer Reihe von Thesen die medizinische Doktorwürde erlangt hatte.

Zunächst begab er sich für einige Wochen in das Elternhaus zu Ludwigsburg.

„Auf meinem Schreibtisch" — so heißt es in einem seiner aus der Vaterstadt datierten Briefe (v. 13. April 1791) — „stehen meine liebsten Bücher, die von den Krankheiten auf der See und im heißen Erdgürtel handeln!" Seine Absicht war damals noch, in nicht allzu ferner Zeit nach Holland zu gehen und eine Stellung als Schiffsarzt zu suchen. Zur Ergänzung seiner bisherigen Studien erschien es jedoch wünschenswert, daß er zuvor noch eine auswärtige Universität besuchte. Er entschied sich für Straßburg.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß der junge Mediziner zu der Wahl dieser Stadt weniger durch wissenschaftliche Erwägungen, als durch seine politische Richtung bestimmt wurde. Für die letztere sind einige Aufzeichnungen Kerners charakteristisch, welche durch eine kurz vor seinem Abgang nach Straßburg unternommene Reise im Württembergischen hervorgerufen wurden.

Wer damals unbefangenen Sinnes das Land durchwandert hätte, um das Urteil des Volkes über seinen Herrscher zu erfahren, würde vielleicht in gleicher Zahl Stimmen des Lobes und des

Tadels vernommen haben. Viele, namentlich in den unteren Volksklassen, waren dem „Karl Herzog“ wegen seiner leutseligen und wenigstens scheinbar teilnehmenden Herablassung von Herzen zugethan. Andere freilich mochten, abgesehen von der Erinnerung an die frühere Gewaltherrschaft Karl Eugens, auch über manche Maßregel jüngeren Datums Beschwerde führen. Wir begreifen leicht, daß Kerner nur das vernahm, was mit seiner eigenen Stimmung und Gesinnung im Einklang war, und daß Anklagen der verschiedensten Art über des Herzogs Regiment an sein willig lauschendes Ohr drangen. So erscheint Karl Eugen, dem Kerner doch so viel zu verdanken hatte, in den Notizen jenes Reisejournals als ein verabscheuungswürdiger Despot, der dem Bauer, wie dem Edelmann, dem städtischen Bürger, wie dem Arbeiter gegenüber sein Fürstenrecht in schmählicher Weise mißbrauchte.

Erfüllt von der Verwerflichkeit des heimischen Despotismus mußte sich Kerner um so freudiger dem Lande zuwenden, aus dessen Grenzen Tyrannei und Knechtschaft für immer verbannt zu sein schienen.

---

2. Kapitel

Während der Revolutionsstürme. 1791—1795.

In der ersten Zeit seines Straßburger Aufenthalts widmete sich Kerner mit unverkennbarem Eifer dem medizinischen Fach, sowohl lernend als ausübend. Er besuchte die öffentlichen Krankenhäuser und behandelte u. a. mit der ihm stets eigenen Hilfsbereitschaft eine Anzahl am Keuchhusten erkrankter Kinder in einem drei Stunden entfernten Dorfe. Doch alsbald traten seine politischen

Neigungen in den Vordergrund. Am 25. Juni, wenige Wochen nach seiner Ankunft in Straßburg, war er in die Gesellschaft der Konstitutionsfreunde aufgenommen worden und bereits Anfang Juli bestieg er die Kanzel der St. Nikolaikirche, in welcher jener Zeit die Klubversammlungen stattfanden, um eine kleine Rede in französischer Sprache zu halten. Wie sehr er durch sein Auftreten den Beifall seiner Gesinnungsgenossen erlangte, wird durch den Umstand bezeugt, daß er laut des Protokolls jener Gesellschaft in der Sitzung des 12. Juli zum deutschen Sekretär derselben erwählt wurde. Solche Erfolge mochten ihn ermutigen, um so eifriger auf dieser Bahn fortzuschreiten. Anderseits begreift man, daß die Kunde hiervon in Württemberg die größte Entrüstung hervorrief. So erfolgte denn auch ein herzogliches Dekret, durch welches dem jugendlichen Jakobiner das ihm zuvor bewilligte subsidium studiorum entzogen wurde, weil sich derselbe „zu Straßburg auf das schlechteste aufgeführt und sich sogar an die Spitze derlei gesinnter Leute gestellt habe.“ Auch ist zu vermuten, daß der Regierungsrat Kerner den in solcher Weise beleumdeten Sohn, wie einen verlorenen betrachtete, umsomehr da derselbe der Weisung nach Wien überzusiedeln den Wunsch entgegensetzte, in Frankreich zu bleiben.

Die letzte Entscheidung hierüber mußte Georg in seiner damaligen Lage den Eltern anheimstellen. In welcher Spannung er dieser harrte, äußert sich auf charakteristische Weise in zweien seiner Briefe vom 20. October 1791. In dem einen derselben heißt es: „Ich weiß, daß meine Eltern mich nach Wien schicken wollen, allein der Kummer, Frankreich verlassen zu müssen, brächte mich ins Grab, ich habe vor einigen Tagen nur davon geträumt und stark im Schlaf geweint — und dennoch kann ich nicht sagen, daß ich viel Vergnügen hier habe, im Gegenteil tausend Ursachen mißvergnügt zu sein, aber der Gedanke, freier, als in jedem andern

Lande, mitwirken zu können zum Ganzen, bindet mich mit eherner Stärke an dieses Land." Und in dem andern Brief heißt es noch prägnanter: „Wien oder Paris wird mein künftiger Aufenthalt sein, der Himmel oder die Hölle. Das letztere muß nothwendig Wien für mich sein, da ich nun gewohnt bin, in Frankreichs freierem Schoße zu leben."

Am 31. Oktober 1791 empfing Kerner die ersehnte Erlaubnis nach Paris zu gehen. Offenbar erkannten die Eltern, daß sie die Sinnesart des Sohnes doch nicht mehr zu ändern vermochten. Indessen scheint es, daß sie ihn zunächst ohne Unterstützung ließen. Von Mitteln entblößt, mußte Kerner seine Reise größtenteils zu Fuß zurücklegen. Nur stellenweise wurde er als blinder Passagier befördert. Am 12. November konnte er von Chalons aus melden, daß er daselbst Tags zuvor, „seine Füße ausgenommen, ganz wohlbehalten" angekommen sei. Vermutlich nur wenige Tage später traf er in Paris ein. Das heißersehnte Ziel war erreicht. Aber als er nun zuerst durch die Straßen der Riesenstadt einherirrte, in schlechtem, durch die schwäbische Aussprache noch unverständlicherem Französisch nach einem Wirtshause fragend, und die Angeredeten ihn kurz und ungeduldig abfertigten, da mag ihn wohl das Gefühl der Verlassenheit überkommen haben, sodaß Thränen seinen Augen entströmten. Endlich fand er ein Obdach. Sein genügsamer Sinn half ihm über mancherlei Entbehrungen hinweg. Seine Wohnung bestand längere Zeit nur in einem Dachstübchen, seine Nahrung in Wassersuppe. Allmählich glückte es ihm, einigen Erwerb zu erlangen. Zeitweilig erteilte er Unterricht in der deutschen Sprache, später wurde er Korrespondent der Hamburger Adreß-Comptoir-Nachrichten.

Nicht lange nach seiner Ankunft in Paris hatte er württembergische Landsleute aufgesucht. Durch diese wurde er, wie es scheint, in der Folgezeit mit den angesehensten deutschen Männern

bekannt, welche durch ihre Sympathie für die Revolution nach Frankreich gezogen, oder dort festgehalten waren. Freundschaft und Gesinnungsgemeinschaft verbanden ihn insbesondere mit K. F. Reinhard, dem württembergischen Pfarrerssohn und Magister, der mehrere Jahre als Lehrer in Bordeaux thätig gewesen und von dort mit den ihm befreundeten Abgeordneten der Gironde nach Paris übergesiedelt war. Kaum minder fühlte sich Kerner zu dem bekannten, aus Preußen stammenden Grafen Schlabrendorf hingezogen, dessen Erfahrung und geistige Überlegenheit ihm imponieren mußte, und dem er zeitlebens mit Anhänglichkeit und Verehrung zugethan blieb.

Wie die meisten jener deutschen Idealisten, welche der französischen Freiheitsbewegung in ihrem Beginne zugejauchzt hatten, erfuhr auch Kerner bei genauerer Beobachtung der Zustände und Vorgänge in Paris die schmerzlichsten Enttäuschungen. Obwohl er vermutlich von vornherein republikanischen Gesinnungen zugeneigt gewesen, war es ihm heiliger Ernst mit dem Eide, den er geleistet, die neue von der Nationalversammlung ins Leben gerufene Verfassung aufrecht zu erhalten; und nun mußte er zu seiner Bekümmernis erleben, daß die extremen Parteien sich bemühten, das Königtum, welches doch einen Bestandteil der Verfassung bildete, zu untergraben. Schon in einem Briefe vom 18. Dez. 1791 äußert Kerner, nachdem er vorausgeschickt, daß er sein Geburtsland verlassen, um ein Vaterland in Frankreich zu finden: „Die Lage meines Vaterlandes ist sehr bedenklich, und eben die Verfassung, zu deren Erhaltung mich ein feierlicher Eid verbindet, mehr denn (jemals), Gefahren ausgesetzt.“ Offenbar um auf diese Gefahren hinzuweisen, richtete er im Anfang das Jahres 1792 ein Schreiben an seine Straßburger Freunde, in welchem er die Beschaffenheit der Nationalversammlung und das Treiben der Klubs charakterisierte. Mit Genugthuung berichtet

Kerner, daß seine Darlegung Aufsehen erregte und den Beifall der Gesinnungsgenossen fand. Anderseits aber konnte es schwerlich ausbleiben, daß er durch solche freimütige Äußerung seiner Ansichten den Anhängern der zu immer größerer Macht gelangenden extremeren Parteien verdächtig wurde. Indessen lag es in seiner Art, sich unbedenklich, wo immer er es für recht hielt, dem Strome der herrschenden Meinung entgegen zu stellen, und zwar nicht nur durch das Wort, sondern auch durch entschlossene Handlungsweise. So trat er am 8. August 1792 als Nationalgardist für jene Volksvertreter ein, die, weil sie zu Gunsten Lafayettes gestimmt, von einer fanatisierten Menge verfolgt wurden. Durch seine Entschlossenheit trug er insbesondere zur Errettung der Deputierten Fournier und Dumolard bei. Am Abend des folgenden Tages, als der Hauptsturm gegen das Königtum vorbereitet wurde, eilte er nach den Tuilerien, um für Ludwig XVI. zu kämpfen, und harrte noch auf seinem Posten aus, nachdem bereits seine sämtlichen Genossen auseinander gestoben waren. Es begreift sich bei solcher Haltung, daß sein Leben auch während der blutigen Septembertage in beständiger Gefahr schwebte. Letztere verachtete er, aber tiefen Schmerz empfand er über die Entartung der revolutionären Bewegung. Seinen ganzen Abscheu bekundete er gegen jene Männer, welche, „durch ihre Leidenschaften verblendet, in die Fußtapfen der größten Söhne Roms zu treten meinten, und den Weg gewöhnlicher Banditen gingen." Dennoch blieb sein Glauben an den Beruf der Franzosen, der Welt die Freiheit zu erringen, unerschütterlich. Er fühlte sich durch die Siege der französischen Heere erhoben, obwohl oder vielleicht weil dieselben gegen Deutschland errungen waren. In der Niederlage der deutschen Heere erblickte er keine Schande für die deutsche Nation. Seinem Freunde Reinhold, der ihm von der Rache der deutschen Nationalehre geschrieben, hatte er mit der Frage

geantwortet, ob er dabei an Kroaten oder Tolpathen denke. Mit Freuden würde er es begrüßt haben, wenn das deutsche Reich unter dem Keulenschlage der französischen Heere zertrümmert worden wäre. Er traute in diesem Falle den Deutschen die Befähigung zu, einerseits sein Ideal von Freiheit und Ordnung zu verwirklichen, anderseits die Franzosen, welche die Urheber ihrer Befreiung geworden, wenn nötig, wieder in ihre Schranken zurückzuweisen.

Bekundet sich in solchen Äußerungen die ganze Unreife seiner politischen Anschauungen, so bezeugen dieselben doch zugleich, wie sehr ihn auch während dieser Periode seines Lebens bereits ein — wenn auch noch so unklares — deutsches Nationalgefühl erfüllte.

Im Anfang des Jahres 1793 dachte Kerner vorübergehend daran, in die württembergische Heimat zurückzukehren; indessen selbst der Vater, der noch ein Jahr zuvor gewünscht hatte, daß Georg sich als Arzt in Göppingen niederlasse, mußte ihm nunmehr sein Vorhaben mit dem Hinweis widerraten, daß er daheim der Feinde allzuviel besitze. Überdies wäre es ihm damals unmöglich gewesen, einen Paß zu erlangen. So blieb er denn in Paris, wiewohl ihm der Aufenthalt daselbst täglich unleidlicher erschien. Freilich würde es ihm jener Zeit auch in der übrigen Welt schwer gefallen sein, eine Stätte zu finden, wo er sich heimisch hätte fühlen können. Am 7. April 1793 schrieb er u. a.: „Die gegenwärtige Lage der Dinge in Frankreich stimmt nicht mehr mit meinen Grundsätzen überein, ich liebe die Freiheit, die man hier nicht mehr zu kennen scheint"; und in demselben Briefe heißt es weiterhin: so gräßlich verzerrt, so blutig auch die Sache Frankreichs sein möge, so sei sie noch besser als die Sache der Tyrannen Europas. Noch sei es menschenwürdiger, unter den Qualen der Anarchie zu leben, als ruhig unter dem Fuß der gegen Frankreich verbündeten Monarchen.

Am meisten schmerzte ihn bei der Betrachtung der französischen Zustände die Voraussicht, daß dieselben mit Notwendigkeit zum Despotismus führen würden. Das Revolutionstribunal erschien ihm nicht minder schrecklicher Natur, als das Blutgericht der Venetianer und die Inquisition der Spanier. Hatte er Robespierre anfänglich als einen Narren verachtet, so enthüllte sich ihm nur allzubald dessen wahre Natur. Es begreift sich, daß Kerner sich während des Kampfes der Bergpartei gegen die Girondisten auf die Seite der letzteren stellte und auch nach dem Sturze derselben ihre Anschauungen mit Leidenschaftlichkeit verteidigte. Tief erschütterte ihn das Geschick seines deutschen Landsmannes Adam Lux, der mit ihm Enthusiasmus und Enttäuschung geteilt hatte, und dem schließlich seine Begeisterung für Charlotte Corday und der Haß gegen das Schreckensregiment ein tragisches Ende bereitete. Die Gefahr, für gleichverdächtig zu gelten, mißachtend, hatte Kerner sich bis in den Kerker Bahn gebrochen, um dem gefangenen Freunde seine Teilnahme zu bekunden; dem Dahingeschiedenen aber setzte er ein Denkmal, indem er seinen letzten Lebensschicksalen eine schwungvolle und ergreifende Darstellung widmete.[1]

Wenn Kerner trotz seiner unzweideutigen politischen Haltung dem Schreckenstribunal entrann, so dankte er dies teils dem Rückhalte, welchen ihm eine Anstellung als Arzt am skandinavischen Krankenhause gewährte, teils den freundschaftlichen Bemühungen seines Landsmannes Reinhard, der durch seine weltgewandte, geschmeidigere Art besser befähigt, sich in die Zeitverhältnisse zu

[1] In der Monatsschrift „Klio" 1795 (Band I. S. 334—354); ein Auszug findet sich in Justinus Kerners Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. S. 75—92.

schicken, seit 1793 die Stellung eines Bureauchefs im auswärtigen Amt bekleidete. Schon war Georg Kerner, als im Frühjahr 1794 — nach Dantons und Camille Desmoulins Tode — der Terrorismus Robespierres seinen Höhepunkt erreicht hatte, auf die Liste der Proskribierten gesetzt, da gelang es ihm noch mit Hülfe des dänischen Predigers und Reinhards einen Paß nach der Schweiz ausgestellt zu erhalten. Auf schleuniger Flucht kam er binnen dreier Tage über die Grenze.

Die nächstfolgenden Monate verbrachte Kerner in dem Gebiete der alten Eidgenossenschaft. Die Anschauung der schweizerischen Zustände bot ihm mancherlei Anregung, doch auch hier fühlte er sich durch die politischen Verhältnisse abgestoßen. Ihm behagten weder die Aristokraten, noch die Demokraten, die im schroffen Gegensatze einander gegenüberstanden. Die gemäßigt Denkenden erschienen ihm hier, wie in Frankreich, klein an Zahl, furchtsam und schwach. Für sich vermochte er nirgends einen sicheren Rückhalt zu finden. Auch die diplomatischen Vertreter Frankreichs, Barthélemy und Bacher, an welche er von Reinhard empfohlen worden, waren außer stande, sich öffentlich seiner anzunehmen, solange die revolutionäre Diktatur Robespierres fortbestand.

Endlich kam aus Frankreich die ersehnte Kunde, daß das Schreckensregiment ein Ende gefunden. Einem Schreiben vom 4. August fügte Kerner in eiligen Zügen, denen man die Erregung anmerkt, die folgenden Worte hinzu: „Soeben erhalte ich Briefe aus Paris, Robespierre ist tot, das Ungeheuer mit neun seiner Anhänger guillotiniert. Die Freiheit triumphiert und die Tyrannen werden zernichtet, welche Gestalt sie auch annehmen mögen. Gott, ich lebe aufs neue wieder — die Freiheit von Europa ist gerettet — solch eine Scene weisen die Geschichtbücher der Welt nicht auf. — Mögen sie erbleichen die Feinde der fränkischen

Nation, schreckliches konnte sich für sie nichts ereignen — die Folgen werden es erweisen."

Mit erneutem Eifer suchte sich Kerner nunmehr um die Sache der Republik verdient zu machen. Aufs lebhafteste interessierte er sich für ein Projekt, demzufolge sich die Schweiz und das südliche Deutschland zum Zwecke bewaffneter Neutralität vereinigen sollten. Nachdem er bereits einige Zeit vorher im Auftrage der französischen Gesandtschaft zu Basel einen Teil der geheimen Korrespondenz mit den angrenzenden Gebieten Deutschlands besorgt hatte, begab er sich im Herbst 1794 nach Württemberg, um — wie es scheint — eine Neutralitätserklärung dieses Landes, sowie die Wiederherstellung der kommerziellen Beziehungen mit Frankreich zu erwirken.

Herzog Karl Eugen, der Kerner einst so recht als Typus eines Tyrannen erschienen war, weilte nicht mehr unter den Lebenden. Sein Nachfolger war Ludwig Eugen, dessen trefflichem Privatcharakter Kerner alle Anerkennung zollte. Auch hatte der neue Herrscher nichts von einem Despoten an sich. Dennoch stand er der französischen Revolution feindseliger, als sein Vorgänger gegenüber. Als ein Mann von strengster Gewissenhaftigkeit suchte er seinen reichsständischen Pflichten mit größerem Eifer, als die meisten übrigen deutschen Reichsfürsten, nachzukommen. Um die Widerstandskraft Schwabens zu erhöhen, hatte er bei den Ständen des Kreises die Aufstellung einer ansehnlichen Landmiliz beantragt und in Württemberg überdies — für den Fall eines französischen Angriffs — ein Aufgebot der gesamten waffenfähigen Mannschaft in Aussicht genommen. In der Bevölkerung des Landes war die Stimmung geteilt. Von verschiedenen Seiten trat das Bemühen hervor, die patriotischen Absichten des Fürsten durch Wort und That zu fördern. Der ehemalige Professor der Karlsschule, Jak. Friedr.

Abel, erneuerte in einer besonderen Schrift das Angedenken an die Schreckenstage, welche ein Jahrhundert zuvor die Franzosen unter Melac über Württemberg gebracht, um hieran ernste Ermahnungen und Vorschläge im Sinne der vom Herzog gewünschten Volksbewaffnung anzuknüpfen. Ein junger, dichterisch begabter Theologe, Bahnmaier, suchte durch ein „Kriegslied des württembergischen Bürgerkorps" auf die Gesinnungen seiner Landsleute zu wirken. Nicht zum wenigsten aber zeichnete sich damals der Oberamtmann Kerner durch den patriotischen Eifer aus, mit welchem er die Organisation der Volksbewaffnung in seinem Ludwigsburger Bezirk betrieb. Während der Sohn für Verbrüderung mit den Franzosen schwärmte, suchte der Vater seine Amtsuntergebenen mit „Hermanns kriegerischem Geiste" zu erfüllen und sie zu kräftiger Abwehr des fränkischen Feindes zu befeuern.

Anderseits fehlte es in Württemberg nicht an Männern, welche mit dem damaligen Frankreich mehr oder minder lebhaft sympathisierten, und zahlreicher noch waren diejenigen, welche, ohne einer bestimmten politischen Partei zu huldigen, im partikularistischen Landesinteresse an der kriegerischen Haltung des Herzogs Anstoß nahmen und die Besorgnis hegten, daß Württemberg der österreichischen Politik aufgeopfert werde.

Es ergibt sich hieraus, daß Georg Kerners Unternehmen, wenn auch immerhin für ihn ein persönliches Wagnis, doch keineswegs völlig aussichtslos war.

Als der Oberamtmann Kerner von der beabsichtigten Reise seines Sohnes Kunde erhalten, hatte er ihm einen Brief nach Tübingen entgegengeschickt, in welchem er ihn aufforderte, falls er der Sache Frankreichs noch immer ergeben sei, sofort wieder umzukehren, andernfalls müsse er gewärtig sein, daß gegen ihn, als einen revolutionären Eindringling, auf Antrieb des eigenen Vaters Polizeimaßregeln ergriffen würden. Georg war indessen so schleunig

nordwärts geeilt, daß ihn dieser Brief verfehlte, und nach kurzem Aufenthalt in Stuttgart, wo er sich mit seinen Gesinnungsgenossen verständigte, traf er unerwartet in Ludwigsburg ein. Sicher hatte — abgesehen von der Hoffnung auf politische Erfolge — auch die Sehnsucht nach dem Lande seiner Geburt, nach seinen Angehörigen und einer heißgeliebten Jugendfreundin den Entschluß zu dieser Reise in ihm wachgerufen. Es begreift sich, daß er vom Vater zunächst nur mit Kälte aufgenommen wurde. Als loyaler Beamte konnte derselbe nicht umhin, die Ankunft Georgs beim Herzog zur Anzeige zu bringen. Ludwig Eugen erklärte jedoch, aus Rücksicht auf die Verdienste des Vaters die Anwesenheit des Sohnes ignorieren zu wollen. So vermochte letzterer denn etwa vierzehn Tage ungestört auf heimatlichem Boden zu verbringen. Es gelang ihm, sich mit dem Vater auszusöhnen. Glücklich im Schoß seiner Familie und zugleich in der Wiedervereinigung mit der Geliebten, verlor er anderseits auch seine politische Aufgabe nicht aus dem Auge. Bei zahlreichen Männern, ja sogar bei mehreren Mitgliedern der Regierung und der Landschaft, fand er freundliche Aufnahme und Verständnis für seine Pläne; sodaß er schon auf den besten Erfolg derselben rechnen zu dürfen glaubte, als ihm schließlich eine Audienz bei einem der einflußreichsten Ratgeber des Herzogs, dem Geheimen Sekretär Schwab, zu teil wurde Auch diesem gegenüber verteidigte er aufs eifrigste seine Ansicht von der Notwendigkeit einer Versöhnung mit Frankreich, „als bloßer Privatmann, der zufälligerweise mit der Lage der Dinge vertraut sei und mit Personen in Verbindung stehe, welche auf die Leitung der französischen Angelegenheiten Einfluß übten“. Schwab hörte ihn längere Zeit geduldig an und warf schließlich die Frage auf, ob es nicht möglich sei, daß der Konvent den Sohn Ludwigs XVI. als Ludwig XVII. auf den Thron setze. Da

wies Kerner lachend auf die Sonne hin und fragte den Geheimsekretär, ob er wohl glaube, daß diese sich freiwillig in den Mond verwandeln werde. Es scheint, daß hiermit die Audienz ein schnelles Ende erreichte. Noch am selbigen Tage sandte der Herzog eine Emigrantin, welche sein besonderes Vertrauen genoß, an den Oberamtmann Kerner, um diesem — aus besonderer Schonung in aller Stille — zu bedeuten, daß Georg das Land verlassen und während der Dauer des Kriegs nicht wiederkehren möge. Es bedurfte keiner weiteren Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn. Das plötzlich veränderte Benehmen des ersteren sprach deutlich genug. Ohne sich von ihm zu verabschieden, kehrte Georg nach wenigen Tagen in die Schweiz zurück. Genaueren Aufschluß über das, was vorgefallen war, erhielt er freilich erst während einer zweiten Reise ins Württembergische, welche er im November d. J. antrat.

Dieser erneute Ausflug Kerners hatte folgende Veranlassung. Da der direkte Handelsverkehr zwischen der französischen Republik und dem südlichen Deutschland während der Kriegszeit gesperrt war, so hatte man den Ausweg gefunden, die in letzteren Gegenden für Frankreich gemachten Ankäufe an Pferden, Ochsen, Schafen u. dgl. m. durch die Schweiz zu befördern. Es scheint, daß namentlich englischerseits hieran Anstoß genommen und bei der Regierung von Bern Beschwerde geführt wurde. Dürfen wir den Angaben Kerners trauen, so wären darauf — zur Beeinträchtigung dieses Durchgangshandels — Berichte über eine in Schwaben herrschende Viehseuche in Umlauf gesetzt. Begreiflicherweise war nun im französischen Interesse sehr viel daran gelegen, ein amtliches Zeugnis darüber zu erhalten, daß jene Berichte grundlos seien, und Kerner übernahm es, ein solches Attest zu beschaffen.

Um den Zweck seines abermaligen Aufenthaltes in Stuttgart zu verbergen, gab derselbe vor, er sei gekommen, um Genug-

thuung wegen der von Verleumdern wider ihn gerichteten Anklagen zu fordern. Dem Geheimsekretär selbst kündigte er seine erneute Ankunft an, und verlangte von ihm zu erfahren, an welches Gericht er sich zu dem angedeuteten Zweck zu wenden habe. Das seltsame Begehren erregte offenbar bei Hof Bedenken, und die Antwort wurde verzögert. Mittlerweile hatte Kerner Gelegenheit gefunden, sich das erwünschte Dokument zu verschaffen.

Auf dem Rückwege nach der Schweiz geriet er zu Balingen in die Gewalt österreichischer Landreiter, denen er jedoch in der Tracht eines Bauernmädchens zu entschlüpfen wußte. Zu jener Zeit mag es gewesen sein, daß er, im Begriff die Grenzen des Schwabenlandes zu überschreiten, zu den Füßen einer deutschen Eiche dem Himmel schwor, sein Haupt nicht ruhig niederzulegen, bis diese Eiche auf freiem Boden stehe.

Nach kurzem Aufenthalt in der Schweiz kehrte Kerner in den letzten Tagen des Jahres 1794 nach Frankreich zurück, um die nächstfolgenden acht Monate (von Anfang Januar bis Anfang Sept. 1795) wieder in Paris zu verbringen.

Noch längere Zeit war Kerner von der Hoffnung beseelt, die in der Heimat angeknüpften Verbindungen verwerten zu können, um für die Aussöhnung Württembergs mit Frankreich thätig zu sein. Hatten doch einige Mitglieder der Landschaft ihm die Aussicht eröffnet, daß man sich seiner bei etwaigen Verhandlungen bedienen werde. Indessen waren seine Beziehungen zu der württembergischen Friedenspartei nicht von Bestand. Den Vertretern der letzteren mochte Kerners stürmisches Wesen kein hinreichendes Vertrauen einflößen, während dieser wiederum jene des Wankelmuts und der Feigheit bezichtigte.

Auch während seines diesmaligen Pariser Aufenthalts beschäftigte sich Kerner vielfach mit Ausarbeitung von politischen

Berichten, unter denen insbesondere die Briefe, welche in der Monatsschrift „Klio“ abgedruckt wurden, Beachtung verdienen. Dieselben enthalten eben sowohl interessante Einzelheiten über den früheren Verlauf der revolutionären Bewegung, als auch namentlich bemerkenswerte Beiträge zur Charakteristik der Pariser Zustände während der ersten Monate des Jahres 1795. Wie sich aus dem ersten jener Briefe ergibt, hatte Kerner den französischen Boden mit den freudigsten Empfindungen wieder betreten. Er lebte der Hoffnung, daß nunmehr endgiltig die Zeiten vorüber seien, in denen unter der Maske eines wilden Republikanertums Greuelthaten auf Greuelthaten gehäuft worden, und daß sich die französische Nation unter einer „weisen und durch Erfahrung klug gemachten Regierung“ nun endlich der Segnungen der Freiheit erfreuen werde. Aber nicht lange konnte ihm verborgen bleiben, daß weder Terroristen, noch Aristokraten und Royalisten auf ihre Pläne und Hoffnungen verzichtet hatten. Um, wenigstens soviel an ihm war, den Bestand eines geordneten republikanischen Regiments zu fördern, schloß er sich der sogenannten „Pariser Jugend“ an, welche zur Bekämpfung terroristischer Ausschreitungen zusammengetreten war. Er befand sich in der Mitte derselben während der Unruhen im Anfange des Germinal. Es galt damals, die Aufrührer, welche den Konvent bedrohten, im Zaum zu halten, eine Aufgabe, welche für die jungen Leute umsoweniger gefahrlos war, als sie von der erregten Menge insgesamt für Aristokraten und Stutzer (muscadins) gehalten und aufs heftigste angefeindet wurden. Kerner kam es dabei zu statten, daß er sich nicht nur mit Fug und Recht auf seine republikanischen Gesinnungen berufen konnte, sondern auch mit einem gewissen Geschick die Redeweise des revolutionären Zeitalters in Anwendung zu bringen wußte. So verfehlte es seine Wirkung nicht, als er einmal, von einem tosenden

Haufen umringt und bedroht, sich an eine der Rädelsführerinnen mit den Worten wandte: „Du nennst mich einen Aristokraten — je nun, so ziehe Dein Messer, bohre es in meine Brust — und Du wirst republikanisches Blut herausströmen sehen.“ Diese Anrede — so berichtet Kerner — entwaffnete die Menge und rettete ihn, wie seinen gleichfalls gefährdeten Begleiter.

Daß unter der „Pariser Jugend“ keineswegs alle seine Gesinnungen teilten, sondern daß sich unter derselben thatsächlich Aristokraten befanden, konnte Kerner nicht entgehen. Diesen letzteren trat er mit Entschiedenheit entgegen und mußte dafür öfters aus der Mitte der Schar, mit welcher er sich zur Aufrechthaltung der Ordnung verbunden hatte, die Worte vernehmen: „Wir haben noch Jakobiner unter uns.“ Auch durch solche Angriffe ließ er sich in seinem Verhalten nicht beirren.

Als die Nationalgarde wieder ins Leben gerufen wurde, schloß sich Kerner dieser an. Unter den Fahnen der Sektion Butte des Moulins verbrachte er u. a. den 13. Germinal. Sein Bataillon, welchem die Aufgabe zufiel, am Hafen St. Nicolas die Ordnung aufrecht zu erhalten, zeichnete sich — laut seines Berichts in der „Klio“ — durch Kaltblütigkeit und republikanische Entschlossenheit aus; den Schmährufen des Gesindels, welches das Korps umschwärmte, ward tiefstes Stillschweigen entgegengesetzt, jeder Versuch einer Zusammenrottung aber im Keime vereitelt.

Ernste Gefahr bedrohte Kerner aufs neue am 1. Prairial. Er geriet wieder mitten unter eine wütende Volksmenge, die — wie er später erzählte — förmlich nach Blut lechzte und, wenn nicht gerade ihn, doch irgend ein Opfer haben wollte. Schon war der Mordstahl gegen ihn gezückt, da griff er instinktmäßig in die Tasche und fand darin das Schriftstück, durch welches ihm Barthélemy seine der französischen Sache in Württemberg geleisteten

Dienste bezeugt hatte. Mit dem Rufe: „So begegnet Ihr Eurem Wohlthäter!“ warf er das Dokument dem Haufen zu. Während dasselbe von einer Hand zur andern ging, suchte Kerner zu entrinnen, vielleicht mit zweifelhaftem Erfolg, hätte ihn nicht ein Wachtposten festgenommen, weil er Schriften unter das Volk geworfen habe. Sein Leben war gerettet; doch mußte er noch am selben Tage vom Fenster aus anschauen, wie das Haupt des ihm befreundeten Abgeordneten Féraud auf einer Pike herumgetragen wurde, von Männern, in welchen er seine eigenen Verfolger wieder zu erkennen glaubte.

Auch durch die Wiederkehr solcher Schreckensscenen wurde Kerners Enthusiasmus für das, was ihm der wahre Sinn und Zweck der französischen Freiheitsbewegung zu sein schien, nicht beeinträchtigt. Noch immer erblickte er in einer Gegenrevolution das Verderben Frankreichs nicht allein, sondern des gesamten Europas, und mit banger Besorgnis verfolgte er die Umtriebe der Aristokraten und Royalisten, welche im Laufe der folgenden Monate die Fortdauer der Republik zu gefährden schienen.

Die letzten Parteikämpfe Frankreichs unter der Herrschaft des Nationalkonvents, sowie das erste militärische Eingreifen Bonapartes sollte Kerner nicht mehr in Paris erleben. Am 24. Juni 1795 war sein Freund Reinhard vom Wohlfahrtsausschuß zum Gesandten der französischen Republik bei den Hansestädten ernannt worden. Von letzterem erhielt er die Aufforderung, ihn als sein Privatsekretär nach Hamburg zu geleiten.

In der Hoffnung, auf diese Weise der französischen Republik nützen zu können, gab Kerner seine Einwilligung, obwohl er gerade damals von schwerer Krankheit befallen war. Noch nicht völlig genesen, verließ er Paris am Anfang des Septembers, um sich an der Seite des Freundes über Belgien und Holland nach seinem neuen Wohnsitz zu begeben. Die Reise gewährte ihm neue Anregung und zugleich die Herstellung seiner Gesundheit.

Über die Eindrücke, welche ihm während der letzten Zeit seines Aufenthalts in Frankreich, sowie unterwegs in den Niederlanden zu teil wurden, hat Kerner in einer Reihe von Briefen Bericht erstattet, welche Ende 1795 und Anfang 1796 in der von Poel zu Altona herausgegebenen Zeitschrift „Frankreich" veröffentlicht worden sind. In dem ersten dieser Briefe behandelt er die politischen Verhältnisse in Paris zur Zeit seiner Abreise. Derselbe schließt sich somit ergänzend an die Schilderungen in der „Klio" vom Beginn des Jahres 1795 an. Man erkennt aus dem Vergleich, wie viel unerfreulicher sich nach Kerners Auffassung die Zustände Frankreichs mittlerweile gestaltet hatten. „Wir verließen Paris," — so beginnt Kerner seine Darstellung, — „am 20. Fructidor (d. i. am 6. September) abends unter den Zurüstungen des Royalismus." Die Gesamtlage wird alsdann im wesentlichen durch die folgenden Sätze charakterisiert. „Die Rachsucht, der Ehrgeiz, der Royalismus und die Vaterlandsverräterei haben sich gemeinschaftlich Beistand geschworen." „Die Aristokratie, ihres Sieges gewiß, wirft ihre Maske ab." „Die große Masse des Volks, welche unter dem Druck selbstzugezogener Leiden die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes verloren, gibt sich mit eben der Wut der Agiotagesucht preis, mit welcher sie ehemals dem Jakobinismus anhing." „Die echten Republikaner stehen schon längst allein, verkannt und verleumdet." Dieses die Hauptzüge des Gemäldes, welches Kerner durch drastische Schilderung der Demoralisation im öffentlichen und privaten Leben noch weiter ausgeführt hat. Mochten unter solchen Umständen „die Edlen, die die republikanische Ruhe und Ordnung lieben und den Kampf im offenen Felde einer feigen Unterwerfung vorziehen", nur klein an Zahl und bedroht in ihrer Stellung sein; „auf diesen wenigen Starken, die Paris in sich schließt" — so heißt es gegen Ende des Briefes — „ruht mein

von so vielen häßlichen Bildern verwundetes Auge aus, ihnen gehört mein letzter Wunsch, ihre Sache wird siegen, muß siegen, oder Frankreich und das ganze kultivierte Europa gehen zu Grunde."

Dieser zuversichtliche Glauben durchdringt auch die folgenden Briefe Kerners, obwohl die in denselben mitgeteilten Thatsachen eine weit minder hoffnungsvolle Stimmung gerechtfertigt haben würden. Auf einer der ersten Stationen nördlich von Paris erfuhr Kerner, daß die Bewohner des betreffenden Kantons die neue Konstitution verworfen hätten, und zwar mit der charakteristischen Bemerkung: „Wir wollen Republikaner sein, sobald wir Brot haben." Freilich war Kerner geneigt, in solcher Äußerung nur die Wirkung treuloser Intriguen der Übelgesinnten zu erblicken; doch mußte er konstatieren, daß die Mehrheit der kleinen französischen Ortschaften, welche er passierte, nicht viel anders gesinnt war.

Beim Eintritt in das belgische Gebiet erfreute ihn der Anblick des allgemeinen Wohlstandes. Wenn erst die Sonne der Freiheit in die Finsternis dieses Landes gedrungen, so meinte er, werde dieses zu einer Blüte und zu einem Reichtum gelangen, wovon andere europäische Länder in einem gleich hohen Grade kaum Beispiele aufzuweisen haben möchten. Aber was er selbst über die belgischen Zustände unter der Herrschaft der französischen Revolution mitteilt, über die Räubereien der Revolutionsausschüsse, die Unrechtfertigkeiten der Kommissare und Agenten, über „jenes verworfene Gesindel, das hinter den Armeen herzieht und nach vollendeter Schlacht mit den Raben zum Fraß herbeieilt," macht es begreiflich genug, daß die Mehrheit in den bisherigen österreichischen Niederlanden der aufgedrungenen Freiheit aufs entschiedenste widerstrebte.

Etwas günstiger erschienen die Aussichten in Holland, doch entging es Kerner nicht, daß hier den Anhängern der französischen Revolution nicht nur die Partei des Statthalters, sondern auch die

aristokratischen Widersacher desselben gegenüberstanden, daß die Bewohner der großen Handelsstädte zumeist, jedes politischen Interesses bar, nur ihrem kaufmännischen Vorteil lebten, daß die wahren Freiheitsfreunde auch hier sich gefallen lassen mußten, manchen Fanatiker, manchen schleichenden Ränkler, manchen bezahlten Gaukelspieler in ihrer Mitte zu haben. Trotzdem erblickte Kerner in dem umgestalteten Holland den berufenen Bundesgenossen Frankreichs im Kampf gegen die verhaßte britische „Monopolisten-Nation"; und er malte sich aus, wie Frankreich und Holland Arm in Arm den Berg der Freiheit ersteigen würden, um von hier aus ihre vereinigten Donner auf Albion zu schleudern, das auf dem Gipfel eines ausgefressenen Felsens stehe.

Die Bewältigung Englands, wie sämtlicher gegen Frankreich verbündeten Mächte ersehnte Kerner nicht nur, weil sie die Republik von außen bedrohten, sondern weil sie, seiner Ansicht nach, durch ihre Umtriebe im Einvernehmen mit den Emigranten das französische Parteileben zu vergiften suchten und dadurch die Errungenschaften der Revolution gefährdeten.

So hegte denn Kerner noch immer die lebhafteste Sympathie für sein französisches Adoptivvaterland und erbitterten Haß gegen die Feinde desselben, als er Ende September 1795 aufs neue die Grenzen Deutschlands überschritt.

3. Kapitel.

Kerner als Sekretär des französischen Gesandten Reinhard in Hamburg. 1795—1798.

Vom Herbst 1795 bis gegen Ende 1801 waren die Geschicke Kerners innig mit denen Reinhards verknüpft. Zunächst waren es ndsmannschaftliche Beziehungen gewesen, welche sie einander näher

gebracht hatten. Ein Brief Kerners berichtet, wie sie in der Zeit, als die Schreckensherrschaft nahezu ihren Höhepunkt erreicht hatte (Ende Februar 1794), einmal zusammen nach dem Landsitz des Abgeordneten Lacoste pilgerten, dessen Frau eine geborene Württembergerin und Jugendfreundin Kerners war, wie sie sich unterwegs von ihren württembergischen Freunden unterhielten und alsbald nach ihrer Ankunft an dem von der Hand der schönen Landsmännin dargebotenen Neckarwein, „dem vaterländischen Rebensaft" erquickten. Bei allem hohen weltbürgerlichen Flug ist beiden stets Anhänglichkeit an das schwäbische Heimatland eigen geblieben. Abgesehen von dieser Gemeinsamkeit, verband sie längere Zeit die Gleichheit der politischen Richtung, sowie eine gewisse Sympathie und wechselseitige Hochschätzung, welche auch durch die Verschiedenheit von Naturell und Charakter nicht beeinträchtigt wurde. In dem soeben erwähnten Briefe rühmt Kerner Reinhards treffliches Herz und seinen erhabenen Geist, ein anderes Mal nennt er ihn seinen älteren Bruder. Umgekehrt hat Reinhard später selbst in seinen offiziellenGesandtschaftsberichten sich über Kerner wiederholt in den wärmsten Ausdrücken geäußert. Abgesehen von dessen begeisterter Hingebung an die Interessen der Republik rühmt er, daß ihm keine lauterere Seele, kein menschenfreundlicheres Herz bekannt sei. Die mehr als sechsjährige Periode ihres Zusammenlebens und Zusammenwirkens mochte freilich wohl dazu angethan sein, ihre Freundschaft auf manche Probe zu stellen. In diesem Zeitraum hatte Reinhard verschiedene, zum Teil hochwichtige diplomatische Stellungen inne, während ihm Kerner als schlichter Privatsekretär zur Seite stand und erst zuletzt in mehr offizieller Weise attachiert war. Obwohl aber auf einen ganz untergeordneten Posten gestellt, wurde Kerner doch als der Freund und Vertraute Reinhards zu mancherlei Missionen gebraucht, welche ein höheres Maß von

Selbständigkeit erforderten. Erwägt man dabei seinen unüberwindlichen Drang, aus eigener Initiative und nach eigenen Anschauungen für das Wohl seiner Mitmenschen und die Verwirklichung seines Freiheitsideals zu streben und diesem entgegenstehende Verhältnisse zu bekämpfen, so begreift sich, daß seinem Takt und seiner Selbstbeherrschung oft schwierige Aufgaben gestellt waren. Nicht immer hat er sich denselben gewachsen gezeigt, auch ergab sich für Reinhard gelegentlich Anlaß zur Klage darüber, daß Kerner sich eines Verkennens seiner Stellung schuldig gemacht habe. Es zeugt gewiß für die Innigkeit ihrer Freundschaft, daß sie durch solche Mißklänge nicht wesentlich getrübt ward. Erst nachdem in der politischen Richtung beider Männer ein schärferer Gegensatz zur Geltung gekommen, trat nicht nur eine Trennung ihrer Lebenswege, sondern auch eine gewisse innere Entfremdung ein, welcher jedoch nach einigen Jahren wieder eine Ausgleichung und Versöhnung folgen sollte.

Als Reinhard und Kerner im Herbst 1795 in Hamburg eintrafen, stimmten sie in ihren politischen Gesinnungen nicht nur mit einander überein, sondern es fehlte auch in den Hansestädten nicht an Männern, welche gleich ihnen von der heilbringenden Bedeutung der französischen Revolution für die Völker Europas durchdrungen waren. Es erklärt sich daher leicht, daß jenen beiden Deutschen, welche, ohne ihr deutsches Wesen zu verleugnen, sich in den Dienst der französischen Republik gestellt hatten, vielfach eine sympathische Aufnahme zu teil ward. Gleich während der ersten Woche ihres Aufenthalts in Hamburg erhielten sie täglich Einladungen, durch welche sie mit einer Reihe bedeutender und interessanter Persönlichkeiten bekannt wurden. Kerner nennt unter diesen „den großen Klopstock", G. H. Sieveking, den er als einen der angesehensten Hamburger-Kaufleute und Patrioten

bezeichnet, ferner den in Altona lebenden Schriftsteller Poel, den portugiesischen Geschäftsträger Johannes Schuback und den schwedischen Gesandten de Peyron.

Der Brief, in welchem Kerner von diesen seinen ersten Hamburger Bekanntschaften Kunde gab, war an Reinhold gerichtet, welcher sich nach seinem Abgang von der Karlsschule zunächst dem Kaufmannsstande gewidmet hatte, später aber in den holländischen Militärdienst eingetreten war. Von dem sehnsüchtigen Wunsche geleitet, den Jugendfreund wiederzusehen, riet ihm Kerner, der militärischen Laufbahn zu entsagen und dafür in Hamburg eine diplomatische Wirksamkeit zu suchen; er stellte ihm dabei die Unterstützung Reinhards, sowie Abbémas, des Gesandten der batavischen Republik bei den Hansestädten, in Aussicht. Kerners Vorstellungen und Bemühungen waren nicht vergeblich. Im Anfang des Jahres 1796 traf Reinhold, zum Legationssekretär Abbémas ernannt, in Hamburg ein; und so genoß Kerner das Glück, neben dem älteren und gereifteren Freund, zu dem er als seinem Vorgesetzten hinaufblicken mußte, auch den trauten Gefährten seiner Knabenjahre an seiner Seite zu haben. Die Wiedervereinigung mit dem letzteren sollte bewahrheiten, was sie einstmals im kindlichen Gemüte nur hatten ahnen können: ihre innere Zusammengehörigkeit. Ihr Herzensbund wurde nun für alle Folgezeit erneuert. Die Bedeutung dieses Bundes für ihr beiderseitiges Lebensglück hat nicht nur der enthusiastische Kerner, sondern auch der kühlere und maßvollere Reinhold zu würdigen gewußt. Zeugnis hiervon geben die Worte desselben, welche er im Jahre 1798, einige Zeit nach Kerners Abgang von Hamburg, auf die hier mit ihm gemeinsam verlebten Jahre zurückblickend, niederschrieb: „Nach einer langen Trennung hat ein der Freundschaft günstiges Geschick uns wieder auf einige Zeit zusammengeführt; und alles, was wir bis

dahin erfahren und erkannt haben, die Menschen und die Dinge, die Natur und die Vernunft, alles hat uns überzeugt, daß wir für unser Glück, wie für unsern Wert, nicht besser sorgen könnten, als indem wir den Bund unserer Kindheit für unser ganzes Leben, ja durch alle Verwandlungen unserer Existenz, die uns unser Herz lassen mögen, auf immer unverändert gelten und bestehen ließen."

Neue für Geist und Gemüt anregende Beziehungen hatte Kerner mittlerweile besonders in Bremen angeknüpft, wohin er sich bereits im November 1795 auf Veranlassung Reinhards begeben hatte.

War in Hamburg der entgegenkommende Empfang, welcher dem französischen Gesandten und seinem Sekretär zu teil wurde, vorzugsweise auf private Kreise beschränkt geblieben, während der Senat, mit Rücksicht auf die Fortdauer des Reichskriegs eine größere Reserve beobachtete, so waren es in Bremen gerade einige der hervorragendsten Ratsmitglieder, welche dem Stellvertreter Reinhards die herzlichste Aufnahme zu teil werden ließen. Offenbar war in Bremen nicht nur an und für sich eine größere Hinneigung zu Frankreich vorhanden, sondern man konnte derselben auch einen unumwundenen Ausdruck geben, weil man nicht, wie die maßgebenden Kreise Hamburgs, von den argwöhnischen Vertretern der Frankreich feindlich gegenüberstehenden Mächte überwacht wurde. Auch trug der Umstand, daß Kerner, obwohl im Auftrage Reinhards, doch immerhin ohne offiziellen Charakter, in Bremen erschienen war, wesentlich dazu bei, den näheren Verkehr mit ihm minder verfänglich erscheinen zu lassen. Sein offenes, vertrauenerweckendes Wesen scheuchte vollends alle Bedenken. Den hochbetagten und trotzdem noch mit jugendlichem Feuer den Ideen der Freiheit ergebenen Syndikus von Post scheint er durchaus für sich

eingenommen zu haben. Aber auch zu dessen Bruder, dem Senator von Post, ferner zu den Senatoren Gröning und Oelrichs trat er in ein näheres Verhältnis. Und wie diese an dem muntern, liebenswürdigen und enthusiastischen Wesen des jungen Diplomaten Gefallen fanden, so gewann Kerner seinerseits die lebhafteste Sympathie sowohl für die bremischen Staatslenker, als auch für das Gemeinwesen, welches sie vertraten.

Dieser letztere Umstand ist für die ferneren Geschicke der Stadt von nicht unerheblicher Bedeutung geworden. Schon vorher freilich war Bremen bei der französischen Regierung in größerer Gunst als Hamburg, sicher hatte daher Reinhard für die erstere Stadt gleich anfänglich ein freundliches Vorurteil; doch durch Kerner zuerst war ihm genauere Kunde über die dortigen Verhältnisse zu teil geworden, und unzweifelhaft sind auf die Berichterstattung desselben die für Bremen überaus freundlich lautenden Auslassungen zurückzuführen, die sich in einer Depesche des Gesandten vom Anfang Dezember 1795 finden. Nicht nur werden die besonderen Anliegen der Stadt, welche namentlich auf Beseitigung der hannoverischen Hoheitsrechte innerhalb des bremischen Gebiets, auf Erwerbung einer Besitzung an der Unterweser und auf Befreiung vom Elsflether Zoll gerichtet waren, der französischen Regierung nachdrücklich empfohlen, sondern es äußert sich in diesem Berichte zugleich die deutliche Tendenz, eine Begünstigung Bremens auf Unkosten Hamburgs in Anregung zu bringen. Da heißt es im Eingang: „Die Stadt Bremen hat von dem gegenwärtigen Krieg beinahe ebensosehr, wie Hamburg, Nutzen gezogen, ihr Handel hat sich erheblich vergrößert, und ihre Bewohner erfreuen sich eines durchgängigen Wohlstandes. Indessen ist der Luxus hier geringer, die Sitten sind einfacher, der Egoismus weniger allgemein.“ Und weiterhin findet sich die Bemerkung:

„Wenn die Umstände uns veranlassen sollten, der allzu großen Konzentration des Handels in Hamburg entgegenzutreten, so würde dieses ein Motiv mehr sein, dem bremischen Handel Vorschub zu leisten."

Die mit den neu gewonnenen Freunden an der Weser angeknüpften Beziehungen weiter zu pflegen, bot sich Veranlassung dar, seitdem Reinhard — zufolge eines Zerwürfnisses mit dem hamburgischen Senat — im Frühjahr 1796 nach Bremen übergesiedelt war.[1] Allerdings sollte Kerner die Residenz seines Freundes nur mit größeren und geringeren Unterbrechungen teilen, da er von diesem mit immer erneuten Aufträgen in die Ferne entsandt ward. Alsbald nach der gemeinsamen Ankunft in Bremen, mußte er nach Paris eilen, wo er sich etwa vier Wochen aufhielt. Von dort zurückgekehrt, reiste er nach Hamburg, Kiel, Stade, Altona. Vielfach leistete er offenbar nur Kurierdienste. Von etwas größerer Bedeutung war dagegen eine Sendung nach Hildesheim, welche ihm im Juli des Jahres 1796 zu teil ward. Dorthin waren die Deputierten derjenigen norddeutschen Reichsstände geladen, welche sich an der Verpflegung der zum Schutz der Neutralität gebildeten Observationsarmee beteiligen sollten. Da bei den damaligen unsicheren Verhältnissen zwischen Frankreich und Preußen die betreffenden Defensivmaßregeln in Paris ein gewisses Mißtrauen hervorgerufen hatten, so glaubte Reinhard seiner Regierung einen Dienst zu leisten, indem er sich sowohl über die Arbeiten des Kongresses, wie über Stärke, Stellung und Zweck der Observationstruppen genauer zu unterrichten suchte. Zu diesem Behuf beauftragte er Kerner, nach Hildesheim zu gehen

[1] Vgl. über den Konflikt Reinhards mit dem Hamburgischen Senat Hans. Geschichtsblätter, Jahrgang 1875, S. 76 ff.

und dem preußischen Kreisdirektorialgesandten von Dohm ein Schreiben zu übergeben, in welchem er denselben in freundschaftlichen Ausdrücken um Auskunft ersuchte. Es ist jedoch einleuchtend, daß Reinhard auf die von Dohm zu erwartende Antwort weniger Gewicht legte, als auf die persönlichen Beobachtungen und Erkundigungen Kerners, der als Überbringer jenes Briefs einen augenfälligen Vorwand hatte, einige Zeit in Hildesheim zu verweilen. Dohm durchschaute die Absichten Reinhards und die Rolle, welche Kerner zu spielen ausgesandt war. Er scheint jedoch den Letzteren nicht für sehr gefährlich gehalten zu haben. Am 29. Juli 1796 schreibt er an seine Regierung: es sei von ihm über die Anwesenheit Kerners dem Wunsche desselben gemäß Stillschweigen beobachtet; doch habe sich der junge Mann durch sein Auftreten in Hildesheim und seine übertriebene Verteidigung der französischen Grundsätze schon kenntlich genug gemacht. Trotz dieses Mangels an diplomatischer Zurückhaltung gelang es Kerner, der Hauptsache nach seinen Zweck zu erreichen und sich, abgesehen von anderweitiger Auskunft, die Protokolle der bisherigen Verhandlungen zu verschaffen. Der ihm auf Reinhards Wunsch von Dohm zugestellte Paß erleichterte ihm vermutlich, von Hildesheim aus einen Abstecher nach Pyrmont, dem damaligen Aufenhaltsort des Königs, und nach Minden, dem Hauptquartier der Observationsarmee zu unternehmen. Über das Treiben an allen diesen drei Plätzen hat er ausführlich an Reinhard berichtet und zugleich auf Grund der gewonnenen Eindrücke allerlei politische Reflexionen und Ratschläge aufs Papier gebracht.

Als Hauptresultate seiner Hildesheimer Sendung betrachtete Kerner die Erkenntnis, daß Frankreich in Norddeutschland nicht den ihm gebührenden Einfluß besitze. Dies ergab sich für ihn u. a. aus der zwiefachen Beobachtung, daß der Hildesheimer

Konvent vollständig von Preußen beherrscht werde, und daß die norddeutschen Verteidigungsmaßregeln vorzugsweise zum Schutze Hannovers, also im Interesse des Königs von England unternommen würden. Als die vorzüglichste Ursache dieses mißlichen Thatbestands bezeichnet er den Frieden von Basel. Ungleich mächtiger und achtunggebietender würde Frankreich seiner Ansicht nach dastehen, wenn man den Frieden in einem französischen Kriegslager an den Ufern der Weser oder der Elbe geschlossen hätte. Damit nun unter den obwaltenden Verhältnissen das französische Interesse innerhalb des niedersächsischen Kreises wenigstens nach Möglichkeit wahrgenommen werde, empfahl er, einen offiziellen Vertreter der Republik nach Hildesheim zu senden. Er glaubte, daß ein solcher den Deputierten der kleineren Staaten Preußen gegenüber einen gewissen Rückhalt gewähren und durch seine Einwirkung auf den Kreiskonvent bei der Gesamtheit eine Reihe von Forderungen durchsetzen werde, bezüglich deren man bisher mit den einzelnen Kreisständen mehr oder minder vergeblich unterhandelt habe, z. B.: Vertreibung oder Überwachung der Emigranten, Beseitigung der englischen Werbungen, Auflösung des Prätendentenhofs in Blankenburg. Auch die Verwirklichung eines der Lieblingsprojekte der damaligen französischen Politiker, die Schließung der Weser und Elbe für den Handel der Engländer, hielt er auf diesem Wege für erreichbar.

Diese von Kerner in einem ausführlichen Memoire entwickelten Vorschläge mußten Reinhard damals um so mehr chimärisch erscheinen, als ihm mittlerweile die Kunde von dem Abschluß der längere Zeit schwebenden Unterhandlungen zwischen Frankreich und Preußen zugekommen. Abgesehen von anderen Einwänden fertigte derselbe daher die wohlgemeinte Arbeit seines Sekretärs mit den treffenden Worten ab: „Handelt man im Einvernehmen mit Preußen,

so ist die Entsendung eines Agenten nach Hildesheim überflüssig, andernfalls würde sie einen Bruch herbeiführen."

Diese letztere Eventualität war freilich in Kerners Augen keineswegs etwas Abschreckendes. Er hätte es offenbar nicht ungern gesehen, wenn das im vorigen Jahre Verabsäumte nachgeholt und ein französisches oder batavisches Heer in das Kurfürstentum Hannover eingedrungen wäre.

Frankreichs politische und militärische Erfolge blieben überhaupt unausgesetzt der Gegenstand von Kerners Wünschen und Hoffnungen. Die Siege Bonapartes in Italien hatte er jubelnd begrüßt. Gleiche Triumphe ersehnte er der französischen Kriegführung auf deutschem Boden. Dem Heil gegenüber, welches er sich von der Ausbreitung der republikanischen Grundsätze versprach, kannte er auch damals keine patriotischen Bedenken.

Bereits im Frühjahr 1796 hatte er, mit Talleyrand im Ratskeller zu Bremen zechend, auf die Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich sein Glas geleert. Dem Vormarsch der französischen Heere im südlichen Deutschland (seit dem Juni 1796) war er begreiflicherweise mit Spannung gefolgt, und als dann später die Hoffnungen, welche er auf dieselben gesetzt, durch die Siege des Erzherzogs Karl vereitelt worden, da hätte er am liebsten selbst zu den Waffen gegriffen, um seine Begeisterung für die republikanische Sache durch die That zu bekunden. Nur der ausdrückliche Wunsch Reinhards, welcher seiner Hülfe nicht entbehren wollte, vermochte ihn, von diesem Vorhaben abzustehen.

Im Herbst 1796 wurde die Residenz der französischen Gesandtschaft bei den Hansestädten von Bremen zunächst nach Altona verlegt. Bald nachher fand die Vermählung Reinhards mit der Tochter des bekannten Hamburger Arztes Joh. Albert Reimarus statt. Diese Verbindung scheint die Beziehungen zwischen beiden Freunden

nicht gelockert, sondern eher noch befestigt zu haben. Kerner wohnte mit dem jungen Paar eine zeitlang auf einem Landsitz an der Elbe, welcher dem Schwager Reinhards, dem Kaufmann G. H. Sieveking gehörte und einen Vereinigungspunkt der feingebildetsten, gleichmäßig aus Einheimischen und Fremden zusammengesetzten Hamburg-Altonaer Kreise darbot. In einem hier von Kerner geschriebenen Briefe finden sich die Zeilen: „Wir leben auf einem herrlichen Landhaus, hart an Altona, an dem Ufer der Elbe — in einer Gesellschaft von Menschen, die auserlesener nicht sein konnte, umringt von allem, was zur Freude einladen und Lebensgenuß darbieten kann. Ich lebe im Genusse, in der Freude der andern — ihr Glück ist das meinige, und so laufe ich doch nicht Gefahr, der Gesellschaft durch meine finstere Stimmung beschwerlich zu fallen."

Die finstere Stimmung, deren Kerner in diesen Worten gedenkt, findet sich — trotz aller ihm eignenden jugendlichen Lebensfrische — in zahlreichen seiner vertraulichen Äußerungen ausgeprägt. Um dieselbe zu begreifen, müssen wir uns das ganze rast- und ruhelose Wesen Kerners, seine unbefriedigte Sehnsucht nach Menschen und Zuständen, welche seinem Ideal entsprachen, seine Entfernung von jeder geregelten und aussichtsreichen Lebenslaufbahn vergegenwärtigen. Die Geliebte seiner Jugend hatte ihn in Anbetracht seiner Lage ersucht, auf jede direkte Korrespondenz mit ihr zu verzichten. Jede Hoffnung auf persönliches Glück schien ihm geschwunden. Ersatz fand er nur in dem Glück seiner Freunde und vor allem in rastloser Wirksamkeit. Um sich selbst zu vergessen, begehrte er um so stürmischer, seine Kraft in dem Dienste der erkorenen Sache zu bethätigen. Je mühseliger, je gefahrvoller die Aufgabe war, welcher er sich in diesem Sinne zu unterziehen hatte, desto freudiger stellte er sich zur Verfügung.

Dem Thatendrang des Freundes ein angemessenes Ziel zu setzen, und zugleich in der Hoffnung, der französischen Republik einen wesentlichen Dienst zu erweisen, entwarf Reinhard gegen Ende des Jahres 1796 den Plan, Kerner nach St. Petersburg zu schicken, um die nach dem Tode Katharinas II. eingetretenen politischen Veränderungen zu beobachten. Doch nicht hierauf allein sollte sich seine Mission beschränken. Wie es scheint, hatte sich G. H. Sieveking insbesondere für dieselbe interessiert und die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung gestellt, in der Erwartung, daß Kerner Gelegenheit finden werde, die Wiederanknüpfung der kommerziellen Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland, zunächst vermittelst hanseatischer Schiffe, in Anregung zu bringen. In seiner Eigenschaft als Deutscher und als Arzt — so hoffte man — werde er unangefochten in Petersburg verweilen und sich seines Auftrags entledigen können. Um ihm jedoch einen gewissen Rückhalt zu gewähren, wünschte Reinhard, ihm durch den damaligen preußischen Gesandten in Hamburg, Geheimrat Schultz, eine Empfehlung an den Grafen Tauentzien, den preußischen Gesandten beim russischen Hofe, zu verschaffen. Dem betreffenden Gesuch wurde von Schultz gewillfahrt, ohne daß derselbe es für nötig gehalten, sich darüber zuvor mit seiner Regierung ins Vernehmen zu setzen. Um so größer war die Entrüstung in Berlin, als man durch den nachträglichen Bericht des Gesandten von dem Geschehenen Kunde erhielt. Ein vorwurfsvoller Ministerialerlaß bedeutete letzterem, „Kerner sei seit langem in allen deutschen Journalen als ein revolutionärer Demokrat verschrieen.“ Es gelte daher, alles aufzubieten, um den unbedachtsamen Schritt wieder rückgängig zu machen. Schultz möge Reinhard darauf hinweisen, daß der Petersburger Hof unfehlbar durch den russischen Konsul und den englischen Gesandten in Hamburg von der Sache in Kennt-

nis gesetzt sei, daß also Kerner, wenn er seine Absicht ausführe, Gefahr laufe, nach Sibirien geschickt zu werden. Für den Fall, daß dieser Brief zu spät in Hamburg eintraf, setzte Haugwitz auch Caillard, dem französischen Gesandten in Berlin, die Bedenklichkeit der geplanten Sendung auseinander, und wurde Tauentzien angewiesen, wenn Kerner nach Petersburg komme und sich ihm vorstellen sollte, das Empfehlungsschreiben vor seinen Augen zu zerreißen. Dieser letzteren Vorsichtsmaßregel hatte es freilich nicht bedurft. Reinhard erkannte sofort, daß es bei der angedeuteten Haltung des Berliner Kabinets, sowohl im allgemeinen Interesse, wie mit besonderer Rücksicht auf Kerner geboten sei, von der Ausführung seines Projekts abzustehen. Er beeilte sich, einen Kurier an Caillard zu senden, um durch diesen den mittlerweile in Berlin eingetroffenen Freund zum Verzicht auf seine Reise zu bestimmen. Wenige Tage später sehen wir Kerner in einer Audienz bei Haugwitz, in welcher er diesem sowohl ein Schreiben Reinhards, wie auch den an Tauentzien adressierten Empfehlungsbrief von Schultz übergab. Hiermit hatte die Hauptsache ihre Erledigung gefunden. Doch war der Minister leutselig genug, sich mit dem jungen Stegreifpolitiker in eine weitere Unterredung politischen Inhalts einzulassen. Hatte Reinhard es für seine Pflicht erachtet, in den an Haugwitz gerichteten Zeilen seinen Freund gegen den Vorwurf zu verteidigen, daß er ein Propagandist des Jakobinertums sei, so erklärte sich Haugwitz nunmehr in seinem Antwortschreiben „durch die gemäßigten Gesinnungen, welche Kerner zu bekennen scheine,“ zufriedengestellt.

Auch abgesehen von der erwähnten Audienz hatte Kerner während seines Aufenthalts in Berlin mannigfache Gelegenheit, sich über die leitenden Persönlichkeiten und die politischen Zustände Preußens zu orientieren. Schnellfertig mit der Feder, wie er war, unterließ er es nicht, die gewonnenen Eindrücke zu einem

Memoire zu verarbeiten. Obwohl die hier dargebotenen Informationen begreiflicherweise nur von der Oberfläche abgeschöpft sein konnten, nahm sich Reinhard die Mühe, den Bericht Kerners einer sich auf die Form und hie und da auch auf den Inhalt erstreckenden Korrektur zu unterwerfen, um ihn alsdann dem Minister des Auswärtigen in Paris einzusenden. Er verhehlte dabei freilich dem letzteren nicht, daß es ihm vorzugsweise darum zu thun gewesen, seinem jungen Freunde gefällig zu sein und ihn durch dieses Zeichen der Anerkennung gewissermaßen für die gescheiterte Petersburger Reise zu entschädigen.

Nach seiner Rückkehr aus Berlin (im Januar 1797) scheint Kerner zunächst in Altona, und als Reinhard im Frühjahr nach Hamburg übergesiedelt war, an letzterem Ort an der Seite des Gesandten gelebt und sich ohne erhebliche Unterbrechung seinen Sekretariatspflichten gewidmet zu haben.

Von Ende August bis zum Oktober 1797 finden wir ihn dagegen wieder in Paris. Wahrscheinlich handelte es sich dieses Mal nicht sowohl um einen Auftrag Reinhards, als um Kerners persönlichen Wunsch, zu einer festeren Stellung zu gelangen. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu so einflußreichen Männern, wie Sieyès und dem seit einiger Zeit zum Minister des Auswärtigen erhobenen Talleyrand mochte ihm in dieser Beziehung zu einigen Hoffnungen Anlaß geben. War er naiv genug, letzteren für einen Gesinnungsverwandten und Vorkämpfer der republikanischen Prinzipien zu halten, wie sollte er von demselben nicht erwarten, daß er ihm in seinem Streben, diesen Prinzipien zu dienen, behülflich sein werde. In erster Linie ging Kerners Wunsch dahin, bei der französischen Gesandtschaft in Hamburg eine mehr offizielle und zugleich von der Regierung besoldete Stellung zu erhalten. Aber auch eine anderweitige Wirksamkeit, sei es in Italien, sei es

in den Rheinlanden, scheint ins Auge gefaßt worden zu sein. Schließlich scheiterte Alles. Nicht ohne Grund mochte Reinhold später bezüglich jener Bemühungen Kerners, eine Stellung im französischen Staatsdienst zu erhalten, die Ansicht aussprechen, „es schade ihm, daß er sich äußerlich nicht genug zum Franzosen bilden konnte, daß er seine Deutschheit in allem, auch in der Sprache zu sehr beibehielt." Doch auch abgesehen hiervon, konnte es Talleyrand bei allem persönlichen Wohlwollen, welches er für Kerner hegte, schwerlich entgangen sein, wie sehr es demselben an einigen der wesentlichsten Eigenschaften eines Diplomaten fehle. Bis zu Reinhard drang die Kunde, wie Kerner gelegentlich einmal an der Tafel des Ministers unter Mißachtung aller Konvenienz „mitten unter den gaffenden diplomatischen Gesichtern" seine sehr jugendlichen Ideen mit dem ihm eigenen Ungestüm vorgetragen. Es entsprach ebenso sehr seiner Natur, wie seinen Grundsätzen, daß er ohne Rücksicht auf Zeit, Ort und Umgebung seine Ansichten entwickelte, seine Kritik ausübte, sobald er irgendwie glaubte, dadurch etwas zur Förderung des Guten beitragen zu können. Und wieviel Anlaß zur Kritik boten ihm auch jetzt wieder die öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs! Den Staatsstreich vom 18. Fruktidor hatte er freudig begrüßt, weil durch ihn die Gefahr der royalistischen Umtriebe beseitigt zu sein schien. Am Tage nach denselben schrieb er jubelnd an Syndikus von Post in Bremen: „Der gestrige Tag gehört zu den größten der Revolution, er hat die Republik gerettet." Aber auch die Zustände, welche nach dem 18. Fruktidor eingetreten waren, konnten ihn nicht befriedigen. Da waren Männer emporgekommen, welchen er keineswegs reine republikanische Gesinnung zutraute. Aufs neue schien die Sache der Freiheit durch die selbstsüchtigen Motive der Habgier und des Ehrgeizes entweiht, und nur wenige Wochen nach jenem Staatsstreich

gab Kerner der Überzeugung Ausdruck, daß derselbe nicht der letzte sein werde.

Alle Enttäuschungen in den allgemeinen, wie in seinen persönlichen Angelegenheiten vermochten jedoch seine Anhänglichkeit an die Sache der Republik nicht zu erschüttern. Zeugnis hiervon gibt u. a. ein Brief, den er, alsbald nach seiner Rückkehr, von Hamburg aus an Talleyrand schrieb, und in welchem er über seine jüngst zurückgelegte Reise berichtete. Unmittelbar vorher war der Friede von Campo Formio abgeschlossen, und die Kunde von diesem Vertrage, welcher die Einverleibung Belgiens besiegelte und die eines Teils der deutschen Rheinlande in Aussicht stellte, hatte insbesondere in den zunächst betroffenen Gegenden die Gemüter in lebhafteste Aufregung versetzt. Kerner aber, welcher sich unterwegs in niederländischen und rheinischen Städten aufgehalten, hatte sich nicht begnügt, nach Urteilen und Stimmungen zu forschen, sondern er war in den zur Abtretung bestimmten deutschen Gebietsteilen gelegentlich persönlich bemüht gewesen, die widerstrebende Bevölkerung zu französischen Sympathien zu bekehren.

Auch in Hamburg hat Kerner es nicht völlig an Versuchen fehlen lassen, für die Ideen des Revolutionszeitalters Propaganda zu machen. Selbstverständlich konnte es sich nicht darum handeln, die hamburgische Bevölkerung mit revolutionären Gesinnungen zu erfüllen. Den Bestrebungen einzelner französischer Politiker, auch im nordwestlichen Deutschland eine Art von französischer Filialrepublik herzustellen, hat er unbedingt fern gestanden, da es ihm sicher nicht entgangen war, daß kaum irgendwo die Bevölkerung mit ihren politischen Verhältnissen so zufrieden war, wie in den Hansestädten. Die Propaganda galt hier vielmehr gewissen moralischen und weltbürgerlichen Anschauungen. Bereits im April 1797 hatte Kerner beim Prätor die Erlaubnis nachgesucht, eine „philan-

thropische Gesellschaft" zu gründen, und war ihm dieselbe um so unbedenklicher gewährt worden, da er ausschließlich litterarische Unterhaltung und Belehrung als Zweck der Vereinigung bezeichnet hatte. Anfänglich waren die Zusammenkünfte, bei welchen moralische, politische und gemeinnützige Themata erörtert wurden, fast ausschließlich von der kleinen Zahl der eigentlichen Mitglieder besucht. Mochten auch durchreisende Fremde gelegentlich Zutritt erhalten, so war doch die Gesellschaft schon wegen der vorwiegenden Anwendung der französischen Sprache für das öffentliche Leben Hamburgs zunächst ohne Bedeutung. Erst gegen Ende des Jahres 1797 trat hierin eine Veränderung ein. Seit dieser Zeit fanden Sitzungen statt, in welchen die Verhandlungen deutsch geführt wurden, und an denen ein größere Anzahl von Zuhörern teil nahm. Ward somit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf jene Vereinigung gelenkt, so blieb es nicht aus, daß alsbald der Argwohn der Behörden teils durch Denunziationen von Privatleuten, teils durch übelwollende Berichte der Presse wachgerufen wurde. Die meisten der betreffenden Anschuldigungen beruhten jedoch auf Mißverständnis oder Übertreibung. In moralisch-religiöser Beziehung waren die Bestrebungen der philanthropischen Gesellschaft denen der Pariser Theophilanthropen allerdings verwandt, aber keineswegs — wie von mehreren Seiten angenommen wurde — mit denselben identisch. Es war hier niemals von der Herstellung eines neuen Kultus oder von Begründung eines Gegensatzes zu den bestehenden Religionen die Rede. Wenn in einem an den Prätor gerichteten Rechtfertigungsschreiben sich der Satz findet: „Jedes Mitglied leistet das Gelübde, der Menschheit zu jeder Zeit, durch alle möglichen Mittel und unter allen möglichen Formen zu dienen", so kann allerdings kein Zweifel darüber obwalten, daß man unter dem „Dienst der Menschheit" insbesondere die Verbreitung

der durch die französische Revolution verkündeten Freiheitsideen verstand; und wenn ferner bei den Zusammenkünften der Gesellschaft gelegentlich politische Themata auf der Tagesordnung standen, so dürfen wir annehmen, daß dieselben meist im Sinne jener Anschauungen, mitunter auch wohl geradezu im französischen Parteiinteresse behandelt wurden. Aber zwischen solchen Erörterungen und der Äußerung revolutionärer Tendenzen oder gar der Anstiftung revolutionärer Verschwörungen war doch ein weiter Abstand. Es ist bezeichnend, daß — wenigstens solange Kerner in Hamburg weilte — jeder Vorschlag, den franzosenfreundlichen Gesinnungen eine praktische Richtung gegen eine der verbündeten Mächte zu geben, also z. B. eine Sammlung zu Gunsten der Expedition wider England zu veranstalten, durch die Mehrheit der Mitglieder vereitelt wurde. Erst nachdem Kerner Hamburg verlassen, scheinen französische Agitatoren von extremerer Richtung in jenem Kreise einen maßgebenden Einfluß erlangt zu haben, und da infolge dessen auch die in Hamburg residierenden Vertreter der monarchischen Großmächte, insbesondere der kaiserliche Gesandte, Verdacht schöpften, so erfolgte im November 1798 — dem ausdrücklichen Befehl des Reichsvizekanzlers gemäß — die Auflösung der philanthropischen Gesellschaft. Dieses verhinderte freilich nicht, daß noch im Frühjahre 1799 sowohl in den Akten des britischen Parlaments, wie in einem kaiserlich russischen Ukas von derselben als von einer höchst staatsgefährlichen Gemeinschaft die Rede war.

Wenn der Hamburger Senat der genannten Gesellschaft wenigstens anfänglich einen erheblich harmloseren Charakter beimaß, so hat hierzu vermutlich nicht wenig die Persönlichkeit des Stifters beigetragen, dessen politische Richtung zwar nicht unbekannt war, dessen offenes, freimütiges Wesen aber bei niemandem den Verdacht

auffkommen ließ, daß er eine Verschwörerrolle spielen oder irgendwie auf geheime Umsturzpläne sinnen könne.

Mochten überhaupt Kerners Gesinnungen und mehr noch sein unruhiges, oft absonderliches Wesen in Hamburg vielfach Anstoß erregen, so wurde dadurch doch seine persönliche Beliebtheit nicht wesentlich beeinträchtigt; denn seine Extravaganz war durch Geist und Grazie gemildert, und die Biederkeit seines Wesens nahm oft auch diejenigen für ihn ein, welche durchaus abweichenden Anschauungen huldigten. So kam es, daß er eine nicht geringe Zahl ihm aufrichtig zugethaner Freunde in Hamburg zurückließ, als er sich im Februar 1799 anschickte, gemeinsam mit dem zum Gesandten in Toskana ernannten Reinhard einem neuen Wirkungskreise entgegenzugehen.

---

4. Kapitel.

Kerner als Sekretär Reinhards in Florenz, Paris und Bern. 1798—1801.

Von Hamburg aus begaben sich Reinhard und Kerner zunächst nach Paris, woselbst der erstere neue Instruktionen in Empfang zu nehmen hatte. Jener Zeit war die öffentliche Meinung in Frankreich vorzugsweise durch die Vorbereitungen zu der großartigen maritimen Expedition in Atem gehalten, deren Ziele zwar als Geheimnis betrachtet wurden, dennoch aber nicht völlig verborgen blieben. Da mag denn Kerners alte Sehnsucht nach Gefahren und Abenteuern im Krieg und zur See aufs neue wachgerufen sein. Seinen Wünschen hätte es entsprochen, sich dem kühnen

Unternehmen Bonapartes anzuschließen. Aufs neue aber bestimmte ihn Reinhard, seinen militärischen Plänen zu entsagen.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Paris begaben sich die beiden Freunde ins heimatliche Schwabenland, wo Kerner seinen mittlerweile nach Maulbronn versetzten Vater zum letzten Male wiedersehen sollte. Georg wurde herzlich willkommen geheißen, das Zusammensein verlief überhaupt erquicklicher und harmonischer, als das vorige Mal, und wurde nur getrübt durch die bangen Besorgnisse, welche das leidende Aussehen des Vaters in dem Gemüte des Sohnes hervorrief. Auch vermochte der letztere nur kurze Zeit zu verweilen. Die Pflicht mahnte zu baldigem Aufbruch nach Italien.

Sicher näherte sich Kerner in gehobener Stimmung jenem Lande, in welchem er berufen war, mitten unter den ehrwürdigen Denkmälern der Vorzeit für seine modernen Freiheitsideale zu wirken.

Am 14. Mai war man in Verona eingetroffen. Alsbald nach der Ankunft wurde das Amphitheater besichtigt. „Unser Reisegefährte" (nämlich Kerner) — so schrieb die Gemahlin Reinhards in einem nach Hamburg gerichteten Briefe — „pflückte mir auf den Trümmern der alten Zeit und Größe einen dreifarbigen Blumenstrauß. Ich bemerkte ihm, daß die weiße Blume gelb und schmutzig sei. Dies wollte er nicht zugeben und pflückte mit Gefahr seines Lebens am Rande der höchsten Stufe, wo man in den Abgrund blickt, weil die Gallerie nicht mehr da ist, eine andere weiße Blume." Dieser Zug der Ritterlichkeit und zugleich der Tollkühnheit ist für Kerner ungemein charakteristisch. Es war ihm unerträglich, die Trikolore der Freiheit anders, als im reinsten Glanze strahlend zu sehen; und doch sollte er bald genug zu seinem tiefen Schmerz erfahren, daß sie gerade in Italien durch mehr als einen Makel befleckt worden war.

Während eines ungefähr vierzehnmonatlichen Aufenthalts in diesem Lande hatte Kerner die Gebiete zwischen Rom und den Alpen nach verschiedenen Richtungen, und gar manche Strecke wiederholt zu durchstreifen, so daß sich ihm ausreichende Gelegenheit bot, die politischen Zustände zu beobachten. Über die von ihm gewonnenen Eindrücke belehren uns, abgesehen von einzelnen Äußerungen seiner Briefe, eine Anzahl von Aufsätzen, welche er wohl meist für Reinhard bestimmt hatte, sowie eine Reihe charakteristischer Bemerkungen, die er in sein Taschenbuch eintrug.

Die Politik Toskanas, welche Kerner zunächst kennen zu lernen Gelegenheit fand, erinnerte ihn an diejenige der norddeutschen Reichsstädte, er vergleicht dieselbe einem zweiköpfigen Unhold, dessen eines Gesicht der fränkischen Republik, das andere der englischen Regierung lächelte. Manfredini, der maßgebende toskanische Minister, — in welchem Kerner freilich nur einen kleinlichen, eiteln, ehr- und rachsüchtigen Höfling sah — zeigte sich den Vertretern der französischen Republik gegenüber demütig und dienstbereit, ja er war geschmeidig genug, in die Tonart derselben einzustimmen und sich gelegentlich mit den Bestrebungen des Zeitgeistes völlig einverstanden zu erklären. Die wahre Gesinnung der florentinischen Regierung aber glaubte Kerner sofort zu durchschauen. Sie offenbarte sich seiner Ansicht nach in der Zurücksetzung von Männern, wie Gianni und Galluzzi, welche die Zierde der liberalen Ära Leopolds I. gebildet, in der Duldung und Begünstigung der Emigranten und in der Mißachtung der neugegründeten italienischen Republiken.

Auf die Zustände dieser letzteren konnte Kerner freilich auch nicht mit Befriedigung schauen. Sowohl in der Cisalpina, wie in der römischen Republik erblickte er die heimischen Behörden in Abhängigkeit von den französischen Machthabern, die ihrerseits oft

gegen einander Ränke spannen, um des eigenen Gewinns willen Zwiespalt säeten, die Bestechlichkeit beförderten und gelegentlich in ihrer eigennützigen Gesinnungslosigkeit sich selbst soweit verirrten, bei den ehemals privilegierten Ständen einen Rückhalt zu suchen.

Wie schmerzliche Enttäuschungen ihm namentlich sein Aufenthalt in Rom (Juli 1798) bereiten mußte, ergibt sich aus einem ausführlichen Bericht, in welchem er die dortigen Verhältnisse geschildert hat. Alle Gewalt sah er in den Händen der französischen Kommissare konzentriert. Die Konsuln, welche angeblich die oberste Exekutivbehörde bildeten, erschienen ihm als Marionetten in den Händen jener, ohne Ansehen und ohne Einfluß auf das öffentliche Leben, nur bemüht, sich für das Entwürdigende ihrer Stellung durch Privatvorteile zu entschädigen. Nicht minder servil und selbstsüchtig zeigten sich die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers. Das Volk fand er durch gesetzmäßige und gesetzwidrige Kontributionen, sowie durch erneute Emission von Papiergeld geschädigt und ausgebeutet, die freie Äußerung der öffentlichen Meinung durch Schließung der Volksgesellschaften gehemmt. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen kein großer Enthusiasmus für die Ideen der Revolution zu Tage trat. Kerner war in Rom bei dem Feste zugegen, welches zu Ehren der für die Freiheit gefallenen Patrioten gefeiert wurde. Um demselben einen recht volkstümlichen Charakter zu verleihen, sollten das goldene Buch des Adels und sonstige Dokumente und Symbole der Aristokratie auf dem Altare des Vaterlandes verbrannt werden. Indessen bezeugt Kerner, daß weder diese freilich zufolge verschiedener Zwischenfälle völlig verunglückte Zeremonie, noch auch die republikanischen Ergüsse der Festredner eine gehobene Stimmung hervorzurufen vermochten. Vielmehr schien die geringe Zahl der Teilnehmer, das finstere Schweigen der Einen und die ungehörigen Äußerungen der Andern den Beweis zu liefern,

daß die Mehrheit der Römer den angeblich zu ihrer Beglückung eingeführten neuen Zuständen gegenüber sich teils feindselig, teils gleichgültig verhielt.

Betrübender noch als diese Beobachtung mußte es für Kerner sein, daß selbst die sogenannten italienischen Patrioten, d. h. die Anhänger einer politischen Neugestaltung, sich über das Walten der Franzosen in Italien in der allererbittertsten Weise ausließen. „Die letzteren — so lauteten die Anklagen, welche zu Kerners Ohren drangen — seien Feinde der wahren Freiheit; sie seien der Verlockung des Goldes erlegen und hätten das Beispiel der unerhörtesten Korruption gegeben, durch ihre Schuld sei die Menschheit noch tiefer gesunken, als durch den Despotismus."

Wir dürfen annehmen, daß Kerner den Italienern gegenüber nach Kräften versucht habe, die Sache seines Adoptivvaterlandes zu verteidigen; indessen war er persönlich überzeugt, daß jene Anklagen durch schwere Verschuldung hervorgerufen seien.

In seinem aus jener Zeit stammenden Taschenbuch finden sich eine Reihe von Notizen über das Verhalten der französischen Generäle in Italien. Offenbar auf Grund der an Ort und Stelle empfangenen Informationen wird einer nicht geringen Anzahl gerade der berühmtesten Kriegshelden unrechtmäßige Bereicherung zur Last gelegt. Von Joubert heißt es dagegen charakteristischerweise: er sei einer der wenigen Generäle, die sich durch Uneigennützigkeit ausgezeichnet hätten.

Als eine der schlimmsten Landplagen erschien aber auch jener Schwarm von französischen Abenteurern, welche sich in Italien die einträglichsten Ämter zu verschaffen wußten und namentlich bei der Finanzverwaltung der Armee ihr schamloses Wesen trieben. Kerners Aufzeichnungen sind reich an empörenden Thatsachen und cynischen Äußerungen, welche diese Individuen kennzeichnen. Ging

doch einer aus diesem Kreise soweit zuzugestehen, daß er auf den Ruf der Ehrlichkeit gar nicht eifersüchtig sei, da solcher ihm bei seiner Mission nur nachteilig sein würde und ihn selbst um seine Stellung bringen könne. Oft geschah es auch, daß gerade diejenigen, welche die Sache der Republik am meisten entehrten, sich ihres Einflusses und ihrer Beziehungen zu den maßgebenden Persönlichkeiten in Paris rühmten. Manche sonst rechtschaffene Männer ließen sich durch solche Äußerungen abhalten, den Unrechtfertigkeiten, die sich vor ihren Augen zutrugen, entgegenzutreten. Nicht so Kerner. Derselbe benutzte vielmehr einen kurzen Aufenthalt in Paris, wohin ihn Reinhard gegen Ende des Jahres 1798 gesandt hatte, um dem Direktor Treilhard erst mündlich, dann schriftlich über das in Italien herrschende Unwesen Vorstellungen zu machen, auch trug er nicht Scheu, einige der Hauptschuldigen mit Namen zu nennen und ihre Handlungsweise zu brandmarken.

War es nicht undenkbar, daß Mißbräuchen der geschilderten Art von seiten des Direktoriums gesteuert wurde, so bestanden freilich noch tieferliegende Ursachen der in Italien herrschenden Unzufriedenheit, bezüglich deren auch Kerner nicht auf schnelle Abhilfe hoffen durfte, — weil sie in den Tendenzen der französischen Regierung selbst zu suchen waren.

Der Verkehr mit patriotischen Männern Italiens, sowie die selbstgewonnenen Eindrücke und Erfahrungen konnten Kerner darüber nicht in Zweifel lassen, daß bei der französischerseits auf der apenninischen Halbinsel befolgten Politik nicht die Wohlfahrt Italiens, auch nicht die Ausbreitung der Freiheitsgrundsätze, sondern das französische Machtinteresse den ausschlaggebenden Faktor bildete. Die Revolutionierung Roms war er geneigt als eine Finanzoperation zu gunsten des egyptischen Unternehmens zu betrachten. Auch über Bonapartes Verhalten in Italien während der Jahre 1796

und 1797 gelangte er allmählich zu Anschauungen, durch welche seine Verehrung für denselben erheblich herabgestimmt ward.

Es ist von Interesse, einige seiner auf jenen bezüglichen Äußerungen zusammenzustellen. In dem erwähnten Taschenbuch befindet sich unter dem Titel „Piemont", eine im Jahre 1798 oder 1799 eingetragene Notiz, in welcher Bonaparte beschuldigt wird, daß er erst die piemontesischen Patrioten aufgestachelt, und später dem König von Sardinien seinen Beistand gegen jegliche Insurrektion zugesagt habe. Auch in dem Briefe Kerners an Treilhard wird Bonapartes in nicht eben sehr ehrenvollem Zusammenhange gedacht. Es heißt da, er habe einen gewissen Briche — einen derjenigen Männer, deren schmähliche Bestechlichkeit an den Pranger zu stellen Kerner für seine Pflicht hielt — wegen der ihm geleisteten Dienste der cisalpinischen Regierung beigeordnet, später aber das cisalpinische Direktorium aufgefordert, jenen lieber bei der Kriegsverwaltung unterzubringen, da die maßlose Habgier dieses Menschen ihn für das politische Fach ungeeignet mache. Lassen wir die Glaubwürdigkeit dieser Angaben im einzelnen auf sich beruhen, so ergibt sich aus denselben, wie wenig schon damals der vielgefeierte Feldherr in Kerners Augen dem Ideal eines republikanischen Helden entsprach.

Noch bestimmter treten uns Kerners Ansichten über Bonaparte in einem vertraulichen Briefe entgegen, in welchem er ihm seinen Lieblingsfeldherrn, Joubert, gegenüberstellt. Den letztern, welchen er bereits im Jahre 1798 während einer gemeinsamen fast 24stündigen Fahrt auf dem Po genauer kennen und schätzen gelernt, hatte er im Anfange des Jahres 1799 auf seiner Rückreise aus Frankreich in Reggio aufgesucht. Über das Zusammensein berichtet er mit folgenden Worten: „Ich blieb beinahe anderthalb Tage im Generalquartier bei einem Mann, der als Soldat, als Feldherr

und Bürger gleich groß und gut ist. Er hat mir erlaubt, in das Innere seiner Brust Blicke zu werfen — sie glüht für Wahrheit und Recht; und wenn jemals der Geschichtsschreiber zwischen Joubert und Bonaparte zu richten hätte, so würde er jenem den Preis der wahren Größe zuerkennen müssen." Die letzten Worte deuten zur Genüge an, wieviel Kerner damals bereits wider Bonaparte auf dem Herzen hatte.

Von Joubert rühmt Kerner in einem andern Zusammenhang, daß er mehr als irgend ein Feldherr der Franzosen Interesse für die „Vereinigung der italienischen Völker in eine unabhängige Nationalmasse" bekundet habe.

Aus dem, was Kerner bei Joubert pries, entnehmen wir zugleich, was er selbst für erstrebenswert hielt. Offenbar war er darin ein echter Kosmopolit, daß er sich in gleicher Weise für die Wiedergeburt Italiens, wie für die Freiheit und Wohlfahrt Frankreichs zu erwärmen vermochte. — Aber auch der deutschen Heimat hat er nimmer vergessen. Auf einem von Rom aus unternommenen Ausfluge nach Tivoli, unter den Trümmern der Vergangenheit schweifend, gedenkt er nicht blos Ciceros und Horazens, sondern auch des Quintilius Varus, als des „Zeugen germanischer Kraft," und in leichtbeweglicher Phantasie vergegenwärtigt er sich bald „die Vernichtungsschlacht, die den Weltherrn Augustus rasen machte", bald das leuchtende Bild von „Germaniens besserer Zukunft".

Schon verzweifelte freilich Kerner daran, diese ersehnte bessere Zeit selbst zu erleben. „Deutsche Freiheit — ich werde dafür gelebt, ich werde dafür gehandelt haben, — ohne sie jemals zu sehen — aber sehen werden sie und erringen, die da kommen, und besser und kraftvoller und glücklicher sein werden, als die kettenduldenden Väter." So resigniert schrieb Kerner am 10. Januar 1799. Einen Monat später trat ihm, in der Voraussicht eines

erneuten Krieges zwischen Frankreich und Österreich, wieder der Gedanke nahe, selbst in die Reihen der französischen Krieger zu treten, um „auf vaterländischem Boden für vaterländische Freiheit zu kämpfen.“ Indessen mochte er bei dem raschen Wechsel der Verhältnisse in Italien damals Reinhard weniger als jemals entbehrlich erscheinen.

In wenigen Perioden seines Lebens hatte sich Kerner so mannigfaltigen Aufgaben zu unterziehen, wie in der ersten Hälfte des Jahres 1799. Anfang Februar mußte er unter Sturm und Regen die schneebedeckten Apenninen überschreiten, um Kontributionen von Lucca und Toskana in sechs Geldwagen nach Bologna zu befördern. Auch dieser Sendung, welche nur praktisches Geschick zu erfordern schien, wußte er eine humane Seite abzugewinnen, indem er bemüht war, den bleichen, klagenden Bewohnern jener Gegenden, welche kurz vorher von einer französischen Armee durchstreift und aufs äußerste ausgeplündert worden, teils durch freundlichen Zuspruch, teils durch mildthätige Gaben Trost zu gewähren.

Nicht lange darauf war die bis dahin mühsam gefristete Neutralität Toskanas unhaltbar geworden. Am 25. März wurde Florenz von den Franzosen besetzt, zwei Tage später flüchtete der Großherzog, und Reinhard ward als französischer Kommissar an die Spitze der Zivilverwaltung gestellt.

Nachdem am 9. April die Errichtung des Freiheitsbaums auf dem großen Platz in Florenz stattgefunden, wurde zur Bildung von Munizipalitäten nach französischem Vorbild geschritten. Kerner erhielt als Delegierter Reinhards die Aufgabe, in diesem Sinne in Prato und Pistoja thätig zu sein. In ersterer Stadt wurde es ihm leicht, sich seiner Aufgabe zu entledigen; er fand hier solchen Enthusiasmus, daß er Prato dem gesamten Toskana als

Muster hinstellen konnte. Minder günstig war die Stimmung in Pistoja gewesen, wo es kurz vor seinem Eintreffen zu einer bewaffneten Erhebung, Beseitigung aller Symbole der republikanischen Ordnung und Bedrohung der französisch Gesinnten gekommen war. Indessen hatte der dortige Bischof durch sein edelmütiges und entschlossenes Auftreten das Schlimmste zu verhüten und die Ruhe leidlich wieder herzustellen vermocht. Auch gelang es Kerner alsbald, einen Teil der städtischen Jugend für sich zu gewinnen, und so durfte er es denn (am 14. April) wagen, der Bevölkerung durch einen Aufruf zu verkünden, daß am selbigen Tage die Einsetzung der Munizipalität und die Wiedererrichtung eines Freiheitsbaums an Stelle des von den Aufrührern in Stücke gebrochenen stattfinden müsse. Es scheint, daß seiner Mahnung der Hauptsache nach folge geleistet wurde, obwohl die von ihm ebenfalls in Aussicht genommene Organisation einer Nationalgarde vorläufig hinausgeschoben wurde.

Laut eines Dokuments vom 21. Prairial (9. Juni) ward Kerner als Delegierter des Regierungskommissars dem Polizei-Departement in Florenz überwiesen. Da er indessen in dieser Stellung keine Aussicht hatte, erheblichen Nutzen zu stiften, und da gleichzeitig das Werk der Republikanisierung Toscanas durch die contrerevolutionären Gewaltthaten der Aretiner in Frage gestellt wurde, so schloß er sich einer Truppenabteilung an, welche zur Bekämpfung der Aufrührer abgesandt wurde. Bereits am Morgen, nachdem er aufgebrochen, geriet er bei Pontremoli mit den Gegnern zusammen und wurde durch einen Schuß in die Achsel verwundet.

Wenige Wochen später hatte die italienische Episode im Leben Kerners ihr Ende erreicht. Das Vorrücken der Österreicher nach dem Sieg an der Trebbia, vereint mit den Erfolgen der Aufständischen, nötigte Reinhard und die Seinigen nach Livorno zu eilen und

dort auf der „Juno“, einem amerikanischen Kauffahrteischiff, welches durch 26 Kanonen gedeckt war, Zuflucht zu suchen.

Am 10. Juli ging man an Bord, um erst am 28. auf der Rhede von Toulon einzutreffen. Sturm und Windstille hinderten abwechselnd das Vorwärtskommen. Mehrfach war man von Kaperschiffen bedroht, was Kerner Veranlassung gab, sich bei der Bedienung der Kanonen zur Verfügung zu stellen. Am 14. Juli hatte man sogar das Mißgeschick, in die Gewalt einer englischen Brigg zu geraten. Ein britischer Marinelieutenant kam an Bord, um die Papiere zu untersuchen, wobei die Anwesenheit zahlreicher im Dienst der Regierung stehender Franzosen konstatiert ward; trotzdem wurde nach Erledigung der Formalitäten die Weiterfahrt gestattet. Kerner aber gereichte es zur großen Betrübnis, daß man gerade an dem republikanischen Gedenktage des Bastillensturms in die Lage gekommen, von der Gnade des erbittertsten Feindes der Republik abzuhängen und demselben sogar ein Dankbarkeitsgeschenk entrichten zu müssen.

Noch auf der Rhede von Toulon (am 28. Juli) erhielt Reinhard die Kunde, daß er zum auswärtigen Minister der französischen Republik ernannt sei. Kerner folgte ihm nach Paris, um sich dem Freunde auch während der folgenden Monate, welche für diesen den Höhepunkt seiner Laufbahn bedeuteten, als Privatsekretär zur Verfügung zu stellen. Seiner Neigung hätte es weit mehr entsprochen, sich Joubert anzuschließen, welcher einen Tag vor der Ankunft der „Juno“ Toulon passiert hatte, um den Oberbefehl über die französische Armee in Italien zu übernehmen. Daß derselbe die unter den wuchtigen Schlägen Suworoffs zusammengebrochene cisalpinische Republik wieder herstellen werde, schien Kerner unzweifelhaft. Wie gern hätte er, dem enthusiastisch

verehrten Manne folgend, sein Leben eingesetzt, um der Sache der Republik auf italienischem Boden zum Siege zu verhelfen!

Doch nicht lange, nachdem Kerner in Paris eingetroffen war, sollte sich ihm ein anderer Anlaß bieten, seinen Thatendurst zu befriedigen. Er erhielt nämlich eine Sendung nach dem Hauptquartier des Generals Brune in Holland. Es scheint, daß er hier Gelegenheit fand, sich um den glücklichen Verlauf des Feldzuges Verdienste zu erwerben. Worin dieselben bestanden, ist allerdings nicht ganz deutlich; doch steht soviel fest, daß er sich an einem der Gefechte, welche den verbündeten Engländern und Russen auf den Dünen von Nordholland geliefert wurden, persönlich beteiligte und in der Umgebung Brunes, dessen warme Freundschaft er gewann, bis zum Ende des Feldzuges ausharrte.

Als der 18. Brumaire und die Begründung des Konsulats dem kurzen Ministerium Reinhards ein Ende bereitet hatten, und derselbe den Gesandtschaftsposten in Bern erhielt, entschloß sich Kerner, ihm auch dorthin zu folgen. Dieses Mal wurde er — wie bereits oben angedeutet — dem Freunde in mehr offizieller Weise, wenn auch ohne einen Titel, doch mit einem jährlichen Gehalt von 2400 Frcs. attachiert.

Es lag darin eine gewisse Anerkennung seiner bisherigen Leistungen, und man hätte glauben können, daß Kerner von jetzt an enger, als zuvor, an das französische Interesse gefesselt worden wäre. Indessen fiel gerade in die nächstfolgende Periode der entscheidende Wendepunkt seines Lebensganges.

Kerner hatte die Geschicke der Schweiz seit seinem ersten dortigen Aufenthalt mit Teilnahme verfolgt und, wie es scheint, mit einzelnen gesinnungsverwandten Männern dieses Landes, insbesondere mit Meyer von Schauensee, eine nähere persönliche

Beziehung unterhalten. Mitteilungen des letzteren vom Sommer 1798 hatten ihn bezüglich des Fortgangs der schweizerischen Angelegenheiten mit frohen Erwartungen erfüllt, sodaß er, durch die italienischen Verhältnisse schmerzlich enttäuscht, in einem aus Florenz datierten Brief vom 8. September 1798 dem Wunsche Ausdruck gegeben, sein Haupt auf die helvetischen Felsen niederzulegen; dort — so hatte er damals geschrieben — werde sein Herz neue Hoffnungen finden „für die große gemißhandelte Sache der Freiheit."

Indessen waren die Zustände der Schweiz, wie sie sich mittlerweile gestaltet hatten, nur wenig dazu angethan, Kerners in Italien erschütterten Glauben an Frankreichs Beruf zur Völkerbeglückung wieder aufzurichten. Auch in der helvetischen Republik war der Schein der neu errungenen Freiheit mit thatsächlicher Abhängigkeit von dem Willen der französischen Machthaber verbunden. Auch hier hatte die revolutionäre Ära — neben einigen ersprießlichen Anregungen — Terrorismus und Ausbeutung, Parteihader, bürgerlichen Krieg und Verwickelung in die europäischen Kämpfe hervorgerufen. Zur Zeit, als Reinhard und Kerner in Bern eintrafen (Februar 1800), schienen allerdings die schlimmsten Jahre der Helvetik schon vorüber zu sein. Der Staatsstreich vom Januar 1800 hatte das im Jahre 1798 nach französischem Muster gebildete Direktorium beseitigt, statt seiner war eine Reihe gemäßigter Männer an die Spitze der Republik getreten, und in manchen Kreisen gab man sich der Hoffnung hin, daß nunmehr ein heilbringenderes politisches System zur Geltung gelangen werde. Indessen kam man — nicht zum wenigsten zufolge des von Frankreich geübten Einflusses — längere Zeit nicht über provisorische Maßregeln und Einrichtungen hinaus, deren demoralisierende Wirkung Kerner in folgender Weise charakterisiert hat:

„Der provisorische Zustand löst alle Bande der Gesellschaft, schwächt das Ansehen der Obrigkeit, fördert die öffentliche Immoralität durch die notwendige Fortdauer der Parteisucht, beschleunigt jede Art von Korruption durch die allgemeine Ungewißheit in allen öffentlichen und bürgerlichen Angelegenheiten, schmeichelt allen Hoffnungen, sie mögen noch so thöricht sein, und berechtigt keine, sie möge noch so sehr als wohlthätig sich auszeichnen, sie macht endlich das Gute unmöglich, das Schlechte unausbleiblich, und verspricht für die Zukunft keine Vergütung, kein Heil und keine Ehre."

Wir begreifen, daß die Versuche, über diesen Zustand hinaus zu einer definitiven Regelung der schweizerischen Verhältnisse zu gelangen, Kerners lebhaftestes Interesse erwecken mußten. Von seiner Teilnahme zeugt nicht zum wenigsten seine im Jahre 1801 zu Bregenz gedruckte Flugschrift: „Über den Vorschlag zu einem Zentral-Wahlausschuß." Dieselbe war durch die Debatten über die Zusammensetzung der helvetischen Zentralvertretung (der sog. Nationaltagsatzung) hervorgerufen, welcher die Neugestaltung der helvetischen Verfassung obliegen sollte. Um zu verhüten, daß der politische Gegensatz, der in den Munizipalitäten und in den Kantonaltagsatzungen bestand, auch auf die Gesamtvertretung übertragen werde, hatte Reinhard anempfohlen, daß aus Mitgliedern der bestehenden Räte (des Ausführungsrates und des Gesetzgebungsrates), sowie andern angesehenen Männern ein Zentralwahlkörper gebildet werde, welcher die Wahlen zur Nationaltagsatzung leiten und zu diesem Behuf den Kantonaltagsatzungen zweckmäßige Vorschläge unterbreiten sollte. Dieser Antrag war jedoch von dem gesetzgebenden Rat verworfen worden, teils aus prinzipiellen Gründen, teils aus Zweckmäßigkeitsrücksichten, nicht zum mindesten auch, weil man in ihm eine erneute unliebsame Einmischung der französischen Regierung in die inneren Angelegenheiten der Schweiz

erblickte. Wenn sich nun Kerner herbeiließ, in der erwähnten Broschüre seine Stimme nachträglich zu gunsten eines solchen Projekts zu erheben, das zu den herrschenden Anschauungen über Volkssouveränetät und Volksvertretung in schroffem Widerspruch stand, so geht daraus deutlich hervor, wie weit er damals bereits von politischem Doktrinarismus entfernt war. Schwerlich dürfte anzunehmen sein, daß er dabei zugleich von irgend einer Rücksicht auf Reinhard oder die französische Regierung geleitet worden sei. Er folgte vielmehr auch hier dem Drange zu freimütiger Meinungsäußerung. Es lag ihm daran, festzustellen, daß durch die Verwerfung jenes Projekts das wahre Interesse der Republik und ihrer Einheit den Redefloskeln von Independenz und Volkssouveränetät preisgegeben sei. Er wollte auf die Gefahren hinweisen, von welchen die Schweiz nicht nur durch die Intriguen der Ultra-Aristokraten, sondern auch abseiten der niedrigen Schmeichler bedroht sei, welche zu den Füßen des Volks den nämlichen Genuß anstrebten, wie jene mit dem Volk unter den Füßen. Nicht minder war ihm darum zu thun, die zwischen beiden Extremen stehende und von beiden gehaßte Mittelpartei durch seine Darlegung zur Standhaftigkeit und Einmütigkeit zu ermahnen.

Wie weit Kerner damals in die politische Thätigkeit Reinhards, seine Korrespondenz mit der französischen Regierung und seine Beziehungen zu den helvetischen Staatslenkern eingeweiht war, wissen wir nicht. Doch sicher nicht ohne Grund rühmte er dem Freunde nach, daß er versucht habe, mit den Interessen Frankreichs zugleich auch diejenigen der Schweiz zu fördern, daß er in letzterem Lande eifrigst bestrebt gewesen, „der Versöhner der Parteien, der Mittler zwischen Menschen und Meinungen“ zu sein, um freilich für diese seine wohlgemeinten Bemühungen nur Verkennung und Haß zu ernten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß solche Beobach-

tungen und Erfahrungen dazu beitrugen, Kerner die Freude am diplomatischen Beruf zu verleiden, obwohl es ihm auch während der schweizerischen Periode nicht an interessanten Erlebnissen gefehlt zu haben scheint. So wurde er u. a. beauftragt, die Requisitionen zu betreiben, welche erforderlich waren, um den berühmten Alpenzug der französischen Armeen im Mai 1800 zu ermöglichen. Der imposante Übergang über den St. Bernhard, welchen anzuschauen ihm beschieden war, machte auf ihn einen unvergeßlichen Eindruck und erfüllte ihn zugleich mit Staunen vor dem Urheber dieser großartigen Leistung. Indessen sahen wir bereits, daß Kerners Bewunderung für Bonapartes kriegerische Thaten auf seine Ansichten über den politischen Charakter desselben keinen Einfluß übte, und wir begreifen, daß sein Urteil in letzterer Beziehung sich nach dem 18. Brumaire immer ungünstiger gestalten mußte.

Wahrscheinlich geschah es im Sommer 1800, daß Kerner von Reinhard in das Hauptquartier des ersten Konsuls nach Mailand gesandt, und von letzterem zur Tafel gezogen wurde. Unmittelbar nach diesem Zusammensein trug er die folgenden Worte in sein Tagebuch ein: „Großer, von Europa und der Nachwelt besungener Held! Auch du bist worden nichts und wirst werden nichts, als ein Mensch, der nicht gethan hat, was er hätte thun können, und nicht geworden ist, was er der ganzen Welt hätte werden können."

Der Republikaner konnte es dem Emporkömmling der Revolution nicht verzeihen, daß er, anstatt die Freiheit zu schirmen und zu festigen, vielmehr Zielen der Selbstsucht nachging und die Hoffnungen der Völker zu Schanden machte.

Auch was Kerner in der Schweiz von den Einwirkungen der Konsularregierung auf die schweizerischen Verhältnisse kennen gelernt hatte, vermochte nicht dazu beizutragen, eine günstigere Meinung über Bonaparte in ihm hervorzurufen.

Dürfen wir dem Bericht einer württembergischen Familienchronik trauen, so wäre Kerner bereits damals so sehr von Erbitterung wider den ersten Konsul erfüllt gewesen, daß er seiner Stimmung sogar einmal an der Tafel Reinhards in Gegenwart festlich versammelter Diplomaten und Offiziere lauten und auffälligen Ausdruck gegeben.

Diese Überlieferung meldet, daß, nachdem Reinhard ein Hoch auf Bonaparte ausgebracht, „der immer Wort gehalten, der auch der Schweiz das ihr gegebene Versprechen halten werde, ihre Unabhängigkeit zu wahren," sich Kerner erhoben habe, um die folgenden Worte an die Anwesenden zu richten: „Bonaparte, der niemals Wort gehalten, der auch den unglücklichen Bewohnern des Simplon Ersatz für das Unrecht, das an ihnen begangen wurde, versprochen und nicht gehalten hat, er soll dennoch leben!"

Die Erzählung trägt namentlich in ihren hier übergangenen Einzelheiten einen etwas mythischen Charakter; immerhin ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß Kerner, der — wie wir sahen — bei seinen Gesinnungsäußerungen niemals den Verhältnissen Rechnung trug, gegen Ende seines schweizerischen Aufenthalts auch vor einer solchen Demonstration nicht zurückschreckte, umsoweniger, als er vermutlich damals bereits geneigt war, der politischen Karriere zu entsagen.

Wann in letzterer Beziehung von ihm ein entscheidender Entschluß gefaßt worden, läßt sich nicht mehr genau feststellen.

Im Herbst 1800 hatte Kerner sich wieder für mehrere Wochen nach Württemberg begeben. Der Wunsch, das Grab seines ein Jahr zuvor verstorbenen Vaters zu besuchen, seine überlebenden Angehörigen, seine Freunde wiederzusehen, erklärt seinen diesmaligen Ausflug in die Heimat zur Genüge, und wir haben keine Veranlassung anzunehmen, daß er zu demselben durch politische Gründe

bestimmt worden sei. Aber freilich vermochte er sein Mitgefühl nicht dem unheilvollen Zustande des Landes zu verschließen, welches damals gleichzeitig durch Brandschatzungen der französischen Heerführer und Erneuerung des inneren Zwiespalts zu leiden hatte. Es scheint, daß er, um in seiner Weise zu helfen, seinem Gönner Talleyrand die Geschicke Württembergs in einer besonderen Petition ans Herz legte.

Wenige Tage, nachdem er wieder in Bern eingetroffen, unternahm er in Gemeinschaft mit einem Bekannten aus Bremen einen Ausflug nach Burgdorf, um die berühmte Erziehungsanstalt Pestalozzis zu besichtigen. Mit dem letzteren befreundete er sich bald aufs innigste und war fortan eifrig bemüht, für dessen pädagogisches System Propaganda zu machen.

Auch aus manchen anderen Anzeichen geht hervor, daß schon während des schweizerischen Aufenthalts die Politik nicht mehr so vorwiegend, wie früher, sein Interesse beherrschte.

Im September 1801 hielt er sich einige Zeit im Neuenburger Lande auf, und es ergibt sich aus seinen Briefen, daß er seine Aufmerksamkeit vorzugsweise den dortigen kommerziellen und industriellen Betrieben zuwandte. Sicher war bereits jener Zeit der Entschluß in ihm gereift, die diplomatische Laufbahn mit einer kaufmännischen zu vertauschen.

Da Reinhard mittlerweile von seinem Berner Posten abberufen war, so erschien es selbstverständlich, daß Kerner, welcher mehr dem Gesandten, als der Gesandtschaft attachiert worden, nicht ohne jenen in der Schweiz zurückblieb.

In Paris, wohin er sich zunächst begab, haben seine Freunde, wie es scheint, es nicht an Versuchen fehlen lassen, ihn durch die Aussicht auf die eine oder andre offizielle Stellung zu fesseln; doch

konnte er es nicht über sich gewinnen, dem mehr und mehr im monarchischen Sinne umgestalteten Staatswesen seine Dienste zu widmen.

5. Kapitel.

Die Einkehr ins bürgerliche Leben.

Indem Kerner Paris verließ, ging seine Absicht dahin, nach Hamburg überzusiedeln und dort eine kaufmännische Stellung zu suchen. Für die Wahl dieses Platzes waren, abgesehen von der hervorragenden kommerziellen Bedeutung desselben, Kerners frühere Beziehungen maßgebend und insbesondere sein inniger Wunsch, aufs neue mit Reinhold vereinigt zu sein, der fortdauernd in Hamburg geblieben und seit dem Abgange Abbémas als batavischer Geschäftsträger in dessen Stelle getreten war.

Auf dem Wege von Frankreich nach Norddeutschland verweilte Kerner wiederum in Holland. Auch hier traten ihm keine erfreulichen politischen Zustände entgegen. Auch die Organe der batavischen Filialrepublik erschienen ihm völlig bedeutungslos. „Die Stärke und Stütze und einzige Basis der gegenwärtigen Regenten — so schrieb er an Schlabrendorf — ist der Wille des großen Mannes“, d. i. Bonapartes.

Mehr als die Politik fesselte ihn übrigens jetzt der Handel Hollands. Er war während seines Amsterdamer Aufenthalts täglich an der Börse zu finden. In der ihm eigenen sanguinischen Art glaubte er mit derselben Schnelligkeit, mit welcher er sich in die verschiedenartigsten politischen Aufgaben gefunden, auch dem kaufmännischen Beruf gerecht werden zu können. Mit seiner beweglichen Phantasie

ergriff er auch auf diesem Gebiete die mannigfachsten Projekte; einige Briefe, welche er während der Reise von Holland nach Hamburg schrieb, gewähren beinahe den Eindruck, als ob sich nunmehr all sein Sinnen und Trachten auf kaufmännische Spekulationen konzentriert habe.

In Hamburg, wo er im Dezember des Jahres 1801 eintraf, fand er bei Reinhold nicht nur das alte Freundesherz, sondern auch eine gastliche Stätte. Nicht minder begegnete ihm in den übrigen Freundes- und Bekanntenkreisen das frühere Wohlwollen. Indessen stießen seine kommerziellen Pläne auf ungeahnte Schwierigkeiten, mit wie großem Eifer er auch der merkantilischen Rechenkunde obliegen mochte. Wenn er im Februar 1802 an Schlabrendorf schrieb: „Zwischen mir und der kaufmännischen Natur des Platzes scheint sich als ein unübersteigbarer Berg, als ein zweiter Montblanc, mein politischer Ruf zu befinden", so ist damit wohl kaum alles erschöpft, was sich der Verwirklichung seiner Absichten entgegenstellte.

Da er auf keinem Hamburger Kontor Aufnahme gefunden, wandte er sich zunächst — ohne darum seine anderweitigen Projekte aufzugeben — einer journalistischen Thätigkeit zu, wobei ihm ebensowohl seine Erfahrung im politischen Leben, wie seine schriftstellerische Gewandtheit zu statten kam.

Seit Anfang März 1802 gab er die Zeitschrift „Der Nordstern" heraus. Die große Mehrzahl der hier veröffentlichten politischen Artikel ist aller Wahrscheinlichkeit nach von Kerner selbst geschrieben. Er erscheint hier in dem Ausdruck seiner Gesinnungen ungleich maßvoller und besonnener, als in früheren Jahren. Er spendete sein Lob gleichmäßig republikanischen, monarchischen, ja selbst absolutistischen Regierungen, insofern ihm das Walten derselben die Wohlfahrt der Völker zu fördern schien. Dagegen werden die

französischen Zustände begreiflicherweise in ein nicht sehr günstiges Licht gestellt. Vielfach freilich läßt Kerner sein Urteil über die Regierungsweise Bonapartes nur zwischen den Zeilen lesen, oder er begnügt sich, seine Auffassung durch den ironischen Ton seiner Darstellung, durch eine satirische Seitenbemerkung anzudeuten. An andern Stellen erscheint der Tadel zwar verkleidet, aber doch in sehr durchsichtigem Gewand, wie wenn z. B. der Abschnitt aus Machiavellis Florentinischer Geschichte übersetzt wird, in welcher dieser die Tyrannei des Herzogs von Athen schildert. Daneben aber begegnen wir einer nicht ganz geringen Anzahl von Artikeln, in welchen das System des ersten Konsuls, die unwürdige Stellung der Volksvertretung, die mangelnde Unabhängigkeit der Gerichte, die Polizeiherrschaft, die Unfreiheit der Presse, das Konkordat, der Orden der Ehrenlegion, und gelegentlich selbst die auswärtige Politik Frankreichs einer unverhüllten und zunehmend schärferen Kritik unterworfen werden. Dem vollen Schmerz seiner Enttäuschung über Bonapartes Laufbahn hat Kerner ähnlich, wie in der erwähnten Notiz seines Tagebuchs, Worte geliehen, indem er ihn als einen Felsen bezeichnet, „der sich in dem Sturm der Zeiten erhob, mit stolzem Gipfel über die Fluten des Kriegs und der Revolution hervorragte und jezo tiefer und immer tiefer sich neigt, gleich als solle alles Große unserer Zeit wieder zum Gemeinen herabsinken."

Wenn der „Nordstern" in Hamburg anfänglich unbeanstandet erscheinen konnte, so erklärt sich dies nicht nur aus der verhältnismäßig vorsichtigen Haltung der früheren Nummern, sondern namentlich auch aus dem Umstande, daß es in den ersten Monaten des Jahres 1802 in Hamburg an einer offiziellen Vertretung Frankreichs fehlte. Doch hatten gerade in dieser Zeit die Mißhelligkeiten, welche seit mehreren Jahren zwischen der französischen und Hamburgischen Regierung bestanden, ihren Ausgleich

gefunden, die diplomatischen Beziehungen wurden wieder angeknüpft und Reinhard zum zweitenmal als bevollmächtigter Minister Frankreichs nach Hamburg gesandt. Seltsam genug, derselbe Mann, welcher mit Kerner vor sieben Jahren, ihm nicht nur innig befreundet, sondern auch gesinnungsverwandt zuerst den Hamburgischen Boden betreten, war jetzt derjenige, von dem er bei der Ausübung seines neuerwählten Berufs am meisten zu fürchten hatte. „Reinhard wird hier erwartet", so schrieb Kerner bereits am 22. Mai an Schlabrendorf — „ich werde mich vielleicht nach Altona retirieren — wer hätte gedacht, daß es einst so kommmen würde!" In demselben Briefe gab Kerner freilich noch der Hoffnung Ausdruck, daß sein Blatt Wurzel fassen könne. Indessen, nachdem Reinhard im Juni in Hamburg eingetroffen, hörte im folgenden Monat der „Nordstern" zu erscheinen auf — wie keinem Zweifel unterliegt — infolge von Vorstellungen oder Warnungen, welche dem Herausgeber von seiten des neuen Gesandten zu teil geworden, zu dessen vornehmlichsten Aufgaben die Überwachung der Presse gehörte.

Für Kerner lag die Notwendigkeit vor, einen neuen Weg zur Begründung einer bürgerlichen Existenz zu suchen. Da die Aussichten auf eine kaufmännische Karriere sich inzwischen nicht günstiger gestaltet hatten, so entschloß er sich nach Kopenhagen zu gehen, um nach vieljähriger Unterbrechung seine medizinischen Studien wieder aufzunehmen. Noch nicht lange hatte er jedoch in der dänischen Hauptstadt verweilt, als er sich durch die Aufforderung zweier Bekannten und den ihm von jeher eigenen Wandertrieb bestimmen ließ, einen Ausflug nach den benachbarten Landschaften des südlichen Schwedens zu unternehmen.

Aus den mannigfachen hier gewonnenen Eindrücken ist ein Buch erwachsen, welches im folgenden Jahre (1803) unter dem

Titel „Reise über den Sund“ bei Cotta erschien und die umfangreichste aller Publikationen Kerners bildet. Die skandinavischen Verhältnisse hatten ihm bisher fern gelegen; doch vermochte er auch hier sich umso leichter zu orientieren, als ihm ein geborener Schwede, der Mediziner Munck af Rosenschöld, als kundiger Begleiter und Führer zur Seite stand. Es scheint, daß dieser ihm auch nachträglich bei der Ausarbeitung des erwähnten Buches behülflich war und ihm namentlich das Material für den letzten Abschnitt desselben, welcher eine Geschichte der politischen Entwicklung Schwedens unter Gustav III. und Gustav IV. enthält, zur Verfügung stellte. Die Urteile über Land und Leute aber tragen durchaus das Gepräge von Kerners Weltanschauung. Wie ihn das kraftvolle, offene, freimütige Wesen des schwedischen Volkes im allgemeinen ansprach, so erweckte insbesondere das öffentliche Leben Schwedens sein Interesse und bis zu einem gewissen Grade selbst seine Sympathie. Der ehemalige Jakobiner wußte der eigenartigen Stellung des schwedischen Adels, sowie überhaupt der schwedischen „Repräsentation“ gerecht zu werden, von welcher er trotz ihrer Mängel und ungeachtet ihrer ständischen Gliederung rühmt, daß sie ein Quell großer und ersprießlicher Vorzüge für alle Teile der Nation sei. Freilich erschienen damals auch in Schweden die alten Freiheiten in ihrer Existenz gefährdet; dennoch erachtete Kerner die dortigen Zustände für beneidenswert im Vergleich mit denjenigen, welche sich jener Zeit in Frankreich und den von diesem abhängigen Ländern entwickelt hatten. Auf Bonaparte sind auch in seinem Buch über Schweden zahlreiche Anspielungen und Angriffe gemünzt. Seinen ganzen Ingrimm gegen den ersten Konsul und zugleich seinen Schmerz über die Vereitelung der Hoffnungen, welche er anfänglich auf die französische Revolution gesetzt, hat er hier aufs neue zusammengefaßt in den Worten: „Die keimende Freiheit Frankreichs war unbe-

zwingbar im offenen Felde, nur hinterwärts konnte sie gemordet werden, und erst als die Nation von langem Kampf, von starken Verblutungen erschöpft war, trat der Mörder aus ihrem eigenen Schoß hervor, und stieß den italienischen Dolch in die fränkische Brust." An einer anderen Stelle verkündet Kerner in ahnungsvollem Geiste die bevorstehende weitere Ausbreitung der bonapartischen Gewaltherrschaft, jene drohende Zukunft, „wo ein Machtspruch über alle walten, und das nehmliche Schicksal keinen Trost übrig lassen wird, als etwa die für jede Memme erfreuliche Gemeinschaft der gleichen Schande." „Oder — fügt er hinzu — darf man etwas besseres zu einer Zeit erwarten, wo jeder Morgen einen neuen Gewaltstreich, jeder Abend einen neuen Meineid aufweist?"

Ergibt sich aus solchen Worten, daß er sich auch unter den reichen Anregungen, welche der skandinavische Norden ihm bot, seiner Bekümmernis über die politische Weltlage nicht zu entreißen vermochte, so haben doch anderseits die auf jenem Ausflug gewonnenen Eindrücke sicherlich dazu beigetragen, ihn mit neuer Kraft und frischem Lebensmute zu erfüllen. Neben dem Verkehr mit den schlichten, ihn sympathisch berührenden Menschen waren es vor allem die Naturschönheiten des Landes, der Aufenthalt in stiller Waldeinsamkeit, an der wogenden See, wie auf hochragender Felsenspitze, was seinem Gemüte wohlthat.

Mit Beginn des Wintersemesters finden wir ihn wieder in Kopenhagen, dem erneuten medizinischen Studium aufs eifrigste hingegeben. Er suchte von den Vorlesungen an der dortigen Universität Nutzen zu ziehen, soweit dies bei seiner unvollkommenen Kenntnis der dänischen Sprache möglich war, er unterzog sich privatim Repetitorien in der Anatomie und Chirurgie, er besuchte die öffentlichen Krankenhäuser, insbesondere aber war er bemüht, sich in der Geburtshülfe durch praktische Übungen in dem Entbin-

dungshause zu vervollkommnen. Dauernd blieb Kerner der Förderung eingedenk, welche er seinem Kopenhagener Aufenthalt zu danken hatte. Von den dortigen wissenschaftlichen Anstalten rühmte er nachmals, daß sie den ähnlichen Instituten der ersten Hauptstädte Europas den Vorzug streitig machten.

Ehe Kerner Kopenhagen verließ, wurden ihm Anträge gemacht, um ihn zu bestimmen, sich dauernd im Norden niederzulassen; doch lehnte er dieselben ab. Aus einem Brief an Schlabrendorf geht hervor, daß er bereits jener Zeit gelegentlich den Plan ins Auge gefaßt habe, nach Amerika zu gehen, um dort für alle erfahrenen Enttäuschungen Trost und Ersatz zu suchen. Indessen waren derartige Gedanken doch wohl nur aus vorübergehendem Unmut entsprungen. Wahrscheinlich waren Kerners Absichten von vornherein vorzugsweise darauf gerichtet, sich in Hamburg einen ärztlichen Wirkungskreis zu schaffen. Im August 1803 kehrte er zum dritten Mal in diese Stadt ein, um hier nunmehr dauernd seinen Wohnsitz aufzuschlagen.

Um sich in so kurzer Zeit für die erneute Ausübung des ärztlichen Berufes vorzubereiten, hatte er des angestrengtesten Fleißes bedurft, und es ist die Vermutung ausgesprochen, daß hierdurch der Keim zu seiner späteren Kränklichkeit gelegt worden sei. Seine Hamburger Freunde fanden ihn bei seiner Rückkehr verändert. „Zwar besaß er noch seine frühere Lebhaftigkeit, von jeder Empfindung seines Innern strahlte sein schönes Auge wie ehemals; aber seine Wangen waren eingefallen, seine Züge schärfer geworden, und um seinen Mund spielte seltener das schelmische, kindlich gutmütige Lächeln, das ihm aller Herzen gewann.“[1]

---

[1] Diese Worte sind den Aufzeichnungen der Witwe Kerners entnommen.

Mit Ernst und Hingebung widmete er sich der medizinischen Praxis und entwickelte in der Übung derselben alsbald jene Fähigkeiten, welche Pfaff bereits auf der Karlsschule in ihm erkannt hatte. Ein unvergleichlicher Takt und ein genialer Scharfblick zeichneten ihn aus und ließen ihn seltener, als manche gelehrtere Fachgenossen, fehlgreifen. Zugleich bewährte sich auch im ärztlichen Beruf die ihm von jeher eigene menschenfreundliche Gesinnung. Von dieser getrieben, suchte er gleich anfänglich seine medizinischen Kenntnisse im gemeinnützigen Sinne zur Geltung zu bringen. Er stellte sich u. a. die Aufgabe, die in Hamburg und dessen Nachbarschaft herrschenden Vorurteile gegen die Schutzpocken zu bekämpfen.

Dem ehemaligen Sekretär des französischen Gesandten, dem Oberdeutschen mit dem scharf ausgeprägten schwäbischen Dialekt mußte es zuerst allerdings schwer fallen, sich das Vertrauen der niederdeutschen Bevölkerung zu erwerben. Dennoch blieben seine Bemühungen, selbst bei den ländlichen Elbanwohnern zwischen Flottbeck und Blankenese, nicht ohne Erfolg, und wurden bereits innerhalb der ersten acht Wochen seiner ärztlichen Praxis 173 Kinder von ihm geimpft. Über dieses Resultat berichtete er in den Adreß-Comptoir-Nachrichten vom 3. November 1803, indem er zugleich dem Wunsche Ausdruck gab, daß sich der vereinten Thätigkeit aufgeklärter Ärzte und Menschenfreunde alsbald auch „die Impulsion der Regierungen anschließen werde.“

Dem gleichen humanen Zuge Kerners entsprach später seine Thätigkeit als Arzt bei der Armenanstalt, welche er beibehielt, auch als seine Privatpraxis sich bereits in erheblicher Weise ausgedehnt hatte. Er begnügte sich nicht damit, sein Augenmerk auf die Krankheiten seiner Pflegbefohlenen zu richten, sondern er war diesen und ihren Angehörigen ein Berater, ein Tröster und oft selbst ein Ernährer.

Zu der Freundschaft, mit welcher eine auserwählte Zahl von Männern ihm seit Jahren zugethan war, erwarb er sich durch solche Wirksamkeit die Achtung und Anerkennung seiner Mitbürger in immer weiteren Kreisen.

Vielfache Anregung gewährte ihm der rege Fremdenverkehr Hamburgs, um dessen willen er diese Stadt das große Wirtshaus von Deutschland nannte, und der ihm bald alte liebe Bekannte zuführte, bald ihn neue Beziehungen knüpfen ließ.

Von Reinhard hatte sich Kerner im Anfange seines erneuten Hamburger Aufenthalts ferngehalten. Er zürnte ihm wegen der Unterdrückung des „Nordstern." Eine Wiederannäherung aber wurde durch die Verlobung Kerners veranlaßt. Reinhard bezeigte ihm seine Teilnahme und wünschte, daß er ihm seine Braut zuführen möge. Ein einziges Zusammensein genügte, um allen Groll im Herzen Kerners zu tilgen. Die Aussöhnung war eine vollkommene und wurde dadurch besiegelt, daß sich Kerner von dem alten Gefährten zum Traualtar führen ließ. Dieser letztere Umstand sollte freilich den Anlaß zu einer unerwünschten Unterbrechung der Hochzeitsfeierlichkeiten geben. Nach der ländlichen Wohnung, in der das Fest begangen wurde, ward dem Gesandten ein Kurier nachgeschickt, welcher die Erhebung Bonapartes zur Kaiserwürde meldete. Es ist begreiflich, daß die Kunde von diesem Ereignis auf Kerner einen erschütternden Eindruck übte, obwohl dasselbe nur den Abschluß von Bestrebungen bedeutete, deren Richtung ihm seit langem nicht mehr verborgen war.

Der Ehebund, welchen er am 27. Mai 1804 mit Johanna Friederike Duncker geschlossen, sollte ihm zum Segen gereichen. Seine Gattin war durch Vorzüge des Geistes und Charakters ausgezeichnet; sie wußte Kerners Wert zu schätzen und die aus seinem Naturell und seiner bisherigen Lebensweise stammen-

den Eigenheiten taktvoll zu dulden. Wiederholt hat Kerner sein häusliches Glück mit den wärmsten Ausdrücken gepriesen.

Alles schien sich zu vereinigen, um dem durch so viele Stürme Verschlagenen eine Existenz zu schaffen, welche seinem Herzen Genüge leisten mochte. Und dennoch kehrte der Frieden nicht bei ihm ein. Einen tiefen Einblick in sein Inneres gewähren uns die Worte, welche er im November 1805 an seinen Freund Schlabrendorf richtete: „Ich lebe als Mann und Vater glücklich, als Bürger auf einem noch ziemlich freien, vielleicht dem freiesten Punkt in Europa — als Deutscher, als Kosmopolit aber fühle ich mich so unglücklich als möglich." Man wird diese Worte begreifen, wenn man die Zeitverhältnisse ins Auge faßt, unter denen sie geschrieben, und zugleich bedenkt, daß es Kerner nicht gegeben war, sich mit der Kaltherzigkeit oder dem Leichtsinn so vieler Zeitgenossen über das gemeinsame Leid und die gemeinsame Schmach hinwegzusetzen.

---

6. Kapitel.

Während der Napoleonischen Zwingherrschaft. 1806—1813.

Auch nachdem Kerner als Arzt einen seine Kräfte völlig in Anspruch nehmenden Beruf gefunden, war es ihm Bedürfnis, seinen Gedanken über die Weltlage gelegentlich öffentlichen Ausdruck zu geben.

Mehrfach beteiligte er sich als Mitarbeiter an den „Nordischen Miscellen", und unzweifelhaft war er der Verfasser eines Aufrufs zu Gunsten der Erben Schillers in der Nummer vom 18. Mai 1806, welchen er an erster Stelle unterzeichnet hat. Ist derselbe auch ohne direkte politische Beziehungen, so verdient es doch Beachtung,

daß in ihm der niemals völlig erloschene deutsche Patriotismus Kerners zu kräftigem Ausdruck gelangt. Nachdem zuvor darauf hingewiesen, daß bezüglich der Einnahmen zu dem genannten Zweck zwischen Berlin und Hamburg ein auffallender Unterschied bestehe, heißt es weiter:

„Hamburg, als die dritte Stadt Deutschlands in Hinsicht der Größe und als die erste von Wichtigkeit, darf bei Gelegenheiten dieser Art wohl selbst noch mit Königen wetteifern. Innere Bedrängnisse können groß sein; aber groß ist es, mitten im Unglück größere Gesichtspunkte nicht feige aufzugeben. Da die Deutschen das Glück nicht haben, daß bei ihnen auf den Wink eines Einzigen sich Nationalmonumente erheben, die der späteren Nachwelt den bunten Glanz eines zweifelhaften Augenblicks verkünden, so liegt ihnen eine desto größere Pflicht ob, um durch einen immer mehr fortschreitenden Gemeingeist sich bei der Geschichte zu rechtfertigen. Auch ist hier weniger davon die Rede, die Nachkommen Schillers zu bereichern, als ihn — den deutschen Mann, als sie — die deutsche Nation in einer Handlung zu verherrlichen, die der Gegenwart die Möglichkeit einer gemeinschaftlichen deutschen That bewahrt und den Enkeln die Wahrheit bezeugt, daß die Vorfahren in ihrer wunden Brust Gefühle nährten, die besserer Zeiten würdig waren."

Verständlich genug spricht aus diesen Zeilen der Gram über die Lage der deutschen Nation, welche nur noch in einer Kundgebung zu Ehren ihres Lieblingsdichters ihren Gemeingeist zu äußern vermochte.

Wenige Monate später ward die Welt durch die Kunde von der Erschießung des Buchhändlers Palm erschüttert. Da verfaßte Kerner einen leider nicht mehr erhaltenen Aufruf zur Unterstützung der unglücklichen Witwe, in welchem er — wie berichtet wird —

seine ganze Indignation über das gewaltthätige Verfahren des Kaisers aussprach. Sehr wahrscheinlich kursierte derselbe nur in Privatkreisen; immerhin war es schon damals ein Wagnis, in Hamburg in solcher Weise seine Gesinnungen verlauten zu lassen.

Daß Hamburgs Freiheit und von allen Großstaaten anerkannte Neutralität in Kriegszeiten dem erneuten Umsichgreifen der französischen Macht gegenüber nicht standhalten werde, konnte der politischen Einsicht Kerners nicht entgehen. Alle späteren Unfälle, die diese Stadt betrafen — so berichtet seine Gattin in ihren hinterlassenen Aufzeichnungen — habe er vorausgesagt, freilich — fügt sie hinzu — mit der Angst eines sich todkrank fühlenden, der von seiner Umgebung noch Widerspruch verlangt, wenn dieser auch die Kraft verloren hat, ihn zu überzeugen. Trotzdem traf ihn die Thatsache der französischen Okkupation Hamburgs vernichtend. Er glaubte nicht mehr sicher in dieser Stadt zu sein und faßte den Gedanken, in die Ferne zu ziehen. Jedoch beruhigte ihn Bourrienne, der nach Reinhard den französischen Gesandtschaftsposten in Hamburg bekleidete. Derselbe war mit Kerner von früherer Zeit her wohlbekannt, hatte ihn nunmehr als Hausarzt angenommen und hegte, wie es scheint, wenigstens damals noch ein gewisses freundschaftliches Wohlwollen für ihn; er stellte ihm für alle Fälle einen Paß zur Verfügung und versprach ihn zu warnen, sobald sich hierzu Anlaß finden würde.

Indessen sollte die Besetzung Hamburgs durch die Franzosen ganz wider Erwarten dazu beitragen, Kerner derjenigen Nation, zu welcher er einst in so inniger Beziehung gestanden, und die ihm nunmehr völlig entfremdet zu sein schien, aufs neue zu nähern.

Anfänglich freilich hatte Kerner den Franzosen gegenüber vollkommene Zurückhaltung beobachtet. Da sollte es sich treffen, daß General Brune, in dessen unmittelbarer Umgebung er sich — wie

wir sahen — während des holländischen Feldzuges vom Jahre 1799 befunden, zum Generalgouverneur der Hansestädte ernannt wurde und Hamburg zur Residenz erhielt. Dieser und der Chef seines Generalstabs Allemand waren hocherfreut, mit dem alten Freund zusammenzutreffen, und Kerner vermochte dem herzlichen Entgegenkommen derselben keinen Widerstand entgegenzusetzen. Hatte ihn vor Jahren gleiche republikanische Gesinnung und persönliche Sympathie an Brune gefesselt, so bewirkte jetzt der erneute Verkehr, daß die alte Zuneigung wieder erwachte, ja das leicht entzündbare Gemüt Kerners war alsbald so sehr von der Empfindung der Freundschaft für den französischen Marschall beherrscht, daß er, als dieser im Sommer 1807 von Hamburg hinweg nach dem schwedischen Pommern gezogen war, ihm dort während der Belagerung von Stralsund einen Besuch abstattete. Noch war er im Hauptquartier des Freundes, als die schwerbedrängte Stadt übergeben wurde, ohne daß zuvor eine Kapitulation zugestanden worden war. Auf seine Veranlassung hin — so erzählte Kerner später — habe Brune sich entschlossen, sofort in eigener Person, doch nur von kleinem Gefolge geleitet, in die Stadt einzuziehen, um Ausschreitungen seiner Truppen zu verhindern und die Bewohner zu beruhigen.

Auch sonst war Kerner bemüht, seine Beziehungen zu den französischen Machthabern zum guten Zweck zu verwerten. Am folgenreichsten war es, daß er im Juni 1807 vom Bremer Senat ersucht ward, sich der Interessen dieser Stadt bei dem Marschall Brune anzunehmen. Zunächst handelte es sich nur darum, zu erwirken, daß Bremen bei einer bevorstehenden Dislokation der Observationsarmee soviel wie möglich von Einquartierung verschont werde. Doch sollten diesem Auftrag zahlreiche andere folgen. So kam es, daß Kerner neben seiner ärztlichen Thätigkeit gewissermaßen auch das Amt eines diplomatischen Agenten be-

kleidete und als solcher bei Brune und den Generalen, die nach diesem das militärische Kommando in den Hansestädten erhielten, akkreditiert ward. Seit dem Jahre 1808 bedienten sich auch die Lübecker seiner gelegentlich als ihres Mittelmannes bei den französischen Autoritäten in Hamburg; doch trug das Verhältnis einen weniger offiziellen Charakter, als das zu Bremen.

Von Kerners Bemühungen für letztere Stadt geben die Briefe Zeugnis, welche er vom Juni 1807 bis Ende 1810 — in der Regel mehrmals in der Woche — an Mitglieder des dortigen Rats, meist an den bekannten Senator Johann Smidt gerichtet hat.

Unablässig war Kerner bestrebt, bald durch mündliche Vorstellungen, bald durch schriftliche Eingaben zur Erleichterung der Geschicke Bremens beizutragen. Bald appellierte er an die Humanität und den Gerechtigkeitssinn der französischen Gewalthaber, bald versuchte er dieselben durch sachliche Erörterung und den Hinweis auf das eigene französische Interesse zu einem glimpflichern Verfahren zu bestimmen. Eifrig und oft übereifrig war er bemüht, dem Bremer Senat mit guten Ratschlägen zur Hand zu gehen. Unabweisbaren Forderungen gegenüber hielt er es für nützlich, ohne Zögern nachzugeben, auch empfahl er wohl gelegentlich, einflußreichen französischen Gewalthabern ein klug berechnetes Entgegenkommen zu zeigen, während er in andern Fällen, wenn ihm die Zumutungen allzu unbillig erschienen, zu entschlossenem Widerstand ermahnte. Wiederholt hat er namentlich in letzterer Beziehung auf die Notwendigkeit eines gemeinsamen oder doch gleichmäßigen Handelns der drei Hansestädte hingewiesen.

Begreiflicherweise wurden Kerners gute Absichten nicht immer von Erfolg gekrönt, doch gelang es ihm manche Härte zu mildern, manche Gefahr abzuwenden, manchen unheildrohenden Konflikt in

gütlicher Weise zum Ausgleich zu bringen. Sicher lag für ihn eine gewisse Befriedigung darin, nachdem die auf umfassende politische Wirksamkeit gerichteten Pläne seiner Jugend längst dahingeschwunden, auf die angedeutete Art sich im kleinen nützlich zu bethätigen. Anderseits hat er sich sicherlich keiner Täuschung darüber hingegeben, daß die von ihm abgewandten Übelstände verschwindend waren im Vergleich zu aller Unbill, welche die Hansestädte wehrlos über sich ergehen lassen mußten. Mehrfach, wenn Kerner erkannte, daß der französischen Ungebühr gegenüber an Ort und Stelle keine Abhilfe zu erlangen sei, griff er wohl zu dem Auskunftsmittel, über den betreffenden Vorfall an den „Publiciste", ein französisches Blatt, dessen Mitarbeiter er war, zu berichten.

Kamen solche Einsendungen auch nicht zum Abdruck, so glaubte er doch, daß sie gelesen würden — besonders vom Polizeiminister.

Diesem Verfahren lag die nicht immer berechtigte Auffassung zu Grunde, daß das rücksichtslose Verhalten der Gewalthaber in den Hansestädten bei den höheren Instanzen entschiedene Verurteilung finden werde. Vor allem dachte Kerner dabei an Napoleon. Es erscheint auffällig genug — wenn wir uns Kerners bisherige Urteile über denselben vergegenwärtigen — daß er in den nach Bremen gerichteten Briefen wiederholt ein fast kindlich zu nennendes Vertrauen zu dem Gerechtigkeitssinn des Kaisers ausspricht. So schreibt er z. B. am 3. Oktober 1808: „Könnte ich doch den Kaiser sprechen — nur eine Minute sprechen und ihn zu einem Inkognito von einigen Wochen bewegen!" Resigniert heißt es freilich am 24. März 1809: „Man muß sich auf alles gefaßt machen, solange die Bahn zur höchsten Autorität so schwierig ist, weil zwischen sie und das Interesse der Völker sich alle

möglichen Instanzen des Gemeinen und Schlechten lagern." Dann aber ruft er bereits im August 1809 den Bremern zu: „Auf, meine Freunde, — der Kaiser ist ein Mann, er wird hören"; ähnlich wird am 14. September 1809 der Kaiser als die letzte Hilfe der Bremer bezeichnet, und eine Woche später wird ein Brief, in welchem von verschiedenen ungehörigen Ansprüchen die Rede gewesen, mit den Worten beschlossen: „O, wüßte der Kaiser alle diese Heillosigkeiten und Marodeurstreiche!"

Es fehlt auch sonst nicht an Anzeichen, daß sich Kerner damals der Anerkennung und Bewunderung für den gewaltigen Helden des Tages weniger als zuvor verschloß. Soviel demselben auch zur Last gelegt werden konnte, schien er doch die übrigen Regenten und Staatsmänner der Zeit um Haupteshöhe zu überragen. Hatte Kerner in ihm stets den Urheber des trostlosen Zustands der europäischen Staaten erblickt, so sah er bei ihm auch die einzige Möglichkeit der Rettung. Dem entsprach es, daß er den Bestrebungen der Herrscher und Völker, sich wider die Macht Napoleons aufzulehnen, nicht eben großes Vertrauen entgegenzubringen vermochte. Hatte er in den Jahren 1805 und 1806 die Niederlagen Österreichs und Preußens vorausverkündet, so war auch die patriotische Bewegung, welche in Deutschland in den Jahren 1808 und 1809 hervortrat, in seinen Augen von vornherein aussichtslos. Für das Wirken eines Mannes, wie der Freiherr von Stein, hatte er offenbar kein Verständnis. Während des französisch-österreichischen Krieges vom Jahre 1809 waren seine Wünsche dahin gerichtet, daß Napoleon raschen Sieg erringen möge, andernfalls — meinte er — würden sich die Verhältnisse in Deutschland noch trostloser gestalten.

Ob nicht trotz alledem das Herz des ehemaligen Freiheitsenthusiasten von Empfindungen der Teilnahme erwärmt wurde,

als er sah, wie zahlreiche Männer und Jünglinge mit heroischer Selbstverleugnung sich dem Kampfe wider die Fremdherrschaft weihten? Seine Briefe mußten damals mit doppelter Vorsicht abgefaßt werden. Durch eine unvorsichtige Äußerung hätte er nicht nur sich, sondern auch seinen Kommittenten unendlich schaden können. Dennoch sind ihm einige Äußerungen entschlüpft, welche erkennen lassen, daß es ihm den volkstümlichen Erhebungen des Jahres 1809 gegenüber nicht völlig an Mitgefühl gebrach. Wenn er seine Darstellung der letzten Schicksale Schills mit den Worten abschloß: „So starb dieser neue Götz!" so wird man darin, — wenn man sich erinnert, daß Goethes Götz von Berlichingen das Idol von Kerners Jugend war — einen hohen Grad sympathischer Anerkennung erblicken müssen. Bedeutsamer noch erscheint es, wenn er einem Bericht über die Kämpfe in Tirol vom August des Jahres 1809 die Worte hinzugefügt: „Völker treten allmählich auf die Bahn, die bisher seit Jahren nur noch das Genie eines Einzigen ausfüllen zu dürfen schien."

Trotz solcher gelegentlichen Lichtblicke hat niemals das Zukunftsbild des wiedererstandenen Deutschlands sein Herz erhoben und erquickt. Den Hansestädten konnte er daher auch keinen andern Rat erteilen, als in einer gewissen Annäherung an das politische System Napoleons ihr Heil zu suchen. Die Erhaltung einer scheinbaren Selbständigkeit hatte während des Kampfes der rivalisierenden Mächte Frankreich und England nur dahin geführt, daß die Städte — wie er sich ausdrückt — „zwischen beiden Mühlsteinen zermalmt und zerrieben wurden in der ganzen Ausdehnung dieses Worts." Der Beitritt zum Rheinbund erschien Kerner als das naturgemäßeste Mittel, aus solcher Lage herauszukommen. „Man dürfe sich nicht an dem fremden Panier stoßen, und nur das darin erblicken, worunter bereits der kräftigste Teil Deutschlands sich

nach der deutschen Auflösung aufs neue vereinige.“ In diesem Sinne hatte er sich bereits im August 1807 ausgesprochen; und als einige Monate später die Einführung des Code Napoleon von den Hansestädten gefordert ward, empfahl Kerner den Bremern nicht nur, sich hierin willfährig zu zeigen, sondern aus eigenem Antrieb die Einführung von französischem Maß und Gewicht vorzubereiten. Charakteristisch ist dabei, daß er vorschlug, man solle Münzen prägen, welche auf der einen Seite das Emblem der Stadt Bremen, auf der andern das Bild Napoleons zeigten. Es hätte eben seinen Wünschen entsprochen, wenn es möglich gewesen wäre, den Anschluß der Hansestädte an das Napoleonische System mit der Erhaltung eines gewissen Grades von Unabhängigkeit zu verbinden. Aus diesem Grunde mußte er es freudig begrüßen, als im Herbst 1809 auf Veranlassung Napoleons Verhandlungen eingeleitet wurden, deren Ziel war, die Hansestädte als Villes impériales zu konstituieren und als solche dem Rheinbund anzugliedern. Der Kaiser hatte die Sache namentlich in die Hände Reinhards gelegt, welcher, damals Gesandter in Kassel, für einige Zeit wieder nach Hamburg kam, um sich mit den Vertretern der hansestädtischen Senate zu verständigen. Die Konferenzen wurden geheim gehalten, doch gehörte Kerner zu den wenigen Persönlichkeiten, welche ins Vertrauen gezogen wurden. Nahm er auch an den Sitzungen keinen Anteil, so fand er doch Gelegenheit, sein Interesse für die Angelegenheit zu bekunden, indem er, wie in vergangenen Tagen, Reinhard Sekretärdienste leistete. In seinen der nächstfolgenden Zeit angehörenden Briefen an Smidt kommt er mehrfach auf jene Verhandlungen zurück und spricht sich namentlich dahin aus, daß die Hansestädte die ihnen von Napoleon bei jenem Anlaß zugedachte Gebietsvergrößerung unbedenklich acceptieren möchten, und daß speziell Bremen das kaiserliche Aner-

bieten benutze, um den Besitz des rechten Weserufers bis zur Mündung des Flusses zu erlangen.

Solche Äußerungen machen den Eindruck, als ob der frühere politische Phantast zum völligen Realpolitiker geworden, der auch den unerfreulichsten Verhältnissen die günstigste Seite abzugewinnen bemüht gewesen. In der That verhielt es sich so, wo es galt, andern zu raten und zu helfen, während er in seinem Innern freilich einer durchaus pessimistischen Ansicht der Weltlage zugeneigt war.

Bei seiner Gemütsart mußte Kerner durch das Elend, welches ihm jetzt in seiner unmittelbaren Umgebung vor Augen trat, aufs tiefste erschüttert werden. Hatte er vor einigen Jahren noch den Zuständen Hamburgs einen gewissen Vorzug zugestehen können, so schildert er diese Stadt in einem Briefe vom November 1807 als „so tief gefallen, daß wir allbereits auf dem Punkte stehen, das letzte ausgeraubte deutsche Dorf beneiden zu müssen.“ In einem Brief des vorausgegangenen Monats berichtet er von einem bevorstehenden Ball bei dem Prinzen von Ponte-Corvo, zu welchem er vermutlich in seiner Eigenschaft als Agent der Stadt Bremen geladen worden, und fügt hinzu: „Leider sind meine Füße steif geworden, und wenn ich den täglichen Jammer täglich mit ansehe, möchte ich lieber ins Grab tanzen.“ „Die Lust zu leben verliert sich täglich mehr im Innersten meines Herzens,“ so schrieb er am 2. März 1809, und Ähnliches mögen wir in zahlreichen andern Briefen zwischen den Zeilen lesen. Wiederum taucht in ihm der Gedanke auf, den schmachvollen und hoffnungslosen Zuständen Europas den Rücken zu kehren. So schrieb er am 25. Oktober 1810: „Ich bin und bleibe fest überzeugt, daß die Zukunft stets noch schlimmer werden wird und Auswandern nach Amerika noch das einzige übrige Heil darbietet. Unser Zustand ist rettungslos.“

Nicht aber allein in wehmütiger Klage, sondern auch gelegentlich in leidenschaftlichem Zornerguß hat Kerner seiner Gemütsstimmung Luft gemacht. So entstand jene unter dem Titel: „das blaue Fieber" bekannte Dichtung, in welcher er das von Napoleon über Europa und insbesondere über Deutschland verhängte Kriegsregiment geißelt und zugleich seinem Haß gegen den Urheber desselben ingrimmigen Ausdruck gibt:

Gelbes Fieber ist verschwunden,
Hat das blaue losgebunden.
Wilder rast es durch die Lande
Und zerreißt die schönsten Bande;
Frißt den Menschen en bataille
Und traktiert sie en canaille,
Selbst der Freiheit hohen Bund
Stempelt es zum blauen Hund...

Und so seufzen Millionen
Unter seinen Skorpionen,
Szepter, Keule, wie er will,
Alles stumm und stier und still.

Himmel, sende Deine Blitze
Von Jehovas Donnersitze
Und umgürt' Europas Raum
Mit Gomorrhas Flammensaum!
Und sollt' auch in neuen Welten
Dieses blaue Fieber gelten;
Dann zerschmettre Gott Diktator
Den verfluchten Weltäquator
Und ersäuf' den Erdenkreis
In des Blauen Todesschweiß![1]

Diese offenbar einer momentanen Stimmung entsprungenen Verse, welche — wie aus Obigem erhellt — die Anschauungen

---

[1] Das Gedicht ist vollständig abgedruckt Ztschr. des Vereins f. Hamb. Gesch. Band 4. S. 482 ff.

Kerners über Napoleon keineswegs erschöpfend zum Ausdruck bringen, haben eine gewisse Berühmtheit dem Umstande zu danken, daß der bremische Senator Smidt dieselben gelegentlich vortragen hörte, und sie nachmals im Winter 1813 auf 1814 den im großen Hauptquartier der Verbündeten anwesenden Ministern und Diplomaten vortrug. Durch Metternich lernte auch Kaiser Franz die Kernersche Dichtung kennen und fand an ihr solches Wohlgefallen, daß er sie bald auswendig wußte und die Schlagworte derselben bei zahlreichen Gelegenheiten anzubringen liebte.

Seit der Einverleibung der Hansestädte, gegen Ende des Jahres 1810, hörte für Kerner der äußere Anlaß zur Bethätigung im politischen Leben auf.

Die Verbindung seiner diplomatischen Wirksamkeit mit der medizinischen Praxis war offenbar nur durch ein Übermaß von Anstrengung möglich gewesen; und nicht immer hatte es dabei an Kollisionen gefehlt. „Warum kann man doch nicht sich selbst multiplizieren", so klagt Kerner in einem Brief, in welchem er berichtet, daß er, von dem französischen Gesandten Bourrienne auf sein Landhaus nach Othmarschen beschieden, darüber eine ihm sehr am Herzen liegende ärztliche Funktion verabsäumt habe.

Doch gerade die Fülle und Überfülle der Arbeit war ihm erwünscht. An dieser konnte es freilich einem Manne, wie Kerner, auch innerhalb seines bürgerlichen Berufes nimmer fehlen. Seit dem Anfang des Jahres 1810 war er Arzt am Hamburgischen Entbindungshause, dessen höchst mangelhafte Beschaffenheit er bereits im Sommer des Jahres in einer besonderen Broschüre dargelegt hatte, um seine Mitbürger auf die Notwendigkeit umfassender Verbesserungen hinzuweisen. Da jedoch die ungünstigen Zeitverhältnisse die Verwirklichung seiner Vorschläge erschwerten,

so fühlte er sich verpflichtet, durch vielseitiges persönliches Eingreifen und Anregung Gleichgesinnter wenigstens den schlimmsten Mißständen abzuhelfen.

Durch ein solches Streben nach immer erweiterter gemeinnütziger Thätigkeit suchte er Trost, als seine Stimmung sich zufolge der öffentlichen Verhältnisse und auch wohl des beginnenden körperlichen Leidens immer düsterer gestaltete.

Es war ein großer Verlust für ihn, daß sein vertrautester Freund Reinhold, an dessen geistes- und gemütsverwandtem und doch friedereicherem Wesen er sich so oft aufgerichtet hatte, jetzt nicht mehr an seiner Seite weilte. Im Herbst 1809 war derselbe zum holländischen Gesandten in Berlin ernannt worden. Kurz nachdem er Hamburg verlassen, schrieb Kerner an Schlabrendorf, ihm sei zu Mute, „als hätte man ihn zur Hälfte amputiert." Als dann im Sommer des folgendes Jahres das kaiserliche Einverleibungsdekret über Holland verhängt worden war und infolge dessen Reinhold dem diplomatischen Dienst überhaupt entsagen mußte, verweilte er auf der Heimreise noch einmal kurze Zeit in Hamburg. Es sollten die letzten Tage sein, welche den beiden Freunden gemeinsam zu verleben beschieden war.

Auch nach der Trennung von Reinhold fehlte es Kerner nicht an Umgang mit Männern, zu denen er sich durch Gesinnungsgemeinschaft und persönliche Freundschaft hingezogen fühlte. Es sei, als des bedeutendsten unter diesen, des dänischen Geschäftsträgers Rist gedacht, welchem Kerner bereits während seines ersten Aufenthaltes in Hamburg und dann wieder in Kopenhagen näher getreten war. Im Jahre 1810 ward ihm Gelegenheit, demselben während einer sehr schweren Krankheit seine ärztliche und freundschaftliche Fürsorge zu teil werden zu lassen. Rist hat ihn als seinen Lebensretter bezeichnet. In treuer Anhänglichkeit ihm zugethan, verbrachte

Rist die Folgezeit in Kerners nächster Umgebung und in fast täglichem Verkehr mit ihm. Er war in der Lage, ihn während seiner letzten Jahre und Monate zu beobachten und daher auch befähigt, in seinen „Lebenserinnerungen" ein getreues Bild von Kerners damaligem Sein und Wirken zu entwerfen. Dasselbe ist um so wertvoller, als es zwar mit Liebe, aber ohne Verblendung gezeichnet ist.

Rist schildert Kerner als seiner ganzen Geistesrichtung nach „auf die Erde angewiesen, nie zum Himmel blickend, während er jene durch rastlose Thätigkeit zu erfüllen strebte, aber getrieben von einem göttlichen Instinkt des Wohlwollens, hülfreich wie ein Engel." Auch Rist war es nicht entgangen, wie der Gram über das Zeitalter, dem er unter Eckmühls eisernem Regiment nicht einmal lauten Ausdruck zu geben vermochte, und übermäßiger Eifer in der Ausübung seines Berufs Kerners Gesundheit und schließlich seine Lebenskraft untergruben.

Der persönlichen Berührung mit den französischen Machthabern suchte Kerner damals möglichst auszuweichen; doch unterzog er sich der freilich wenig Erfolg verheißenden Mühe, die in den Tagen der hamburgischen Selbstverwaltung unausgeführt gebliebenen Pläne zur Reorganisation des Entbindungshauses nunmehr dem Chef der französischen Verwaltung ans Herz zu legen. Nicht minder that er Schritte für die Erhaltung der Armenanstalt, sowie für die Reform des Zuchthauses, an welchem er während seiner letzten Lebenszeit ebenfalls als Arzt fungierte. Auch stellte er selbstverständlich seine Dienste zur Verfügung, sobald dieselben von den Behörden für allgemeine sanitärische Zwecke in Anspruch genommen wurden.

Als im Jahre 1811 in der Stadt Harburg und deren Umgegend die Ruhr grassierte und es dort an ärztlicher Hilfe fehlte,

ward Kerner von dem Präfekten aufgefordert, über die Elbe zu gehen und der weiteren Ausbreitung der Krankheit zu steuern. Derselbe zögerte nicht, der Weisung Folge zu geben; er eilte von Ort zu Ort, traf die für zweckmäßig erachteten Maßregeln mit der ihm eigenen Energie und — wie berichtet wird — mit durchgreifendem Erfolg. Er selbst freilich sollte von dem bekämpften Übel nicht völlig verschont bleiben; sehr erschöpft kehrte er nach Hamburg zurück.

Den Winter 1811—12 verbrachte er unter mancherlei Leiden, welche ihm seine Berufspflicht erschwerten und ihn doch in der gewissenhaften Ausübung derselben nicht zu behindern vermochten.

Schon war sein Zustand ein besorgniserregender, als ihn eines Nachts eine auf einer Elbinsel wohnende Wöchnerin zu sich rufen ließ. Vergebens beschwor ihn die Gattin, die Hilfesuchende an einen andern Arzt zu verweisen. Über das Eis, das bereits aufzutauen begann, legte er den weiten Weg zu Fuß zurück, eine lange Stange quer über den Schultern, als Rettungsmittel bei möglicher Gefahr.

Als im März 1812 eine Nervenfieberepidemie (vermutlich Flecktyphus) in Hamburg ausgebrochen, wandte sich der Präfekt aufs neue an ihn, in der Hoffnung, daß es auch in diesem Falle gelingen möchte, der verheerenden Krankheit Einhalt zu gebieten. Die gestellte Aufgabe war freilich ungleich schwieriger, als im vorigen Jahre; denn offenbar hing die unheilvolle Ausbreitung der Epidemie mit dem in Hamburg aller Orten herrschenden Elend zusammen, welches gerade damals eine erschreckliche Höhe erreicht hatte. Kerners Herz litt unsäglich beim Anschauen alles Jammers, welchen Not und Krankheit gemeinsam hervorgerufen. Soweit seine Kräfte reichten, suchte er zu helfen und zu lindern, indem er in seiner Fürsorge auch jetzt weit über die ärztliche Pflicht-

erfüllung hinausging. Wiederholt unterzog er sich bei den von allen Verlassenen der ausgedehntesten Krankenpflege. Einem Unglücklichen, den keiner berühren mochte, soll er das Lager selbst bereitet und dadurch — so meldet die Aufzeichnung seiner Gattin — sich opfermutig der todbringenden Ansteckung ausgesetzt haben.

Kurze Zeit vorher waren seine Gedanken noch einmal nach der Heimat geschweift. Sein sehnsüchtiges Verlangen ging dahin, das württembergische Geburtsland und die Angehörigen daheim noch einmal wiederzusehen. Mit kindlicher Freude wurden von ihm die Vorbereitungen für die Reise betrieben und der Mutter berichtet, daß seine baldige Ankunft bevorstehe. Da überfiel ihn die unheilvolle Krankheit, deren tötlicher Charakter ihm nicht lange verborgen blieb.

Resigniert trug er in sein Taschenbuch die wehmütigen Verse ein:

Hin ist hin, verloren ist verloren,
Für das Grab bist Du geboren.
Nimmer werden Heimatslüfte Dich umwehen,
Nimmer wird Dein Aug' den Mutterboden sehen.

Seit längerer Zeit hatte er geahnt, daß ihm ein frühes Ende beschieden sein werde, ohne daß diese Voraussicht die Ruhe seines Gemüts erschüttert hätte.

Sich vom Leben zu trennen ward ihm nur schwer um der Seinigen willen. Ihm selbst verhieß es keine Freude mehr. Doch starb er nicht völlig hoffnungslos. „Du wirst die Sonne der Freiheit wieder aufgehen sehen," so sprach er zu seiner Gattin an einem seiner letzten Lebenstage. Am 7. April 1812 endete sein reichbewegtes Dasein.

Manches Zeichen der Anerkennung ward dem Dahingeschiedenen zu teil. Am meisten ehrte es ihn, daß Zahlreiche aus den ärmsten Klassen der Bevölkerung seiner Wohnung zuströmten, um die Züge des verehrten Mannes noch einmal zu sehen, daß auch der Hin-

weis, er sei an einer ansteckenden Krankheit gestorben, sie von ihrem Wunsche nicht abzubringen vermochte.

Am 11. April ward Kerner von seinen Freunden zur letzten Ruhestätte auf dem St. Petrikirchhofe geleitet. Tröstend hob damals ein Nachruf hervor, daß er in einem kurzen, aber gehaltvollen Leben die Summe eines längeren Daseins erschöpft und dessen Zweck erfüllt zu haben scheine, daß ihm der Segen von tausend Armen und Unglücklichen zu teil geworden, denen er als Arzt der Hamburger Armenanstalt, des Zucht- und Entbindungshauses Gesundheit und jede nötige Hilfe gewährte.

Wir, die wir aus größerer Entfernung auf seine Lebenslaufbahn zurückblicken, dürfen uns nicht verhehlen, daß in derselben — wie heilbringend immerhin ihr Ausgang gewesen — doch auch viel edle Kraft nutzlos verschwendet wurde. Und nicht den Zeitverhältnissen allein haben wir die Schuld davon beizumessen, sondern vielleicht noch weit mehr seiner exzentrischen Eigenart. Bald bethörten ihn allzu idealistische Hoffnungen, bald überschätzte er das Maß seiner Fähigkeiten und den Wert seines Urteils. Zeigte er sich in seinen Äußerungen über Menschen und Zustände oft einseitig und befangen, so wird mehr noch seine politische Handlungsweise der heutigen Anschauung vielfach anstößig und selbst tadelnswert erscheinen. Dennoch werden auch wir ihm ein ehrendes Angedenken weihen, denn auch seinen Fehlgriffen lagen edle Motive zu Grunde und bei allen Irrtümern und Irrwegen ist er niemals abgewichen von dem Pfade selbstloser Menschenliebe.

Verzeichnis der Quellen.

I. Ungedruckte.

1) Der handschriftliche Nachlaß Kerners und Aufzeichnungen seiner Witwe.

2) Briefe Georg Kerners an Auguste und Louise F[illegible]r, welche mir seiner Zeit von dem verstorbenen Postdirektor v. Scholl in [illegible]tgart zur Ver-

fügung gestellt wurden (jetzt in der königl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart). Diese Briefe sind von mir bereits bei der Abfassung meines Artikels über Georg Kerner in der Allg. deutschen Biographie Band XV. S. 640 ff., wie in meinen „Notizen zur Biographie G. Kerners" in den Mitteilungen des Vereins f. Hamb. Gesch. Jahrg. 5 S. 146 ff. verwertet worden. Vgl. auch Hans. Geschichtsblätter. 1875. S. 72.

3) Briefe an Kerner von Keidel, Volmers und Syndikus Post aus Bremen, welche ich meinem verstorbenen Freunde Professor Christoph Schwab verdanke.

4) Briefe Kerners an den Grafen Schlabrendorf im königl. Staatsarchiv zu Breslau.

5) Akten und Dokumente aus dem Hamburger und Bremer Stadtarchiv, aus dem königl. Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart, aus dem königl. geh. Staatsarchiv in Berlin und aus dem Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Paris.

6) Einzelne Notizen aus dem Straßburger Stadtarchiv, aus dem niederländischen Reichsarchiv und aus Aufzeichnungen privaten Charakters.

II. Gedruckte.

Hier sind in erster Linie die wichtigeren der eigenen Publikationen Kerners, welche im Verlauf der Erzählung bereits erwähnt wurden, hervorzuheben. 1) 5 Briefe aus Paris in der „Klio", Monatsschrift für Revolutionsgeschichte Band I. und II. (1795), 2) 7 Briefe „geschrieben auf einer Reise von Paris nach den Niederlanden" und „durch die Niederlande nach Holland" in Poels Zeitschrift Frankreich. Jahrgang 1795. Band III. und Jahrgang 1796. Band I., 3) Der Nordstern (Zeitschrift). Hamburg 1802, 4) Reise über den Sund (Tübingen 1803).

Außerdem sei der Lebenserinnerungen von Pfaff und Rist, sowie der dem Angedenken Kerners gewidmeten Gedichte Reinholds (Poetischer Nachlaß Band I. S. 159—163) gedacht.

Der Aufsatz von Wilhelm Lang „Aus Kerners Sturm- und Wanderjahren" (in dessen Publikation „Von und aus Schwaben"), welcher im wesentlichen auf den unter I. 2) bezeichneten Briefen beruht, sowie verschiedene auf Reinhard bezügliche Abhandlungen desselben Autors sind erst erschienen, als obige biographische Skizze bereits dem Druck übergeben war; doch soll im Anhang der Separatausgabe auf jene Veröffentlichungen Bezug genommen werden.





DATE DUE

